


SIGILLUM COLLEGII COLUMBIAE NOVI EBORACI
In Lumine Tuo Videbimus Lumen

Thaddäus Bulgarins sämmtliche Werke

aus

dem Russischen übersetzt

von

August Oldekop.

Dritter Band.

Leipzig, 1828.
bei Carl Cnobloch.

Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

I. Sittenschilderungen.

Thaddäus Bulgarins

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

I.

Sittenschilderungen.

1.

Das Modemagazin
oder
Was heißt Façon?

(Allen guten Ehemännern gewidmet.)

Eines Tages ward die Thür meines Zimmers rasch geöffnet, und zu mir herein trat ein alter Schulkamerad, mit dem wir uns 25 Jahre nicht gesehen hatten. Anfangs erkannten wir einander nicht, als wir uns aber der Kinder- und Jugendjahre erinnerten, freuten wir uns herzlich des Wiedersehens, umarmten uns, und fragten zuletzt einer den andern nach seinen Schicksalen. Mein Schulkamerad erzählte

mir folgendes: „Du weißt, daß die Philosophen das Leben ein Drama nennen; ich habe ungefähr ein halbes Jahrhundert verlebt, und bin jetzt beim dritten Akt meines Lebens. Den ersten Akt, d. h. seit meiner Entlassung aus dem Cadettencorps zur Artillerie verlebte ich im Kriegsdienste. Das war der lustigste Theil dieses Drama's. Ich diente, theils gut, theils träge; betrug mich rechtlich, aber nicht immer ordentlich; spielte Karten, tanzte Masurisch, verliebte mich; zuweilen that ich von ungefähr einen Blick in irgend ein Buch, und so verlebte ich meine Zeit, schleppte mich mit meiner Kanone durch die weite Welt und schoß unbarmherzig mit Kugeln und Kartätschen auf Türken und Franzosen. Schon war ich auf dem Wege zum Tempel des Ruhmes, erhielt ein Ehrenzeichen und ward Staaboffizier. Schon zeigte mir die trügerische Hoffnung, im Nebel des Pulverdampfes die General-Epaulets u. s. w. u. s. w., aber plötzlich schwanden alle meine Hoffnungen: ein Französischer Jäger hemmte durch einen Schuß mein Streben nach Unsterblichkeit; durchschoß meinen Fuß, nöthigte

mich zur Retirade auf mein Landgut, und zwang mich, den ersten Akt zu beschließen. — In der Heimath war ich anfangs untröstlich. Die Ehrsucht schmerzte mich mehr, als meine Wunde; bald aber besann ich mich eines bessern durch die Ueberzeugung, daß man mit guten Absichten auch auf dem Lande der Menschheit und folglich dem Vaterlande nützlich seyn könne. — Ich beschloß mein Landgut nicht zu verlassen, und mich mit dem Wohlstande meiner vom Schicksale mir anvertrauten Bauern zu beschäftigen. Hier beginnt der zweite Akt meines Drama's. Ich verbesserte Aecker, pflanzte bei den Bauern Fruchtbäume, vermehrte die Heerden, verminderte die Abgaben, gründete eine Schule, baute eine Kirche, fand einen verständigen Geistlichen, kurz, that alles was ich konnte, um die Bildung und den Wohlstand meiner Bauern zu befördern. In Mußestunden lernte ich Griechisch und Latein, las gute Bücher, und zehn Jahre verstrichen wie zehn Tage. Endlich trug ich auch Verlangen nach einer Gefährtinn, zum Beistande und Troste in meinem Leben — d. h. ich beschloß zu heirathen.

Lange konnte ich mich nicht dazu entschliessen, und verschob es von einem Jahre zum andern; endlich bezwang mich die Eigenliebe und bewog mich zum Ehestande, denn meine entfernten Verwandten begannen mich durch höfliche Briefe und Besuche zu belästigen, und in unserer Gegend sprach man schon von der reichen Erbschaft, welche ich für sie sammelte. Das verdroß mich; ich wünschte selbst Erben zu haben. Meine Wahl fiel auf die Tochter meines Nachbars, ein verständiges, schönes, gutes Mädchen, und noch dazu auf dem Lande erzogen; sie bezauberte mich durch ihre Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Unschuld. Ich heirathete sie, und begann den dritten Akt meines Drama's. Schon sind es sechs Jahre, daß ich diesen Schatz besitze; ich liebe meine Frau ganz rasend und werde (wie es scheint) von ihr wieder geliebt. Ich weiß den Werth aller ihrer Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften zu schätzen, bin aber, bei aller meiner Liebe, nicht so blind, um nicht auch ihre Mängel zu sehen. Alle Sterbliche sind in der Liebe gleichen Gesetzen unterworfen, und nur vor der Hochzeit be-

merken wir die Mängel und Schwächen unserer Zukünftigen nicht. Wisse also, daß meine Frau zu jenen ätherischen Wesen gehört, die ihr ganzes Leben hindurch phantasiren und in ihrer Einbildung in einer überirdischen Welt leben, wo Gesträuche und Blättchen sich mit einander unterhalten, wo süße Zärtlichkeit und Sinnenrausch ihnen zur Nahrung dient, wo Seufzer ihre Atmosphäre, und Thränen der Rührung die Quelle ihres Glückes bilden. Kurz, meine Frau, im Kreise romanhafter und sentimentaler Verwandten erzogen, ist, wie man zu sagen pflege, mit Idyllen gewindelt, mit Balladen eingewiegt und mit Romanen gefüttert worden. Im Allgemeinen sind diese Romantiker und Sentimentalen sehr gute Menschen, — aber schwach wie Kinder, und ergötzen sich, ihr ganzes Leben hindurch, an Spielwerken. In Folge eines gewissen Gefühls für das Schöne, liebt meine Frau Moden, Kleider und Hüte bis zum Wahnsinn. Ich möchte freilich lieber, daß ihr Brillanten, Gold und Silber gefielen; denn da ist doch etwas Reelles; aber die jetzigen Modewaaren schwinden

mit jeder Jahreszeit dahin, wie die Blumen. Vergebens habe ich mich bemüht, diese Leidenschaft bei meiner Frau auszurotten, aber weder Bitten noch Rathschläge haben etwas gefruchtet. Sie verspricht zwar immer Besserung, und quält mich sogar nicht durch ihre Bitten; aber die Weiber haben eigene Pfiffe: fährt sie bei einem Modemagazin vorbei, so seufzt sie so schwer, oder rühmt — indem sie mit verstellter Gleichgültigkeit vom Putze spricht — so schlau die bei ihren Freundinnen gesehenen Kleider und Hüte, daß ich mich erweichen lasse: die Sachen gehen wieder ihren alten Gang, und wir beginnen aufs Neue unsere Wanderung durch alle Modewinkel!" — Während dieser Erzählung meines Freundes fing ich an ganz absichtlos meine Schlafmütze auf dem Kopfe zu ordnen, er aber bezog meine Handlung auf sich und sprach lächelnd: „Du willst mich gewiß eine Schlafmütze nennen?" — Nein! entgegnete ich, aber Deine Schwäche ..... „Schwäche," rief er: „wie soll man denn nicht schwach seyn bei einer schönen und klugen Frau? — Von Adam bis auf mich inclusive, waren Männer die Opfer ihrer

Schwachheit und werden es seyn, nur Art und Umstände sind dabei verschieden. Dem sey aber wie ihm wolle, fuhr er fort, so muß ich Dir gestehen, daß, so lange ich die Modenmagazine nur aus Krilows Lustspiel kannte, ich keinen Kopeken Schulden hatte; seitdem ich sie aber durch Erfahrung kennen gelernt habe — bin ich nun so weit, mein Gut versetzen zu müssen." — Du willst wohl, daß ich Dir dabei behülflich seyn soll? sprach ich. Recht gern! — „Nein," entgegnete er, „ich bin nur gekommen, um in einer andern Sache Deinen Rath einzuholen. Meine Frau erwartet sich, und ist auf dem Lande geblieben, hat mir aber verschiedene Aufträge in den Modenmagazinen gegeben: sey mir also beim Ankauf behülflich!" — Aber ich verstehe mich nicht auf Moden, war meine Antwort. — „Wie ist das möglich," rief mein Freund, „Du bist ein Journalist und Deines Gleichen versteht ja alles und urtheilt über alles." — Urtheilen und verstehen sind zwei verschiedene und oft einander ganz entgegengesetzte Dinge, welche, trotz des Französischen Sprüchworts: les extremités se touchent, sich

doch selten berühren. Ueber Moden zu urtheilen, bin ich gern bereit; für Beurtheilungen zahlen wir kein Geld, sondern erhalten welches; aber ich will meine Kenntniß oder Nichtkenntniß nicht auf Kosten Deiner Tasche zur Schau stellen, und kann Dir durchaus in diesem Falle nicht nützlich seyn. — „Nun so begleite mich wenigstens in ein Modemagazin, sprach mein Freund, denn sie haben mich so eingeschreckt, daß mir ein helles, reines Magazin wie eine dunkle Höhle oder wie ein düsterer Böhmischer Wald vorkommt." — Herzlich gern will ich Dich begleiten, sprach ich, kleidete mich an und ging mit meinem Freunde.

Schon war es 10 Uhr Morgens, als wir in die Newskische Perspektive kamen. Fast an jedem Hause hängt ein Schild mit der Aufschrift: Modes et Robes. — „Wo nun hin?" fragte mich mein Freund. — Gewöhnlich dahin, wo Spiegelscheiben, reiche Vorhänge und am meisten Glanz an den Fenstern zu sehen ist, antwortete ich. Wir traten ins Modemagazin. Einige Mägde räumten dasselbe auf, wischten den Staub ab, und eine dersel-

ben sang mit ziemlich angenehmer Stimme das Liedchen aus dem Donauweibchen: die Männer, sie wechseln, so schnell wie der Wind. — Ein junger Mann von angenehmem Aeußern, der am Pult beim Rechnungsbuche saß, stand auf, grüßte und fragte: was uns gefällig sey? Wir hielten ihn für den Ladendiener, und baten ihn, den Besitzer oder die Besitzerinn des Magazins zu rufen. Der junge Mann erklärte uns, er sey der Mann der Besitzerinn, und bat uns etwas zu verweilen. Mein Freund zog unterdessen einen auf allen vier Seiten beschriebenen Bogen Papier aus der Tasche und begann laut und vernehmlich das Register der Bedürfnisse seiner Gemahlinn vorzutragen. Obgleich ich ziemlich fest in der Französischen Sprache bin, so muß ich doch gestehen, daß ich von dem ganzen Vortrage kein Wort verstand, da ich die Technologie und Terminologie der Moden gar nicht studirt habe. Nur obenhin hörte ich die Benennungen verschiedener Thiere, romantische Manns- und Frauen-Namen, Titel von Lustspielen und Romanen, verschiedene chemische und mineralo-

gische Ausdrücke; aber alles dieses, bei der Anwendung auf die Namen von Bändern, Kapots, Federn und Hüten so unter einander gemischt, daß ich den erfinderischen Geist der Französischen Sprache und die Schmiegsamkeit der unsrigen nicht genug bewundern konnte! Der Besitzer, oder wie er sich nannte, der Mann der Besitzerinn, veränderte, während mein Freund las, einige Male seine Gesichtsfarbe vor Freude. Er wiederholte seine Bitte, daß wir die Besitzerinn erwarten möchten, die auf jeden Fall heute zum Frühstück vom Landhause in die Stadt kommen müsse. Da fuhr eine schöne mit zwei Pferden bespannte Kutsche vor das Haus, und eine Frau von mittleren Jahren, im reichen Negligé, in einen weißen Türkischen Shawl gehüllt, trat auf die Treppe. Der Besitzer eilte ihr schnell entgegen und empfing die Dame mit einem tiefen Bücklinge. Wir glaubten anfangs, es sey eine wohlhabende Frau von Stande, erfuhren aber bald, daß diese Dame die Besitzerinn des Magazins sey.

Die Kriecherei des Mannes, der vor seiner Frau den gehorsamsten und ergebensten

Diener spielte, gereichte meinem Freunde eini-
ger Maßen zur Erquickung und Beruhigung.
Wir sehen überhaupt gern unsere Schwächen
an Andern; das rechtfertigt uns einigermaßen
vor uns selbst.

Als Madame von ihrem Manne das Re-
gister meines Freundes erfahren, ward sie über-
aus huldreich und nöthigte uns in die innern
Zimmer zum Frühstück. Wir willigten ein, und
der Mann der Besitzerinn beschäftigte
sich indessen mit Aufgabe der Kosten und Durch-
sicht der von meinem Freunde geforderten Sachen.

Während wir den Trank der Levante aus
kostbarem Porzellan von Sevres schlürften, trat
ein Mädchen ins Zimmer, mit einem zitzenen
Kleide nebst einer einfachen Haube von Peti-
net auf dem Arm, und meldete, daß ein Die-
ner danach gekommen sey. Ich fragte Mada-
me, warum sie sich mit so unbedeutenden Din-
gen, wie Zitz und Petinet, abgebe. — „Das
kümmert mich nicht," antwortete sie, „chacun a
son gout; meinetwegen mag man sich in
Matten kleiden — ich habe nur mit der Façon
zu thun." — „Was kostet so ein zitzenes

Kleid?" versetzte mein Gefährte. — „Funfzig Rubel!" antwortete Madame. — „Ums Himmelswillen!" riefen wir beide in einem Tone. „Wofür denn?" fuhr mein Freund fort: „ich weiß doch, daß der beste Zitz im Kaufhofe 2½ Rubel kostet; zu einem solchen Kleide sind 9 Arschinen genug, folglich kostet alles 22½ Rubel; für die Arbeit sind 8 Rubel genug, wofür denn die übrigen 19½ Rubel?" — „Wir nehmen nicht für die Arbeit, sondern für die Façon!" antwortete Madame. — Diese Façon ist die theuerste Waare in Ihrem Magazin, entgegnete ich. — „Mit Erlaubniß, was kostet diese Haube von Petinet?" sprach mein Gefährte. — „Eine Kleinigkeit," antwortete Madame, „25 Rubel." Mein Gefährte, der alte Artillerist, folglich ein Mathematiker, und dabei erfahren in weiblichem Putze, fing wieder an zu berechnen: „Ein Arschin Petinet kostet im Kaufhofe 2½ Rubel," sprach er; „hier sind nur ¾ Arschin nöthig, folglich kostet aller Petinet 1 Rubel 87 Kopeken; 3 Arschinen Band kosten nicht mehr als 1 Rubel 50 Kopeken: der ganze Putz also nur 3 Rubel 37 Kopeken; wofür

denn nun noch die übrigen 21 Rubel 63 Kopeken? — „Wie theuer verkaufen Sie diesen leichten, durchsichtigen Hut?" sprach ich; „nur ein Blumenstrauß erinnert daran, daß er aus irdischen und nicht aus luftigen Erzeugnissen verfertigt ist." — „Alles zusammen kostet nur 40 Rubel," antwortete Madame. Mein Freund nahm wieder seine Zuflucht zur Mathematik und berechnete, daß Gaze, Blumenstrauß, Bänder und Drath 20 Rubel kosteten. — „Sollten Sie denn wirklich für die Arbeit einer solchen Kleinigkeit 20 Rubel nehmen?" sprach er mit gerunzelter Stirn. — „Nicht für die Arbeit, sondern für die Façon:" antwortete Madame lächelnd. — „Aber was bedeutet denn hier: Façon?" fragte ich: „im Wörterbuche der Französischen Akademie bedeutet dieses Wort: die Form, das Aeußere, die Gestalt, welche ein Künstler oder Handwerker seiner Arbeit giebt." — „Das ist die gewöhnliche Bedeutung des Wortes," sprach Madame, „aber im technischen Sinne ist es etwas ganz anderes." — Ich bitte Sie also, sprach ich, mir Ihren technischen Ausdruck Façon zu erklären?

und mein Gefährte wiederholte meine Bitte. — „Sehr gern!" antwortete Madame, „aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Ihre Bestellungen in meinem Magazine machen lassen wollen; ich versichre Sie bei der Ehre einer Modehändlerinn, daß Sie nirgendwo billiger bedient werden, denn die Façon (fügte sie lächelnd hinzu) findet sich in allen Modenmagazinen nach derselben Façon *)." Wir gaben unser Ehrenwort, und Madame gab uns folgende Erklärung: „Façon bedeutet: die Miethe der Wohnung und des Magazins, den Unterhalt der Diener, die Bezahlung der Näherinnen, die Verschreibung von Mustern aus Paris, Zwirn und Stecknadeln, Möbeln, Landhaus vor der Stadt, Loge im Theater, Equipage, Tisch, Kleidung, parties de plaisir, und endlich das Kapital, mit welchem man nach Frankreich zurückkehren muß, nachdem man einige Jahre unter 59° 56′ 2″ nördlicher Breite ver-

*) Der Vf. dieser Erzählung bemerkt hiebei: „Ich „habe vielleicht das Wortspiel: parceque la „façon existe partout sur la façon nicht „ganz verständlich übersetzt.

lebt hat.“ — Unstreitig verdient Jeder Belohnung für seine Mühe, sagte ich: aber diese Belohnung muß dem Nutzen und der Dauerhaftigkeit der Gegenstände angemessen seyn; Marmor und Bronze, zum Beispiel, können nicht mit Gaze und Atlas verglichen werden. Das Eine besteht Jahrhunderte lang, während das Daseyn des Andern nach Minuten berechnet wird; daher scheinen mir, bei so vergänglichen Dingen, 21 Rubel 63 Kopeken Vortheil auf ein Kapital von 3 Rubel 37 Kopeken, mehr als zu viel zu seyn. — „Rechnen Sie denn,“ entgegnete Madame, „den Aufwand von Geist und Phantasie für nichts, um aus diesen Lappen (de ces chiffons) einen Gegenstand des Luxus und der Mode zu bilden, der die Aufmerksamkeit der glänzendsten Cirkel in der Residenz erregt? Die Erzeugnisse der Mode sind die Schöpfungen des Genie's und müssen eben so geschätzt werden, wie die Erzeugnisse der Poesie, Malerei und Bildhauerkunst, nicht aber so wie die niedrige Arbeit der Schneider und Hausnäherinnen. Hier bestimmen den Werth nicht das Material, sondern Erfindung und Geschmack.

Verstand, Talente, Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens erhalten überall ihren Lohn." — Erlauben Sie mir zu bemerken, sagte ich, daß Sie unter den Geisteserzeugnissen, ohne Zweifel, die Bücher nicht mitgerechnet haben, weil die Erzeugnisse des Geistes in dieser Beziehung bei uns ..... Madame ließ mich nicht endigen, sondern rief im Feuer der Rede: „Gleichviel, gleichviel, bei jeder Art des Handels, ist der Verstand die erste Bedingung und die Haupt-Waare. Der Handelsgeist besteht darin, daß man bei den Berechnungen nicht den Verstand, sondern die Schwächen der Menschen in Anspruch nimmt. — Wer für kluge Leute arbeitet, darf nicht auf viel rechnen, erstens, weil es der klugen Leute überall nicht viel giebt, und zweitens, weil sie gar zu krittlich und vielverlangend sind. Kluge Leute müssen mit der Eitelkeit und Eigenliebe zu thun haben, dann ist der Erfolg gewiß. Die besten Aushängeschilder in Handelsangelegenheiten sind: Neuheit, theurer Preis, und mehr äußerer Glanz als innerer Werth. Bei allem dem muß man, um die Waaren in ihr bestes Licht zu

stellen, der Eigenliebe der Käufer zu schmeicheln wissen; wenn z. B. eine bejahrte oder verblühte Schöne bei mir einen Hut anpaßt, und, nach dem Preise sich erkundigend, sagt: ich hole ihn nachher ab (das ist die gewöhnliche Ausrede derjenigen, welche etwas nicht zu kaufen wünschen) so ruft mein Mann, als ob er zufällig hinblicke: Ach, wie der Hut Ihnen kleidet! — Ich meinerseits sage freundlich: schön, unvergleichlich! (C'est charmant!) — und die geizige Dame, in der Meinung, daß mein Hut auf alle Boulevard-Stutzer denselben Eindruck machen werde, kauft denselben. Wenn einer Dame ein fertiges Kleid gefällt — so versichere ich ihr, es sey für die Gräfinn oder Fürstinn N. N. bestellt, welche die erste in der ganzen Stadt seyn will, die in diesem modischen Anzuge erscheint. Die Worte: die erste in der ganzen Stadt, erschüttern das Herz mit elektrischer Kraft, denn fast jede Frau hält sich für die erste in der ganzen Stadt, und mein Kleid, welches vielleicht in irgend einem dunkeln Winkel des Magazins hätte vermodern müssen, wird mit guter

Façon verkauft. Das ist die kurze Erklärung des Wortes Façon und das Geheimniß des Modehandels. Aber verzeihen Sie, daß ich unser Gespräch abbrechen muß: ich habe Geschäfte, und wenn es Ihnen beliebt, Ihr Wort zu halten, so bitte ich, mir das Verzeichniß der erforderlichen Sachen zurückzulassen; in wenigen Tagen soll alles zu Ihren Diensten seyn."

Mein Freund schob die Hand in die Seitentasche seines Rockes und zögerte lange mit dem Hervorholen des verhängnißvollen Blattes. — Mache keine Schwierigkeit, lieber Freund! sagte ich: das gegebene Wort bindet uns, zudem sind wir noch Dankbarkeit schuldig für die Offenheit und für den Unterricht in der praktischen Philosophie — ich aber insbesondere für den Artikel in mein Journal.

Da übergab mein Gefährte mit traurigem Gesicht der Dame das Verzeichniß der unumgänglich nothwendigen Dinge, nebst 500 Rubeln Handgeld, und bat kläglich, bei der Rechnung für die Façon schonend mit ihm zu verfahren, um des Mißwachses und der praktischen Philosophie willen. Madame ver-

sprach Rücksicht zu nehmen — und wir verließen das Modemagazin.

„O Weiber! o Frauenzimmer!" rief mein Freund, als er auf der Straße war. Ich entgegnete: O — Ehemänner! o Mannspersonen! — „O höchstweise Franzosen!" fuhr mein Freund fort. — O — geduldige Russen! entgegnete ich. — Ich wollte ihm nämlich zu verstehen geben, daß er eben so viel Schuld trage, als diejenigen, welche er beschuldige; denn wer freiwillig Fehler begeht, hat kein Recht, sich über irgend jemand zu beklagen. „Jetzt verstehe ich," sagte mein Freund, „woher die Franzosen ihre Kolonien in Amerika, auf Isle de France und in Indien so gleichgültig abgetreten haben? Wozu brauchen sie Kolonien? Wie viel Mühe und Beschwerden verschafft nicht die Gewinnung des Indigo, des Zuckers, der Baumwolle und anderer Kolonialwaaren! Welche Auslagen sind erforderlich, um Flotte, Festungen, Truppen, Beamte u. s. w. zu unterhalten. Die Französischen Kolonien finden sich überall, wo es nur Modemagazine giebt. — Das sind Potosi's Silbermi-

ren, Golkonda's Diamantgruben, Ceilons Perlenfischereien! Unser Kaufhof ist die reiche Quelle und die Modemagazine die Feueresse, wo die Metalle eingeschmolzen werden; wo das reine Gold sich sondert und in raschem Laufe nach Frankreich strömt. Diese Façon wird mein Lebelang in meinen Ohren widerhallen und mir nie aus dem Kopfe kommen."

Lieber Freund! sagte ich ihm: mäßige Deinen Zorn. Nicht allein in den Modemagazinen existirt die Façon. Sieh um Dich her, wirf einen ruhigen Blick in die menschliche Gesellschaft, und Du wirst finden, daß fast überall, wo Menschen mit einander in Berührung stehen, die Façon eine wichtige Rolle spielt. Alle Menschen, von der Wiege bis zum Grabe, bezahlen in einigen Fällen, und erhalten in andern für die Façon.

2.

Lehre für Stutzer und Windbeutel.

Zeit ist's mit Französiren aufzuhören.
Derschawin.

Meine lieben Leser kennen die Sonderbarkeiten meines Freundes Archip Faddejewitsch, der viele Gegenstände aus einem besondern Gesichtspunkte betrachtet, und oft das tadelt, was Andere loben, und umgekehrt. Unlängst war ich Zeuge einer Unterhaltung die mich in Erstaunen setzte, und unstreitig auch meine Leser in Erstaunen setzen wird.

Eines Tages, als ich bei ihm war, hielt eine schöne Kutsche vor seinem Hause; ein junger, elegant gekleideter Mann, sprang wie ein Hase aus dem Wagen, und klingelte so stark an der Hausthür, daß die Kanarienvögel in ihren Käfigen aufflogen, der Hund zu bellen anfing und die Katze unter das Bett kroch. Ich

griff nach meinem Hute, um nach Hause zu gehen, aber Archip Faddejewitsch hielt mich mit den Worten zurück: „Bleibe hier, ich bitte Dich; es ist mein Neffe, der mich nie besucht, weil er weiß, daß bei mir weder Erbschaft noch Protection zu finden ist; ja, er schämt sich sogar mich in der großen Welt seinen Oheim zu nennen, weil er meine Visitenkarten in großen Häusern nicht findet, weil ich zu Fuße gehe, und nicht nach der Mode gekleidet bin." — „Ein sauberer Neffe!" sagte ich. — „Uebrigens ist er ein guter Junge," fügte Archip Faddejewitsch hinzu: „alle seine Fehler entstehen durch die Windbeutelei, unnütze Bekanntschaften und durch Mangel an gründlicher Erziehung. Er soll jetzt eine ordentliche Lection erhalten; — passe auf." — Unterdessen war der junge Mann ins Zimmer gestürzt; an der Thür blieb er stehen, betrachtete uns durch eine Doppel-Lorgnette, näherte sich hierauf, ohne mich zu berücksichtigen, dem Tische, an welchem Archip Faddejewitsch saß, streckte ihm ganz vertraut die Hand entgegen, und sprach im Protector-Tone: „bon jour, mon oncle!" Dar-

auf schob er einen Sessel herbei, warf sich in denselben, legte seinen Hut auf den Tisch, gähnte zweimal und, fragte dann, die Augen zur Decke gerichtet: Eh bien, mon oncle! in welcher wichtigen Angelegenheit haben Sie mich denn rufen lassen?" Archip Faddejewitsch machte in dem Augenblicke einige Bemerkungen in seinem Tagebuche, und erwiederte mit gerunzelter Stirn: „Bevor ich zur Sache schreite, muß ich Dir bemerken, daß dieser Herr (auf mich zeigend), welchen Du nicht bemerkst, nicht der unsichtbare Fürst*) ist, sondern der beste Freund Deines Oheims, ein guter Bekannter Deines verstorbenen Vaters, ein Freund der Aufklärung und geschworener Feind talentloser Dichter und unwissender Schriftsteller. Sogar fürstliche Reimschmidte haben ihm die Ehre angethan, Satiren und Epigramme auf ihn zu schreiben, und dies ist der beste Beweis, daß seine Urtheile über ihre Werke gerecht sind. Es war folglich Deine Pflicht ihn artig zu begrüß-

*) Dies ist der Titel einer beliebten Russischen Feenoper. (A. D.)

sen.“ — Bei dem Worte: Fürstliche, richtete der junge Herr seine Blicke von der Zimmerdecke auf mich, und als Archip Faddejewitsch seine lange Vorrede beendigt hatte, nickte sein Neffe mit dem Kopfe und sagte: „Pardon.... charmé.... es freut mich Ihre Bekanntschaft zu machen!“ ohne einmal nach meinem Namen zu fragen. Ich grüßte ihn höflich, und erwartete ruhig die Entwickelung des Lustspiels. — „Du weißt ja wohl, lieber Neffe, daß Du eine reiche Tante hast, meine Muhme, die als kinderlose Wittwe nun schon gegen zwanzig Jahre auf ihrem Gute lebt, ohne dasselbe zu verlassen?“ — „Wie sollte ich nicht!“ antwortete der Jüngling: „sie nimmt bei mir den ersten Platz in dem Verzeichniß der Kandidaten ein, welche mich durch Erbschaft reich machen sollen. Man will schon von mir ihr Gut kaufen....“ — „Halt, halt, übereile Dich nicht, lieber Neffe, verkaufe nur nicht das Fell des lebenden Bären. Lies diese Zeilen in ihrem Briefe an mich.“ Der Neffe las laut: „Ich schicke Dir, lieber Vetter, Archip Faddejewitsch, ein Lombard-Billet auf zehntausend Rubel;

gieb es meinem Neffen Chariton....“ — Der junge Herr warf den Brief auf den Tisch und schrie: „Herrlich — recht gelegen, — geben Sie mir das Billet, lieber Oheim!“ — „Lies erst zu Ende, lieber Neffe!“ — „Warum?“ antwortete der Jüngling: „einen bessern Ausdruck werde ich gewiß im Briefe nicht finden, und die zärtlichen Redensarten will ich der guten Tante gern erlassen.“ — „Ich bitte Dich, lies weiter.“ Nun blieb nichts mehr übrig, als zu gehorchen, und der Jüngling fuhr fort: „gieb es meinem Neffen Chariton, falls Du findest, daß er sich gut beträgt, nicht von der unleidlichen Windbeutelei der französischen Stutzer angesteckt ist, welche aus unserm guten Rußland einen mit Papageyen gefüllten Käfig machen wollen; wenn Du Dich überzeugt hast, daß er sein Vaterland herzlich und feurig liebt, dem Kaiser treu und eifrig dient, die Pflichten erfüllt, welche die Religion seiner Väter jedem rechtlichen Manne vorschreibt; wenn er keine Schulden macht; eifrig beflissen ist, sich in den Wissenschaften und in der Russischen Literatur zu vervollkommnen, um ein nützlicher Beam-

ter, aber nicht ein ewiger Copist zu werden, damit.....“ — „Ach, das ist gar zu lang, lieber Onkel!“ sagte der junge Herr, indem er ganz bedächtig den Brief auf den Tisch legte: „ich gebe gern zu, daß diese Moral recht hübsch ist, daß sie sich auch, gedruckt, recht gut ausnehmen würde, geben Sie mir aber einstweilen das Lombard-Billet; ich habe wahrlich keine Zeit, und muß einige Visitten machen.“ — „Warte nur, mein Lieber!“ — sagte Archip Faddejewitsch mit wichtiger Miene: „ich pflege die mir ertheilten Aufträge pünktlich zu erfüllen, und muß Dir daher, vor dem Endurtheile, einige Anklagepunkte gegen Dich, ganz in dem Sinne, wie der Brief Deiner Tante, vorlesen.“ — „Anklagen, gegen mich!“ rief der junge Herr, aus vollem Halse lachend: „C'est un peu fort! Fragen Sie alle vornehme Damen, wer wohl in Gesellschaften am liebenswürdigsten und gewandtesten ist. Fragen Sie meine Vorgesetzten, mit wem sie am liebsten Whist spielen. Fragen Sie meine Mitbeamten, wer sie am besten füttert und Alle, Alle werden auf mich zeigen, auf mich, Ihren liebens-

würdigen Neffen! Ich bitte, Onkelchen, das Lombardbillet!" — „Das Alles ist recht gut, aber das Billet gebe ich Dir nicht eher, bis Du meine Anklagepunkte angehört hast." — „Sehr wohl, ich höre!" sagte der Jüngling, schob sich im Sessel zurecht, stützte den Ellbogen auf den Tisch, hielt das Schnupftuch vor das Gesicht und fing an zu gähnen.

Archip Faddejewitsch liest aus seinem Tagebuche: „Erstens: Vergehen gegen die Liebe zum Vaterlande. Mein Neffe verändert seinen Familiennamen, den seine Vorfahren in Schlachten und in bürgerlichen Aemtern veredelten, ja sogar seinen Taufnamen." — „Was heißt das, lieber Onkel?" rief der junge Mann ganz erstaunt. — „Du heißest Chariton Chischtschutschinski: betrachte nun einmal Deine Visitenkarte: Hier steht gedruckt: Chariton Chistehoutschinskoy, nach der Französischen Aussprache lautet dies: Schariton Schiß-schuts-schinskoi. Das mag der Name irgend ein Chinesischen Mandarins seyn, aber keines Russischen Edelmanns; und aus diesem Gallimathias wird kein Russe Dich für seinen

Landsmann erkennen." — „Das ist ja aber die allgemeine Mode, lieber Onkel, den Namen auf den Visitenkarten Französisch zu setzen." — „Es ist Schande, mein Herr, daß man in Rußland, einem der ersten Staaten in der Welt, zur Unterschrift seines Namens eine fremde Sprache gebraucht. Wenn wir den Ausländern die Ehre anthun, ihre Sprache zu erlernen, so können sie wohl wenigstens so viel für uns thun, daß sie unsere Buchstaben lernen, um unsere Namen zu lesen. — Für die Russen ist diese Hinzufügung von zehn Buchstaben zu Deinem Namen, ganz unnütz." — „Das ist eine Sonderbarkeit," sagte der Neffe. „Nein, sondern eine Forderung des Nationalstolzes. Erlaube mir zu fragen, ist das Deine Kutsche?" — „Ja, lieber Onkel, endlich habe ich sie bezahlt." — „Warum sind denn auf den Thüren die Anfangsbuchstaben eines fremden Namens: C. C.?" — „Das sind die Anfangsbuchstaben meines Tauf- und Familiennamens auf Französisch." — „Ei nun, im Französischen heißen diese beiden C: höre auf Narrens-

possen zu treiben.*) Schämst Du Dich nicht Dein Eigenthum mit ausländischen Buchstaben zu stempeln, und noch dazu in Deinem Vaterlande, welchem Du eben Dein Eigenthum verdankst! Der Russe wird glauben: Du fährst in einem fremden Wagen, und hält Dich unwillkührlich entweder für fallirt oder für einen Prahlhans." — „Das ist zum Theil wohl wahr!" sagte der Jüngling. — „Gestern, als Du nicht zu Hause warest, kam ich zu Dir, und fand in Deinem Kabinet eine herrliche Büchersammlung, aber zu meinem Erstaunen, kein einziges Russisches Buch in allen Deinen kostbaren Schränken. Ich sah die Geschichte von Genf und von San Marino, aber nicht die Geschichte des Russischen Reichs. Ich fand Dante, Petrarca, Lamartine, und Gott weiß nicht wen alles, aber weder Krülow, noch Shukowßkij, Batjuschkow, Derßhawin und Lomonoßow. Auf dem Tische lagen Pariser Modejournale, aber keine einzige Russische Zeitschrift. An den Wänden sah ich die Malereien

*) C. C. ausgesprochen cenez, höre auf.

Italienischer Schüler, bemerkte aber kein Gemälde eines Russischen Künstlers. Ich freue mich recht sehr darüber, daß Du ausländische Sprachen verstehst: gebrauche sie zum Nutzen des Staatsdienstes und zu Deiner eigenen Bildung; sprich mit Ausländern in ihrer Sprache, und sogar in einer Russischen Gesellschaft, wo sich Ausländer befinden, bediene Dich ihrer Sprache aus Höflichkeit, damit sie am Gespräche Theil nehmen können. Alles das ist recht gut und erlaubt. Wozu aber dies beständige Französisch Plappern im häuslichen Kreise, mit Freunden, mit Russen, in Russischer Gesellschaft? Sogar die Franzosen lachen über diese erbärmliche Entsagung des kostbarsten Eigenthums, der Muttersprache, und nennen unsere Stutzer Französische Papageyen. Einige Ausländer wagen es sogar zu schreiben, daß man in unserer barbarischen Sprache nicht vermögend sey, die Gedanken und Gefühle eines gebildeten Menschen auszudrücken. Ist ein solches Urtheil nicht kränkend, und Ihr, meine Herren, Ihr nichtrussischen Landsleute gebet dazu Gelegenheit! — Noch spaßhafter ist Eure Russi-

sche Sprache, untermischt mit Französischen Redensarten und Worten, die nach Russischer Weise gemodelt sind. Das beweißt, daß ihr Französisch denkt, und in einem Kopfe, der in Rußland über alles Französisch denkt, können auch keine Russischen, patriotischen Gedanken entstehen. Seyd ihr aber einmal gezwungen Russisch zu sprechen, so drückt ihr euch aus, wie eine Modehändlerinn, ohne Regeln, ohne Zusammenhang. Betrachte einmal, lieber Neffe, den jungen Adel in England, welcher auf den ausgezeichnetsten Universitäten eine hohe Bildung empfängt, und viele Sprachen versteht, es aber für eine Schande hält, unter sich anders, als in der Muttersprache zu reden. Sogar ihre Windbeutel, ihre Stutzer (fashionables) beschränken sich nur auf Eitelkeit in der Kleidung, ahmen aber auch dann nicht den Franzosen nach, sondern ersinnen ihre eigenen Englischen Moden, und nöthigen sogar die Franzosen, von ihnen Redingot's, Cloak's, Halstücher und dergleichen zu entlehnen. Dagegen beschränkt so mancher von unsern Russischen Herrchen seine Eigenliebe darauf, angezogen zu seyn,

wie ein Französisches Modekupfer, und in Sprache und Geberden einem Französischen Verschwender zu gleichen. Frage einmal Dein Gewissen, Neffe, ist das nicht ein Vergehen gegen die Liebe zum Vaterlande? Ist das nicht eine Beleidigung des Nationalstolzes, und war dies wohl der Wunsch Peters des Großen bei der Umbildung Rußlands?" — „Ist das Alles, lieber Onkel?" fragte der Neffe. — „Nein; höre nun den zweiten Anklagepunkt: Vergehen gegen die guten Sitten." — „Lieber Onkel! das ist abscheulich!" rief bestürzt der Jüngling. — „Fürchte nichts: ich will Dein Betragen gar nicht genau untersuchen, sondern Dir nur Dein öffentliches Benehmen nachweisen. Im Konzert z. B., bleibst Du immer mit andern Dir ähnlichen Rittern der Schwatzhaftigkeit stehen, siehst auf unverschämte Weise den Damen ins Gesicht, lachst laut, sagst Deinen Kameraden etwas ins Ohr, und siehst dabei Andern in die Augen; dann drängst Du Dich durch den Saal auf den ersten Platz, sprichst laut allerlei dummes Zeug, urtheilst unsinnig über die Künstler,

hinderst Andere zu hören, begleitest Dir bekannte Arien mit Deiner meckernden Stimme; Du ehrst im Publikum weder Stand, Alter noch Geschlecht, und um gewandt zu erscheinen, wirst Du unverschämt. Dasselbe thust Du auch im Theater: während des Spiels auf der Scene sprichst oder schreist Du vielmehr, Du stößest beim Eingange und Ausgange um Dich her, trittst den bescheidenen Zuschauern auf die Füße, und zwingst sie, Deine Nachbarschaft eben so zu fürchten, wie die Begegnung mit einem tollen Hunde, indem Du bereit bist, Jedem eine Grobheit zu sagen oder Stöße auszutheilen. Auf Spaziergängen gehst Du mit andern Zieraffen Deines Gelichters Hand in Hand zum Sturm, treibst Alle aus dem Wege, schreist, sprichst unanständiges Zeug, ohne auf die Gegenwart von Damen Rücksicht zu nehmen; Du äußerst laut Dein Urtheil über ihre Schönheit, wendest Dich von Bekannten ab, um Deinen Hut zu schonen, und übersiehst ältere Personen. Alles dies paßt sich recht gut für Pariser Ladenbursche, aber nicht für einen Russischen gebildeten Edelmann. Bei

bescheidenen Leuten giebt dies einen Anstoß und verdirbt andere Jünglinge." — „Ist's nun zu Ende, lieber Onkel?" — „Nein, noch der dritte Punkt: Vergehen gegen die gesunde Vernunft. Indem Du auf den Straßen herumschlenderst und von Haus zu Haus läufst, hast Du nicht Zeit, weder Deinen Dienst ordentlich zu verrichten, noch nachzudenken, zu lernen und zu lesen. Allein, so oft wir uns zusammen getroffen haben, bemerkte ich, daß Du über alles urtheilen willst, alles untauglich nennst, was Du nicht kennst und nicht verstehst, und alle Personen, welche höhere Aemter bekleiden, für unfähig erklärst. Du urtheilst über Alles, ohne irgend etwas gründlich untersucht zu haben. Hast Du einige Phrasen aus Voltaire's sogenanntem philosophischen Lexikon, einige Verse aus Racine und Moliere, die Namen von Bentham, Beccaria und Filangieri auswendig gelernt, und einen oder zwei Paragraphen in Say's politischer Oekonomie gelesen, so hältst Du Dich für einen Philosophen, Politiker, Literator, Gesetzgeber, und schwätzest allerlei Unsinn, daß einem

die Ohren zufallen. Man giebt Dir im Streite nach, aus Mitleiden mit Deiner Unwissenheit und wegen Deiner lauten Stimme. Du aber nimmst dies auf als einen Tribut, den man Deiner Weisheit zollt. Alle kluge Leute halten Dich für einen Narren, Du aber bildest Dir ein, der Held der Mode und das Muster der Jugend zu seyn. Komme zur Vernunft, lieber Neffe, und glaube, daß ich Dir die Wahrheit sage. Ich übergehe die Artikel von Deinen Schulden, Deinem Dienste, Deinem Betragen, denn schon drei Punkte halte ich hinreichend zu Deiner Anklage, und endige hiemit meine Rede." — „Sie endigen!" rief der Neffe: „Gott sey gelobt! Sie haben mich genug gequält! erlauben Sie mir jetzt mein Lombardbillet!" — „Nein, mein lieber Neffe, ich endige meine Rede nicht mit der Uebergabe des Billets, sondern mit dem Wunsche, daß Du Dich bessern, und aus einem Affen ein Mensch werden mögest." — „Sie scherzen, lieber Oheim?" — „Nicht im geringsten, ich erfülle nur genau den Auftrag Deiner Tante." — „In dem Briefe steht ja, mir das Lombardbillet auf

zehntausend Rubel abzugeben." — „Aber das ist nicht das Wichtigste im Briefe." — „Aber, lieber Onkel, kann wohl in einem Briefe etwas Wichtigeres seyn als Geld!" — Aber die Bedingungen?" — „Das sind leere Worte!" — „Für einen leeren Kopf sind alles leere Worte, ich erkläre Dir aber nicht im Scherz, sondern feierlich, officiel und in Gegenwart eines Zeugen, daß ich Dir das Geld nicht gebe, sondern es meiner Muhme zurückschicken werde, in der Hoffnung, daß dieser Vorfall vielen Stutzern und Windbeuteln zur Lehre diene."

Der Jüngling erwiederte kein Wort, biß sich in die Lippen, nahm den Hut, und ging, ohne zu grüssen, aus dem Zimmer. Ich trat an das Fenster, und hörte, wie er, beim Einsteigen in die Kutsche laut sprach: „Bär, Sonderling, Original!" — Als der Kutschenschlag zugemacht wurde, rief er: „nach Korolew's *) Bude!" — „Ihr Neffe will sich an Austern

*) Korolew, ein bekannter Fruchthändler in St. Petersburg.

laben!" sagte ich zu Archip Faddejewitsch. — „Er selbst gleicht einer Auster;" erwiederte der erbitterte Greis: „er lebt ohne Plan, ohne Zweck, nur für und durch die Mode, und wird von Trägheit und Unthätigkeit verschlungen werden, ohne etwas anders auf der Erde zu hinterlassen, als seine irdische Hülle, d. h. die nutzlose Schale."

3.

Die zärtliche Mama und der Lehrer

oder

Plan zu einer modischen Erziehung.

Mama. Sie wünschten zuvörderst meinen Sohn kennen zu lernen, seine Fähigkeiten zu erforschen, und dann einen Plan zur Erziehung zu entwerfen. Nun sind Sie schon zehn Tage in unserem Hause, haben sich beständig mit meinem Sohne beschäftigt, und wissen nun wahrscheinlich alles, was Ihnen zu wissen nöthig ist. Nun, was sagen Sie mir von ihm?

Lehrer. Gnädige Frau!.... Er ist vierzehn Jahre alt ..... und ist ..... in Wissenschaften.....

Mama. Reden Sie nur aus: Sie wollen sagen, daß er wenig versteht.

Lehrer. Weniger als wenig: gar nichts. Mit Mühe liest er Französisch und Russisch, kann keine Zeile richtig schreiben, und kaum, kaum seinen Namen unterzeichnen. Von Wissenschaften hat er nicht den geringsten Begriff, und außer den vier Species in der Arithmetik kann er nichts, und hat auch, wie es scheint, nichts gelernt.

Mama. Verzeihen Sie, er spricht recht gut Französisch.

Lehrer. Das heißt, er spricht nach dem Gehör, weil man diese Sprache mit ihm von Kindheit an geredet hat, aber er kennt keine einzige Regel.

Mama. Ich habe immer in der großen Welt gelebt, wo man gewöhnlich Französisch spricht, und kann mich nicht erinnern, daß mir auch nur eine einzige Regel von Nutzen gewesen wäre. Es ist genug, denke ich, zu verstehen und sich auszudrücken.

Lehrer. Aber für einen Mann ist dies nicht genug; es giebt Umstände......

Mama. Ich sehe, Sie haben mich nicht verstanden. Um Gottes Willen, machen Sie

aus meinem Sohne keinen Gelehrten, das kann seine Carriere verderben. Bedenken Sie: er ist reich, sehr reich, von guter Familie, er hat Connexionen, so daß er gar keine Wissenschaften braucht, um in der Welt fortzukommen. Dazu ist er von schwacher Gesundheit, und hat etwas zu spät angefangen, um viel zu lernen. Ich bitte, machen Sie aus ihm einen jungen Mann, der andern Leuten seines Standes gleicht: er muß verstehen, ein unbedeutendes Gespräch anzufangen und fortzusetzen; die Regeln der Sprache braucht er nicht zu wissen, nur die Formen des Anstandes, d. h. wie man mit Jedem sprechen muß; und dann: wann es Zeit ist ein Gespräch zu beendigen; kurz, ich wünsche, daß er liebenswürdig sey. Seine ganze Gelehrsamkeit muß sich darauf beschränken, einige Namen auswendig zu lernen, damit er die Wissenschaften nicht mit ausländischen Vögeln, und umgekehrt, ausländische Vögel nicht mit Wissenschaften verwechsele. Verstehen Sie mich? Alles nur leichthin, kurz, oberflächlich, von Allem etwas, ohne Mühe, mehr zur Schau, für die Welt..... Ich wie-

derhole Ihnen, daß er sehr reich ist, und daß er, bei seiner Lage in der Welt, gar keine Zeit haben wird, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen und selbige mit Nutzen anzuwenden, sollte er auch gelehrter werden, als Sie selbst!

Lehrer. Erlauben Sie mir eine Bemerkung: ich sehe wohl, daß für die ordentliche Bildung Ihres Sohnes sehr viel kostbare Zeit verloren gegangen ist, aber dafür muß man die noch übrige Zeit benutzen, um, so viel wie möglich, seine geistigen Fähigkeiten zu entwikkeln, ihm wenigstens einen klaren, deutlichen Begriff von den Wissenschaften zu geben, welche nothwendig sind zum Leben in der Welt, zur Verwaltung des Vermögens und zu einiger Geschicklichkeit für die künftige Laufbahn seines Lebens. Dies ist meine Meinung.

Mama. Bei Ihrer Schulweisheit verliere ich die Geduld. Ich sage Ihnen hiemit kurz und bündig, daß, wenn mein Sohn keinen gesunden Menschenverstand hat, so werden Sie denselben mit Ihren Wissenschaften auch nicht entwickeln. Den Weg zu Ehrenstellen werde ich ihm schon eröffnen durch die Conne-

xionen meiner Familie und meiner Freunde. Bedenken Sie doch, daß Sie mit Ihrer Gelehrsamkeit — ohne Protection nicht weit gekommen sind, und daß hingegen Alle, die früher bei mir im Hause waren, bergauf gingen, ohne Gelehrsamkeit: solche Beispiele müssen Sie überzeugen. Was die Verwaltung des Vermögens betrifft — da seyn Sie unbesorgt: ich selbst werde die Einkünfte verwalten und darüber verfügen; verstehen Sie? ich selbst!

Lehrer. Gnädige Frau! Bei Ihren Antworten auf meine Einwürfe weichen Sie ganz von der Sache ab. Ich spreche vom Unterricht, von der Nothwendigkeit etwas zu wissen, Sie aber sprechen von Gelehrsamkeit. Es schadet einem reichen Manne zwar nicht, wenn er gelehrt ist, aber das ist eben auch nicht nothwendig. Gebildet muß er aber durchaus seyn, und deshalb muß man lernen und etwas wissen.

Mama. Ach, mein Gott, wie ärgerlich! Ich sage Ihnen ja, er ist reich, hat Connexionen, folglich weiß er alles.

Lehrer. Dann habe ich in Ihrem Hause nichts zu thun, gnädige Frau!

Mama. Da haben Sie sich nun gleich geärgert. Wir wollen aufhören zu streiten und die Sache mit kaltem Blute abmachen. — Sie haben mir versprochen einen Plan zur Erziehung zu entwerfen; ist derselbe fertig?

Lehrer. Ich habe ihn nach meinen Ansichten ausgearbeitet, aber aus Ihren Worten sehe ich wohl, daß er Ihnen nicht gefallen wird. Befehlen Sie, was ich thun soll; ich werde Ihren Willen pünktlich vollziehen.

Mama. Gut denn! Nehmen Sie Papier und Feder, und schreiben Sie.

Lehrer. Ich bin bereit: was befehlen Sie?

Mama. An jedem Morgen, ausgenommen an Feiertagen, gehen Sie mit ihm von 11 bis 12 Uhr Geschichte und Geographie durch; d. h. Sie richten es so ein, daß er, ohne große Mühe und Anstrengung die bekanntesten Namen in der Geschichte, und einige der glänzendsten Thaten aus dem Leben der Helden, behalte. Auch muß er alle Hauptstädte Europa's

wissen, und die Namen der jetzt regierenden Fürsten. Auch bitte ich Sie, ihm etwas von den merkwürdigen Gegenständen auf dem Wege von Petersburg nach Paris zu erzählen, auch hin und wieder etwas von den Merkwürdigkeiten in der Hauptstadt von Frankreich, in Rom und Neapel, weil man in den Gesellschaften der großen Welt oft davon spricht. Das ist der Cursus für Geschichte und Geographie.

Lehrer (lächelnd). Sehr wohl: was weiter?

Mama. Zweimal in der Woche muß ihn der Lehrer der Französischen Literatur besuchen.

Lehrer. Erbarmen Sie sich, gnädige Frau; wozu die Literatur; er weiß ja noch nichts von Grammatik und Rhetorik.

Mama. Wozu das! — Meine Verwandten und Bekannten müssen wissen, daß er Unterricht in der Literatur nimmt. Der Lehrer muß ihn mit den Namen der ausgezeichnetsten Schriftsteller, vorzüglich der dramatischen bekannt machen, und dabei bemerken, wer Gedichte, wer Romane, wer Trauerspiele, und wer Komödien geschrieben hat, und seine Ur-

theile über das Verdienst jedes Autors, insbesondere der dramatischen, meinem Sohne eintrichtern; davon spricht man auch zuweilen in den Gesellschaften der grossen Welt.

Lehrer. Weiter!

Mama. Einmal in der Woche kann der Lehrer der Mathematik zu ihm kommen.

Lehrer. Etwa der Lehrer der Arithmetik, denn darin ist er noch gar nicht weit.

Mama. Nein! Diese Mathematik ist nur zum Schein, damit mein Sohn wisse, was Winkel, Kreise, Kugeln und Triangel sind: cela donne du relief!

Lehrer. Dem sey so!

Mama. Zur Musik hat mein Sohn gar keine Neigung; er hat kein Ohr; aber der Lehrer der Musik muß ihn doch einmal wöchentlich besuchen, damit er wenigstens die Noten kennen lernt, und die Blätter umzuschlagen versteht, wenn eine Dame in seiner Gegenwart auf dem Fortepiano spielt. Dann sieht es so aus, als verstehe mein Sohn die Musik.

Lehrer. Was noch?

Mama. Tanzen muß er jeden Tag

und ich trage Ihnen auf, die besten Lehrer für die Masurka und die Französischen Quadrillen zu nehmen. Der Zeichnenlehrer mag einmal in der Woche kommen: die Hauptsache ist nicht das Zeichnen, sondern nur, daß er einigermaßen wisse, was Zeichnung, Colorit und Composition ist, und daß er die Namen einiger recht berühmten Maler auswendig lerne. Auch davon spricht man zuweilen in Gesellschaften.

Lehrer. Was weiter?

Mama. Dies ist, denke ich, genug für einen jungen Mann, dem alles in der Welt entgegenlacht. Er braucht nur in die Welt zu treten, um auf goldenen Flügelchen in die Höhe zu steigen. Die Gesellschaft wird ihn bilden; Ihr Geschäft ist es, bei schönem Wetter, mit ihm in der Newßkischen Perspektive, zwischen zwei und vier Uhr spazieren zu gehn, durchaus jeder Französischen Vorstellung im Theater beizuwohnen, weil dies zur Vervollkommnung in der Sprache und zur Gewandtheit in der Unterhaltung beiträgt, und endlich, streng darauf zu sehen, daß er auf Bällen

fleißig tanze und sich an Unterhaltung mit Damen gewöhne. Dies letzte Mittel ist das sicherste, um den Verstand zu entwickeln, und wie man sagt: une jolie tournure zu geben.

Lehrer. Sie haben zwei wichtige Gegenstände ausgelassen, ohne welche ich meine Berufsgeschäfte gar nicht zu beginnen wage, nämlich Religion und Moral.

Mama. Ja, das habe ich vergessen. Mit dem ersteren bin ich einverstanden. Bitten Sie unsern Geistlichen, daß er meinen Sohn einmal wöchentlich im Katechismus unterrichte. Was aber die Moral betrifft, so ist das so unbestimmt, so abstrakt, daß ich es für überflüssig halte, sich damit besonders zu beschäftigen. Mein Sohn muß wissen, was für einen jungen Mann von guter Familie anständig und unanständig ist, worauf die Welt am meisten sieht, was sie entschuldigt, und was sie nicht verzeiht. Zum Beispiel: er muß Wort halten gegen Damen, versteht sich in Kleinigkeiten; Kartenschulden bezahlen, seine Mutter ehren und ihr in allem, in allem unbedingt glau-

ben; ältere Personen ehren, wenn sie in Ansehen stehen; die Verwandten, d. h. die reichen lieben, weil man sich vor den armen nicht zu bergen weiß; höflich und zärtlich seyn in der Freundschaft mit jungen Leuten, deren Väter vornehme Männer sind, und dieses alles wird er in der Welt lernen. Ich fürchte sehr, Sie werden ihm zu viel von Ihrer Schulmoral vorerzählen, dadurch wird man steif in der Gesellschaft, und nicht umgänglich mit Menschen. Ein junger Mann mit Ihrer Moral, urtheilt immer streng von Andern, und das ist schädlich; zuweilen erlaubt er sich Ausfälle über Mißbräuche, in Gegenwart von Personen, welche dergleichen nicht hören mögen, und das ist ebenfalls schädlich; zuweilen wird er denn auch die Hausgenossen kritisiren.....

Lehrer. Ich verstehe! .... Leben Sie wohl, gnädige Frau.

Ich war im andern Zimmer, hörte das ganze Gespräch, und wußte nicht, ob ich weinen oder lachen sollte. Ist es wohl ein Wunder, wenn junge Leute, auf diese Weise erzogen, in Irrthümer gerathen, welche sie oft in

den Abgrund stürzen, immer, immer das Vermögen ihrer Vorfahren zerrütten, und glänzende Namen in Dunkelheit versetzen. O Mütter, zärtliche Mütter! Verschiebet auf einen Tag Eure Besuche in den Modemagazinen, Eure Visiten, die Ihr machet und empfanget, urtheilet kaltblütig, blicket in die Zukunft, und dann wird Euch vielleicht die Lust vergehen, Euer Vermögen zu verwalten, über die Einkünfte zu verfügen, und Euch, gar nicht Euren Jahren gemäß, zu putzen, wenn Euer erwachsenes Kind sich Euch darstellt in der Zukunft — ohne Achtung in der Welt, ohne Liebe im Familienkreise, ohne Nutzen im Dienste. Und alles dies sind die Folgen der modischen Erziehung.

4.

Der Luftballon des Archip Faddejewitsch oder Trost im Leiden.

(Brief nach Moßkwa, an den Eremiten in der Schergijew-Straße.)

Der Nichtigkeit in dieser Welt müde, haben auch Sie, wie viele Andere, das Lied angestimmt: „ich fliehe in die Einsamkeit!" — Verzeihen Sie, aber ich habe kein großes Vertrauen zu den städtischen Eremiten. In der Stadt werden Sie die Gemüthsruhe vergebens suchen, welche man in der Einsamkeit genießt, und stets von Ihren Beobachtungen abgezogen werden. In der menschlichen Gesellschaft nehmen wir unwillkührlich verschiedene Gestal-

ten an, je nachdem die Eindrücke sind, welche wir erhalten: bei Ihren Bemerkungen und Beobachtungen müssen Sie unwillkührlich lachen, sich ärgern, schweigen, und zur Unzeit sprechen; Sie müssen den weltlichen Anstand beobachten, um in Gesellschaften zugelassen zu werden. Wo ist denn nun Ihre Einsiedelei, und was sind Sie für ein Einsiedler, wenn Sie sich allem Zwange unterwerfen, der mit dem Weltleben verknüpft ist? — Ich habe dies versucht und mich überzeugt, daß der Weltmann die Fesseln des Anstandes und der Vorurtheile nicht ablegen kann, so lange er sich unter der Masse der handelnden Personen befindet. Ich habe ein anderes Mittel ersonnen, um mir in der großen Welt Einsamkeit zu verschaffen, nämlich einen Luftballon verfertigt, und reise auf demselben über der Erde, sobald es mir gut dünkt. Mein Ballon mit einem bequemen Boote, nimmt nicht viel Platz ein, er hat Raum in meiner Phantasie, das Gefühl trägt ihn, mein geringer Verstand lenkt seinen Flug — und seit der Zeit bin ich glücklich.

Das Schicksal hat mich in eine solche La-

ge versetzt, wo ich, dem Gebot der Ehre und der Natur gemäß, den Vermittler spielen muß. Ich nähere mich dem prachtvollen Hause eines Reichen. Durch die offenen Fenster, durch das dünne Gewebe Indischer Zeuge, bei dem Glanz der Bronze und Vergoldung, sehe ich, wie er auf und niedergeht, mitten unter einer ergebenen Menge, die bei jedem Worte und Blicke, bei jeder Bewegung des Gebieters den Rücken biegt. Die vergoldeten Diener würdigen mich keines Blickes; der dicke Schweizer freut sich über seine Figur, betrachtet den glänzenden Knopf seines Stockes, und nur ein großer Hund beehrte mich mit seinem Gebell, als wolle er die Aufmerksamkeit auf sich richten. „Warten Sie im Vorzimmer!“ sagt man mir. Aber ich liebe die Atmosphäre der Vorzimmer nicht: sie ist für mich erstickend: ich setze mich auf meinen Luftballon, und fliege (versteht sich in der Phantasie) über die Erde hin. Mein Blick schweift umher auf den weiten Feldern, entdeckt Schaaren von thätigen Landleuten, welche, gleich Ameisen, für das allgemeine Beste arbeiten. Leichte Schiffe, durch

Industrie belebt, wie Bienen, durchschneiden die Wellen. Die Natur verschönt sich in den Sonnenstrahlen, und zeigt mir tausend verschiedenartige Gemälde. In süßer Vergessenheit schwindet die Zeit dahin, bis man mich auf die Erde zurückruft; ich senke mich nieder und, für so viele Genüsse, ertrage ich geduldig einige unangenehme Augenblicke. Der stolze Reiche ist nicht im Stande mich meines Luftballons zu berauben, folglich kann er mir mein Glück nicht entziehen.

Gott hat die rastlose Thätigkeit meines Freundes gesegnet: seine Unternehmungen sind durch glücklichen Erfolg gekrönt; edle Männer haben ihm den Tribut des Lobes und der Anerkennung gezollt. Der Neid zischte, die Verleumdung knirschte mit den Zähnen, die Tücke verbreitete ihr Gift. Wo sich verbergen vor diesen unversöhnlichen Feinden jedes Verdienstes? Vergebens sagt ihnen mein Freund: „erforschet mein Leben, erwäget meine Handlungen: sie sind der Wiederhall meines Herzens, meiner geheimsten Gedanken.“ — Aber die Tücke ist thätig: sie erstickt die Stimme der Un-

schuld, versperrt den Weg der Wahrheit. Schon ist mein Freund im Begriff den Muth sinken zu lassen, und ein Opfer der Verleumdung und des Neides zu werden — ich nehme ihn mit mir auf meinen Luftballon, trage ihn rasch über die Erde hin, und sein Geist erheitert sich. Von der Höhe herab erscheinen seine Feinde als kriechende, schwache Geschöpfe: das Geschrei der Bosheit dringt nicht zu unsern Ohren. Die sich bewegenden Volkshaufen scheinen uns Meereswogen, eine hinter der andern verschwindend, die gerechte, dankbare Nachwelt als Begleiterinn. Das physische Leben ruft uns zur Erde zurück — aber der Luftballon bleibt zur Verfügung meines Freundes, und er wird ruhiger und glücklicher.

Die Fee Circe lockt mich zu sich durch ihr bezauberndes Lächeln. Sie will mich an ihren Triumphwagen schmieden. O wie süß ist die Schmeichelei im Munde der schönen Frau! welche Harmonie haben ihre zarten Worte! Du versprichst meine Freundinn zu seyn ..... ich glaube Dir nicht..... Der einmal verletzte Eid erregt in mir kein Zutrauen. Nimm mein

Gold, und lasse mich frei. Hätte ich keinen Luftballon, so würde ich ein Opfer der Hinterlist: die überirdischen Räume haben meine Schwäche zerstreut.

Dies ist der Tempel der Gerechtigkeit. — Hier schwört man, Gesetz und Wahrheit zu beobachten, ohne Ansehn der Person zu richten, die Unschuld zu vertheidigen, den Unterdrücker zu strafen, keine Nebenumstände, keine Protection, keine Furcht oder Hoffnung zu berücksichtigen. Welche geheiligte Obliegenheit! wie viele Achtung verdient nicht ein gerechter Richter! — Er ist der ehrwürdigste Bürger in der Gesellschaft: ihm ist das Gesetz, die Aegide der bürgerlichen Ruhe anvertraut! — Wenn aber der Richter durch Leidenschaften, Habsucht, und Schmeichelei verleitet wird, wenn er..... Nein! durch so traurige Gedanken will ich meine Ruhe nicht stören. Schnell, schnell auf meinen Luftballon, und ich fliege vorbei mit geschlossenen Augen und verschlossenen Ohren. Vorbei, vorbei!

Warum bin ich auf den Ball gefahren? Tanzen kann ich nicht, Kartenspiel verstehe ich

nicht, fertige Redensarten herzusagen, mag ich nicht, und zum freundschaftlichen Gespräch findet sich dort keine Gelegenheit. Der Hausherr wollte mir durch die Einladung eine Ehre erzeigen; ich kam aus Dankbarkeit für die mir erwiesene Achtung. Welche sonderbare Parodie der edelsten Gefühle! welche barbärische Sprache des Anstandes! Junge Mädchen, beschäftigt mit sich und ihrem Putze, um die Blicke und die Aufmerksamkeit reicher Jünglinge auf sich zu ziehen. Junge Herren, ganz eingenommen von ihrer Gewandtheit, Schönheit und künftigen Größe, suchen den Spiegel, aber nicht die Blicke der Reizenden. Man tanzt, gleichsam auf Befehl, scharrt auf dem Fußboden, und schiebt träge die Füße vorwärts. Die Frau vom Hause will glänzen durch Liebenswürdigkeit, ihr Mann durch Pracht. Die Menschen versammeln sich nicht des Vergnügens, sondern des Putzes halber. Jeder will sich zeigen, nur sich allein. Was soll ich denn thun? Ich bin weder reich durch meine Verwandtschaft, noch durch Gold, folglich für die große Welt unbedeutend. Ich setzte mich auf meinen Luftballon

und begann meine Reise. Von oben herab schien mir der große Saal mit den Tänzern eine Puppenkomödie — plötzlich fiel mir ein heißer Wachstropfen auf den Kopf, und riß mich aus meiner süßen Träumerei — es schlug Mitternacht: es ist Zeit zu Bette.

Wenn es nicht schon so spät wäre, so würde ich Ihnen viele Fälle schildern, in denen mein Luftballon mir zum großen Troste gereicht, indem er mich über die Erde erhebt, und mir alles Weltliche in der kleinsten Gestalt zeigt. Doch das ist schon genug, daß ich Ihnen mein Mittel entdeckt habe; das Fehlende können Sie durch die Phantasie ergänzen. Ich mag nicht alles sagen, sondern überlasse es immer meinen Lesern, das Gemälde zu vollenden, um ihren Geist zu beschäftigen, oder gleichsam, gemeinschaftlich zu arbeiten. Bei der ersten Unannehmlichkeit versuchen Sie zu fliegen, mein lieber Eremit! wenn Sie sich im Geiste auf meinem Luftballon erheben, so werden Sie sehen, daß alle irdische Ränke vor Ihnen schwinden.

5.

Der Kompaß der Meinungen

oder

Worte und Thaten.

„Wenn Du Deinen Bekannten fragen würdest: woher haben Sie diese schöne Uhr? und er Dir antwortete: ich habe sie einem Reisenden auf der Poststation gestohlen — was würdest Du thun? Du würdest gewiß drei Schritte zurücktreten, die Nase nach der andern Seite drehen, und Dich bemühen, vor ihm, wie vor der Pest, zu fliehen. — Woher das? Weil, sagst Du, der Raub fremden Eigenthumes gegen alle Gesetze und gegen die natürliche Ordnung ist, weil die allgemeine Sicherheit dadurch verletzt wird, und weil der, diesem schändlichen Laster ergebene Mensch, in der Gesellschaft nicht gelitten werden kann, sondern im Gegen-

theil die Verachtung aller rechtlichen Menschen sich zuzieht. Das alles ist vollkommen wahr, und Du hättest vortrefflich geantwortet; wenn Du aber diesen Vorfall physiologisch untersuchst, so wirst Du Dich überzeugen, daß außer dem moralischen Begriffe von den Dingen, noch andere Gegenstände nachdrücklich auf Dich einwirken, um gegen den offenbaren Räuber fremden Eigenthumes Deinen Widerwillen zu erregen. Die Organe Deines Gehörs, nicht gewöhnt an Worte dieser Art, würden plötzlich erbeben und Deinem ganzen Nervensystem eine unregelmäßige Erschütterung mittheilen; wenn das Gehirn, dieser Sitz der Gedanken, und das Herz, die Wohnung der Gefühle, einen unangenehmen, ungewöhnlichen Eindruck erhalten, so entstehen eben so unangenehme Gedanken und Gefühle. Es stellt sich Dir plötzlich alles Böse dar, welches aus dem Laster selbst, so wie aus dem Umgange mit Lasterhaften entspringt: Verachtung, Erniedrigung, Strenge der Gesetze, das Urtheil der allgemeinen Meinung u. s. w. Kurz, wäre Dein Bekannter nicht so offenherzig gewesen, und hätte Dir

nicht seine lasterhafte That bekannt, so wärest Du in Hinsicht auf ihn nicht so streng gewesen; aber seine Worte haben Deinen gerechten Unwillen vollendet. Nicht wahr?"

Alles dies sagte (sich selbst antwortend), der meinen Lesern bekannte Hitzkopf, Archip Faddejewitsch. Ich beobachtete ihn erstaunt und schwieg. „Nicht wahr?" wiederholte er.

„Nein, nein, und noch hundertmal nein!" antwortete ich. Der erste, mir zugeschriebene Theil Ihrer Antwort ist gerecht, aber der zweite taugt ganz und gar nichts. Für mich ist es einerlei, ob jemand mir den Raub einer Uhr bekannt hat, oder ob ich dies von Andern, aus guter Quelle gehört habe; auf jeden Fall würde ich vor einem solchen Menschen, wie vor der Pest fliehen. Ich bitte Sie also, geehrter Archip Faddejewitsch, überzeugt zu seyn, daß nicht Worte, sondern Thaten in mir Verachtung und Widerwillen erregen würden, gegen einen Menschen, der die Gesetze der Ehre und des Gewissens verletzt. Hier haben Sie meine persönliche, nicht durch Vollmacht ertheilte Antwort, d. h. durch meinen, nicht durch Ih-

ren Mund. Uebrigens bin ich mit Ihnen einverstanden, daß es mündliche Vergehen giebt, wie: Lüge, Verleumdung, Gotteslästerung, ungerechter Tadel u. s. w. Aber in dem von Ihnen angeführten Falle haben die Worte gar keine Wirkung, weil die Thaten weit lauter sprechen."

Archip Faddejewitsch schwieg, stand vom Stuhle auf, streute seinen Kanarienvögeln Futter hin, rauchte seine Pfeife an, setzte sich auf den vorigen Platz, dampfte stark und fragte mich, wo ich gestern gegessen hätte. — „In einem sehr angenehmen Hause, bei Pamfil Pamfilowitsch Kurozapkin," *) antwortete ich, „er ist ein gutherziger, gastfreier Mann; er giebt gut zu essen, und noch besser zu trinken, und ich bringe meine Zeit sehr angenehm bei ihm zu, insbesondere wenn ich einmal recht lecker tafeln will." — „Ich kenne Kurozapkin seit ungefähr dreißig Jahren," sagte Archip Faddejewitsch; „zwar besuche ich sein Haus

*) Dieser erdichtete Russische Name, entspringt dem Deutschen: Raps, oder Rapser. (A. d. Ü.)

nicht, habe aber gehört, daß er gar kein dummer Mann ist." — „Kein dummer Mann!" rief ich: „sagen Sie: ein kluger Mann. Man braucht nur zu hören, wie er alle Plane kritisirt, welche nicht von ihm entworfen, und alle Maaßregeln tadelt, deren Ausführung nicht ihm anvertraut worden: die Worte fließen ihm vom Munde; er spricht wie ein Buch!" — „Und wenn er anfängt, über Personen zu urtheilen, welche solche Stellen haben, die er selbst gern bekleiden möchte?" fügte Archip Faddejewitsch lächelnd hinzu. — „Davon weiß ich nichts; wenn er aber im Gespräch auf diese Herren kommt, so muß man hören, mit welcher Ausführlichkeit er alle ihre Fehler untersucht, wie schlau er alle Widersprüche und Unförmlichkeiten darstellt. Ja, Archip Faddejewitsch, ich gestehe, es ist schwer einen zweiten Kurozapkin zu finden."

— „Genug von Kurozapkins Verstande: sage doch etwas von seiner Rechtlichkeit!" versetzte Archip Faddejewitsch. — „O! Kurozapkin ist ein geschworner Feind der Mißbräuche! Bei Tische spricht man nur von Bestechlichen und

Habsüchtigen. Kurozapkin giebt ihnen tüchtig: er ist ein bewunderungswürdiger Meister darin, alle ihre Schelmereien und Kniffe zu erzählen, und könnte man alle seine Spöttereien in Verse bringen, so würde es im Russischen keine bessere Sammlung von Epigrammen geben. Ein Glas auserlesenen Weines wird an Kurozapkins Tafel gewöhnlich zur Ehre der Tugend und auf den Untergang des Lasters geleert. Man kann auf ihn mit Recht jene bekannten Verse anwenden:

Spricht er von hoher Rechtlichkeit,
Dann flammt das Aug', das Antlitz glüht,
Er selber weint — wir alle schluchzen.

Und wirklich, Kurozapkin zerfließt oft in Thränen, wenn er mit Stentorstimme, die Liebe zur Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit verkündet......"

„Genug, genug!" rief Archip Faddejewitsch: „nun höre mich, und antworte mir offen auf meine Fragen: „weißt Du, daß Kurozapkin von seinen Aeltern keinen Groschen geerbt hat?" — „Ja." — „Weißt Du, daß er

eine Frau ohne alle Aussteuer geheirathet hat?" — „Das hat er selbst oft erzählt." — „Du weißt auch, daß er für seinen Dienst weder Arenden, noch Geldsummen erhalten hat?" — „Auch das ist mir bekannt." — „Vielleicht weißt Du auch, daß Kurozapkin nicht im Kriegsdienste war, und sich weder durch kriegerische Prisen zu Lande, noch zu Wasser bereichert hat?" „Alles das weiß ich." — „Daß er niemals Handel getrieben, wenigstens nicht mit Waaren gehandelt hat?" — „Das weiß ich auch." — „Aber aus Deinen Worten ersehe ich, daß er reich ist, Gäste empfängt und viel aufgehen läßt. Ist Kurozapkin reich?" — „Ich glaube," antwortete ich: „sein Haus ist voll Gold, Silber und kostbarer Möbeln. Er hat vortreffliche Equipage, Häuser, Landhäuser, Güter, und kurz man findet bei ihm Alles, was man sucht." — „Schön! — sage mir doch, woher hat sich denn das alles bei Kurozapkin aufgehäuft?" — „Wie, woher? Er hat wohlerworbenes Vermögen: er hat wichtige Aemter bekleidet, er ...., übrigens weiß ich nicht, wie, aber ich weiß, daß er im Laufe vieler Jahre

sich sein Vermögen erworben, d. h. zusammengebracht hat. Uebrigens ziemt es mir gar nicht zu untersuchen, wie Jemand sein Vermögen erworben hat." — „Aber warum erklärtest Du Dich denn für den Feind desjenigen, der (wie wir vorhin annahmen) Dir gestand, er habe auf der Poststation einem Reisenden die Uhr gestohlen?" — „Das ist etwas ganz Anderes: ein Mensch, der mir schamlos sagt, er habe eine fremde Sache geraubt...." — „Aber Du sagtest ja, daß Du vor ihm, wie vor der Pest fliehen würdest, wann Du zufällig seine That erführest." — „Das sagte ich, und leugne dies auch nicht." — „Höre also," sagte Archip Faddejewitsch, und legte seine Pfeife weg: „es kommt so heraus, wie ich sagte: Du fürchtest mehr Worte, als Thaten. Kurozapkin spricht beständig von Rechtlichkeit und Tugend, und diese Worte hätscheln Dein Ohr, und erwecken in Dir angenehme Gedanken und Gefühle. Er bemüht sich, die Mittel zu vergessen, welche ihn zum Reichthum führten, und glaubt, daß auch die Welt sie vergessen habe; er hat sich mit neuen Bekanntschaften umge-

ben, seine ganze Familie vertrieben, und predigt Euch von Rechtlichkeit vor, wie die von der Welt zurückgezogene Maus, in J. J. Dmitrijew's Fabel, oder wie jener Finanzpächter, der einen Aufsatz schrieb, über den Schaden, der durch den Wucher entstehe, um seine Gefährten zu bessern, und sich ein weites Feld der Thätigkeit zu eröffnen. Kurozapkins Worte, präparirt mit gutem Wein und schmackhaftem Essen, haben ihren vollwichtigen Werth, und bedecken die Thaten. Wenn Du aber Herrn Kurozapkin, mit dem von mir als Beispiel aufgestellten Diebe der Uhr, unpartheiisch vergleichen wirst, so beruht der ganze Unterschied zwischen ihnen nur im Werthe und in den Worten. Würde man bei der allgemeinen Meinung die Menschen nach den Thaten und nicht nach den Worten beurtheilen, würde man sie in der Gesellschaft so behandeln, wie sie es verdienen, dann glaube mir, käme es zuletzt dahin, daß es eben so schimpflich wäre à la Kurozapkin sich ein Vermögen zu erwerben, wie eine Uhr auf der Poststation zu stehlen. Die allgemeine Sittlichkeit hängt nicht

so sehr von den Sitten ab, wie von der allgemeinen Meinung. Die Gesetze in christlichen Staaten können nie schlecht seyn, in Bezug auf die Moral, denn diese bildet deren Grundlage und Kraft, aber die allgemeine Meinung muß auch diejenigen, welche die Gesetze streng erfüllen, durch Achtung belohnen, und die Uebertreter durch Verachtung bestrafen. Kurz, unser Umgang mit Menschen muß auf ihren Thaten, aber nicht auf ihren Worten beruhen."

„Ich habe mich überzeugt, daß Archip Faddejewitsch die Wahrheit gesagt hat, und daher beschlossen, unser Gespräch drucken zu lassen. In jedem Falle ersuche ich alle Herren Kurozapkin's nicht auf mich zu zürnen, sondern auf den Sonderling Archip Faddejewitsch. Uebrigens ist es erlaubt, diesen Aufsatz schlecht und untauglich zu nennen."

6.

Philosophische Geschichte der Taschen.

In zwei Theilen.

Inhalt beider Theile.

Erster Theil.

Einleitung.

Die Geschichte des Menschengeschlechts ist unstreitig die wichtigste Wissenschaft für das Gebiet des Geistes. In der Geschichte sehen wir die Vergangenheit, und schöpfen aus derselben Lehren für die Gegenwart und Zukunft. Aber die Geschichte der Taschen ist, nach meiner Meinung, noch wichtiger: gleich dem Faden der Ariadne, führt sie uns auf geheimen Wegen durch das Labyrinth der gewöhnlichen Geschichte gerade hinter die Coulissen, wo das Welt-Drama zu Ende gespielt wird, und macht uns mit den handelnden Personen bekannt. Der Anfang der Geschichte der Taschen verliert sich, wie die Anfänge aller andern Geschichten, im Dunkel fabelhafter Zeiten; die Ueberlieferungen sind eben so unsicher, die Quellen eben so trübe, daher ist auch meine Geschichte der Taschen mehr auf Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten gegründet. Wenn es übrigens Herodot, Diodor, Tacitus und Livius erlaubt war, auf Vermuthungen zu fußen, so wird man auch

mir, wie ich hoffe, um so mehr einige Unwahrscheinlichkeiten verzeihen, indem dadurch weder die Taschen des Lesers noch des Verfassers Verlust erleiden werden.

Erste Epoche.

Die taschenlose Zeit
oder
das goldene Zeitalter.

Alle Philosophen stimmen darin überein, daß unsere meisten Unglücksfälle von den beiden Worten: mein und dein herrühren. So lange die Menschen sich auf die Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse beschränkten, kein Eigenthum kannten, sondern alles gemeinschaftlich benutzten, so lange war weder Neid, noch Tücke, Verleumdung, Zank und Streit. Den Beweis hiezu finde ich in dem alten Russischen Sprüchworte: warum sollen wir uns streiten? haben wir doch nichts mit einander zu theilen. Folglich entstand das ganze Unglück durch die Theilung, d. h. durch

die Zerstückelung des allgemeinen Eigenthums in einzelne Theile.

Es scheint, daß diese historische Wahrheit durch Ueberlieferungen bis auf die spätesten Nachkommen gelangt ist, und in uns einen Widerwillen gegen Theilung, diese Ursache alles Uebels, erregt hat. Der Unterschied liegt darin, daß man es jetzt vorzieht, alles für sich zu nehmen, dagegen man früher gern alles gemeinschaftlich besitzen wollte.

Bei der Entstehung der Gesellschaften führten die Menschen ein Hirten-, Jäger- oder Fischer-Leben; sie dachten mehr an die Gegenwart, und brauchten daher keine Taschen, um Butter, Käse, Fleisch, Fische und Früchte aufzubewahren. Der Menschen waren wenige, und sie waren noch nicht so gebildet, um das Vergnügen, sich auf Felsen oder in sandigen Steppen zusammenzudrängen, dem Genusse vorzuziehen, in fruchtbaren Gegenden recht geräumig zu wohnen. Jetzt sogar, da das Menschengeschlecht sich trotz Luxus, Krankheiten und Lastern, auf unglaubliche Weise vermehrt hat, jetzt sogar, sage ich, ist auf der Erdkugel noch

genug unbereitetes Land übrig, um uns Alle ohne Noth, ohne Processe, Betrug, Bankerott und wie alle die andern Eigenthümlichkeiten der verfeinerten Bildung heißen mögen, zu ernähren. Aber in den Zeiten der ersten Ansiedelung, in dem gesegnetsten Klima der Erde, war weit mehr vorhanden, als zur Ernährung der gesundesten und fröhlichsten Menschen nöthig war, folglich hatte man auch keine Ursache zum Streit und zur Theilung. — Hier kann der Leser mir bemerken, daß auch jetzt die fruchtbarsten Gegenden weniger angebaut und ärmer sind, als unser Norden. Darauf entgegne ich: aber die ersten Menschen waren nicht träge, und hatten nicht die Unzahl von Büchersudlern, Systematikern, Spekulanten, und politischen Oekonomen zu ernähren; kurz: damals hatte man keine Taschen, daher lebten die Menschen im Ueberflusse und waren glücklich.

Zweite Epoche.

Die Sack-Zeit

oder

das silberne Zeitalter.

Das goldene Alter schwand in der Ueberlieferung und in der Geschichte, so wie gewöhnlich das Gold verschwindet, wenn es durch viele Hände geht. Gleich den hohen Berggipfeln, welche wir in bläulichem Schimmer durch den Nebel gewahren, zeigen sich den Blicken des Historikers die Reiche China, Indien, Assyrien und Aegypten. Dem Horizonte etwas näher, sehen wir die alten Königreiche und Republiken: Judäa, Griechenland, Italien und Kleinasien. Die Städte wurden bevölkert, die Menschen lernten den Luxus kennen, verloren die Sitteneinfalt und bezeichneten sich durch Missethaten. Aber bisher waren nicht Laster, sondern heftige Leidenschaften die Triebfedern der Handlungen gewesen, und solche Begriffe von den Rechten des Eigenthums führten Fürsten und Völker in Irrthümer. Damals war es

noch nichts Böses, bei einem Kriege mit den Nachbarn, deren Land zu verheeren und sich fremdes Eigenthum anzumaßen; aber dies geschah offen, ohne Lug und Trug, namentlich deshalb, weil man noch keine Taschen hatte. Die Kleidung der Alten, bestehend aus dem Chiton und der Chlamis oder dem Mantel, ihre Rüstungen von Erz und Stahl, waren so eingerichtet, daß man keine Taschen anbringen konnte, und das rettete die Menschen vor vielen Uebelthaten. Zudem waren die Jüdischen und Attischen Talente, und nachher die Römischen Asses von so großem Umfange, daß man bedeutende Summen nicht anders, als in Säcken bergen konnte. Scheidemünze wurde in kleinen Säckchen aufbewahrt, welche man auf der Brust verwahrte, oder sie an den Gürtel festband. Da aber in diesen Säckchen keine goldene und silberne Talente aufbewahrt wurden, der Transport der großen Säcke aber viele Schwierigkeiten verursachte, so erhielt sich, trotz der Verderbtheit der damaligen Sitten, lange Zeit das Zutrauen in Geschäften, die Wahrheit in den Gerichtshöfen, Unpartheilichkeit bei den

Beamtenwahlen der Republik, und reine, uneigennützige Liebe für das Vaterland. Aristides nahm die Geschenke des Persischen Satrapen nicht an, erstens aus Gewissenhaftigkeit, zweitens, weil er die Säcke mit Gold vor dem Volke nicht hätte verbergen können. Die Geschenke des Macedonischen Philipp wurden ebenfalls in Athen verworfen, aus Furcht vor großen Säcken, und Fabricius entsagte aus gleicher Ursache den Säcken des Pyrrhus. — Kurz, die Unbequemlichkeit der Säcke und der Mangel an Taschen bewahrte die Völker vor vielen Unglücksfällen. Endlich ersannen die Griechischen Schatzmeister und die Römischen Quästoren eine kleine, bequeme runde Münze, und begannen selbe in langen, schmalen Säcken zu tragen, welche sie sich, statt des Gürtels, um den Leib banden. Diese Erfindung, so scharfsinnig sie auch war, erzeugte doch die bisher unerhörte Leidenschaft (ich wage nicht Laster zu sagen) unter dem Namen Wucher, oder höflicher: Gewinnsucht. — Geschickte Leute brachten es zu solcher Gewandtheit, daß sie, bei Umarmungen im Areopagus, im Staat oder

auf dem öffentlichen Marktplatze, einander Säcke mit Gold zuschoben, indem sie selbige um die linke Hand wickelten, über welche der Mantel oder die Toga geworfen war. Aber der Mangel an Taschen diente noch zum Gegengifte gegen große Mißbräuche, denn so gewandt auch die Wucherer waren, so entdeckte man doch zuweilen ihr Geheimniß. Man erzählt, daß ein Römischer Redner, bei der Vertheidigung seines verbrecherischen Klienten, im Eifer der Deklamation ganz vergaß, daß seine beiden Hände mit Goldsäcken umwickelt waren: er streckte die Hände gen Himmel, und ein lautes Gelächter ergriff die ganze Versammlung, welche ihn, scherzweise, den mit Schlangen umwundenen Laokoon nannte. — Seit der Zeit entstand das Sprüchwort: seine Hände sind nicht rein; weil man unter den kostbaren Gewändern oft Säcke aus Bockhaut sah, und der Bock galt, bekanntlich, im Alterthum für ein unreines Thier. — Endlich führten neue Bedürfnisse zu neuen Erfindungen, wie die Leser im zweiten Theile dieser Geschichte sehen werden.

Ende des ersten Theils.

Zweiter Theil.

Dritte Epoche.

Die kleintaschige Zeit
oder
das eherne Zeitalter.

Rom und Griechenland waren untergegangen, erloschen die beiden Fackeln der denkenden Welt. Barbaren ohne Säcke und Taschen überschwemmten Europa, und unterjochten die Völker, welche erschlafft waren durch Liebe zu den Säcken, d. h. zum Luxus, und auf den Trümmern der Künste und Wissenschaften erstanden neue Reiche, in denen Sieger und Besiegte unter einander sich mischten. Durch diese Verschmelzung der Barbarei und der Laster entstand das Dunkel des Mittelalters. Die Völker erhielten neue Namen, begannen in neuen, gemischten Mundarten zu sprechen, erfanden neue Rechte und Kleidungen. Chitons und Toga's verschwanden, an ihrer Stelle traten Halbröcke. Die Sieger beherrschten die Besiegten unbedingt, daher entstand das Lehnsystem. Die er-

ste Folge dieser allgemeinen Umwälzung war die Erfindung der Taschen. Jeder wollte seine Kostbarkeiten bei sich tragen, Jeder wünschte das Erworbene zu verbergen, und daher begann man, außer den Säcken, die sich in Geldbeutel verwandelten, kleine Säckchen, die man Taschen nannte, an die Kleider zu nähen. Da aber zur Zeit des Lehnsystems die meisten Verbrechen durch Geldstrafen gebüßt wurden, so brauchten die Richtenden und die Gerichteten bei einer offenbaren Sache keine Verheimlichung zu üben; sie trugen daher ihre Taschen von außen. Zu beiden Seiten der Brust waren an dem Halbrocke zwei Taschen angenäht, so wie bei den heutigen Tscherkessen, welche ebenfalls täglichen Raub für eine Ehre halten. Am Unterkleide befanden sich auch zwei Taschen von aussen, — also vier bei dem ganzen Putze. Bei diesen vier Taschen, und bei der fünften, dem Beutel, blieben die Menschen so lange bis die verfeinerte Bildung in Europa Eingang fand. Der Adel, welcher bisher alle Richterstellen bekleidet hatte, nahm Theil an den Kreuzzügen, und verlieh während seiner Abwesenheit den

daheim gebliebenen Bürgern und Kaufleuten das Recht der Gerichtsbarkeit. Nun entstanden neue Klassen von Richtern, Advokaten, Gesetzeskundigen; und diese Herren, die Umstände benutzend, ersannen verschiedene Zweige kaufmännischer Geschäfte, Rechtsverdrehungen u. s. w. und in Folge dessen, wurde die Zahl der Taschen vermehrt.

Vierte Epoche.

Die vieltaschige Zeit

oder

das eiserne Zeitalter.

Die ersten vollständigen Röcke wurden in Frankreich und überhaupt in West-Europa zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt. Obgleich sie sich durch den Schnitt von den jetzigen unterschieden, so befanden sich doch schon in den Schößen Taschen, eine auf jeder Seite. Die Westen hatten auch zwei Taschen, aber in den Unterkleidern fehlten sie gänzlich. Diese Epoche ist dadurch wichtig, daß das weibliche

Geschlecht, welches sich früher, sehr wenige Fälle ausgenommen, nicht in öffentliche Angelegenheiten gemischt hatte, und nur das Privilegium genoß, die Männer zu Hause zu regieren und sie im Stillen zu quälen, nun anfing, öffentlich aufzutreten. Wir wissen nicht, aus welcher Ursache die Schönen ihr stilles ruhiges Leben gegen Unruhen, verbunden mit Fürsprechereien, Protectionen und andern Sorgen, vertauschten, aber wir sehen, daß um diese Zeit die Frauen anfingen Umhängetaschen zu gebrauchen, welche, wie man sagt, nicht wenig Verwirrung in der Welt angerichtet haben sollen. Um die sechs Taschen des Mannes und der Frau zu füllen, brauchte man viel Geld, und wenn Jemand Pflicht und Gewissen Hohn sprach, dann verwandelten sich diese Taschen in die Fässer der Danaiden. — Der im siebzehnten Jahrhundert ausgebrochene dreißigjährige Krieg, und hierauf der Kampf um die spanische Erbfolge erschöpften den Westen Europa's, und erzeugten viele neue Zweige von Spekulationen und Systemen. Schaaren von Lieferanten, Finanzpächtern und Projektmachern bela-

gerten die Staatskasse, und die Wage der Gerechtigkeit schwankte. Ein Finanzpächter erfand um diese Zeit die Seitentasche im Rocke, um das Taschenbuch mit Obligationen und Verschreibungen, stäts nahe am Herzen zu haben, welches nur für den Vortheil schlug. Diesem Beispiele folgten die Kaufleute, und nähten sich Seitentaschen an, um Wechsel aufzubewahren, die Secretaire um Bittschriften nebst Accompagnement zu verbergen, die Richter für Entscheidungen, welche die von ihnen begünstigten Bittsteller geschrieben hatten; Weltleute für Liebesbriefe; Dichter für Verse von eigener Fabrik: kurz, in die Seitentasche steckte jeder, was ihm am Herzen lag. Im Jahre 1725 verbreitete sich auf dem Festlande die Englische Mode der Ueberröcke und Redingotte's, und diese Erfindung eines Handelsvolkes wurde in Frankreich vervollkommnet, indem zu den beiden Seitentaschen in den Schößen des Ueberrocks, noch eine dritte in den Falten, und eine vierte als Seitentasche, dem Herzen gegenüber angebracht ward. Diese Vermehrung der Taschen im Oberrock schreibt man den Mäklern

und Kaufleuten zu, um darin Waarenproben zu stecken. Diese Ordnung der Dinge dauerte bis zur französischen Revolution, welche alles Gesetzliche umstürzte, und der Habsucht eine neue Laufbahn eröffnete. Auf den Trümmern der gesellschaftlichen Ordnung betrogen die Verkündiger der Anarchie das Volk, versprachen Allen Gleichheit, leerten Allen ohne Unterschied die Taschen, und füllten ihre eigenen. Bei solchen Umständen mußte die Zahl der Taschen sich nothwendig vermehren, und da in jetziger Zeit alle Moden aus Frankreich kommen, so haben auch die andern Völker die vieltaschige Kleidung der Franzosen angenommen, obgleich bei den meisten Menschen viele Taschen ganz leer bleiben. Wer nach dem jetzigen Schnitt gekleidet ist, hat zwei Taschen im Frack, zwei in der Weste, drei in den Unterkleidern, im Ueberrock zuweilen sechs, nämlich: zwei äußere auf der Brust, und zwei in den Schößen, eine Seitentasche und eine in den Falten, außerdem noch eine im Mantel, also in allem vierzehn. Das schöne Geschlecht, welches seit dem Verfall der frühern Etikette den größten Theil

des Lebens unter freiem Himmel oder wenigstens außer dem Hause, in Putzmagazinen und auf Spaziergängen zubringt, hat die Umhängetaschen abgeworfen, und trägt statt derselben eine Tasche — Ridicüle genannt, in der Hand. Die Ueberlieferung sagt, daß bei dieser Oeffentlichkeit und mit Hülfe anderer Erfindungen, welche die vierte Epoche auszeichnen, die Sachen weit schneller gehen, und daß die Menschen weit rascher ihr Vermögen zusammenbringen und durchbringen.

Beschluß.

Der Leser hat gesehen, daß mit dem steigenden Verlust der Sitteneinfalt, und mit der Vermehrung des Luxus, die Zahl der Taschen beständig zunahm, folglich kann man, nach dem Zustande der Taschen einigermaßen auf die Sitten und Charaktere der Menschen schließen. Will man Jemand kennen lernen, so braucht man nur die Kammerdiener zu bitten, daß er das Kleid seines Herrn zeige. Bei einem wohlthätigen Manne, der gern mit seinem Näch-

sten theilt, sind die Taschen auf der rechten Seite der Kleidung immer sehr abgenutzt, selbst bei einem wenig getragenen Rocke. Bei dem Geizigen sind die Taschen immer neu, sogar bei alter Kleidung. Lange Taschen aus starkem Zeuge — sind ein Eigenthum der Themis. Bei Verschwendern sind die Taschen, weil sie immer leer sind, fast zusammengeklebt. Uebrigens, je uneigennütziger der Beruf, desto weniger Taschen bei der Kleidung. Edle Krieger haben kaum eine kleine Tasche für das Schnupftuch; der Bauer hat gar keine Taschen. Tritt der Landmann unter die Kaufleute, so fängt er an einen kurzen Halbrock (Ssibirka) zu tragen, der sich von dem Russischen Kaftan dadurch unterscheidet, daß er Taschen hat; wird er reich und läßt sich in Speculationen ein, so zieht er das vieltaschige Französische Kleid an. Ich weiß nicht, welches Schicksal die Taschen erwartet, aber ich muß meine Geschichte beendigen, erstlich, weil sie nicht geschrieben worden ist, um die Taschen zu füllen, und zweitens, weil jetzt Taschenbü-

cher, das heißt kleine Bücher in der Mode sind: dies bezeichnet die Achtung für die Taschen, für welche eine besondere Taschen-Literatur erfunden worden.

7.

Der Besuch des Arztes.

Guter Muth macht gutes Blut.

„Wir suchen oft Krankheiten des Gemüths und Leidenschaften mit dem Namen physischer Uebel zu bezeichnen, um nicht nur vor Andern, sondern auch vor uns selbst unsere Schwachheiten oder Vergehen zu verhehlen. Zuweilen quält, nach einer schlechten That, Reue oder Furcht unser Herz, und wir klagen über den Magen; Eifersucht, Neid, Aerger und andere Leidenschaften werden zu den Nervenkrankheiten gerechnet. Im Kopfe nistet die Erinnerung unseres Unrechts oder unserer schlechten Absicht, und wir halten das für Migraine oder Vapeurs. Aber dagegen giebt es keine Arzenei in den medicinischen Büchern und in den Laboratorien der Apotheken.“

So sprach, unter andern, ein achtungswerther Arzt, den ich im Saale des Herrn NN. fand. Er hatte diese Rede kaum geendigt, so bat uns ein Diener des Herrn NN., in dessen Kabinet. Wir traten ein.

Herr N.N. saß in einem großen Lehnstuhle; die Nachtmütze war fast bis auf die Augen heruntergeschoben, der Hals verhüllt; vor ihm auf einem Tischchen verdampfte der schmackhafte Kaffee in der Tasse, ohne daß er darauf achtete. Sein Gesicht hatte finstere Falten, die Augen waren zu Boden gesenkt, und fielen nur selten auf das aufgeschlagene Buch, welches auf dem Tischchen lag. Zufällig blickte ich hin, es war das Criminalrecht.

Herr N.N. Guten Tag, Herr Doctor! Gott Lob daß Sie gekommen sind: ich bin krank; und meine ganze Familie ist unpäßlich. (Sich zu mir wendend). Setze Dich, Archip Fabbejewitsch!

Doctor. Was fühlen Sie denn?

Herr NN. Das weiß ich selbst nicht: ich habe keinen Appetit, mich quält Schlaflosigkeit und öfteres Herzklopfen; meine Phantasie

sieht alles schwarz; ich bin so übel gelaunt, nichts macht mir Freude .....

Doctor. Geben Sie mir die Hand und zeigen Sie die Zunge. (Nach einigem Schweigen) Ihr Magen ist nicht verdorben, aber ihr Puls ist nicht ganz regelmäßig. Die Krankheit hat ihren Sitz hier (mit der Hand auf das Herz weisend). Wie viel haben Sie in der vorigen Nacht geschlafen?

Herr NN. Ungefähr vier Stunden; aber ich erwachte jeden Augenblick, und wälzte mich von einer Seite zur andern.....

Doctor. Gewiß hat Sie ein schrecklicher Traum beunruhigt?

Herr NN. Ja, ein sehr schrecklicher! Mir träumte, als wären Klagen gegen mich eingelaufen, als hätten einige Familien ganz laut auf dem Markte geschrieen, sie wären durch meine ungerechten Urtheile verarmt, als hätte man mich vor das Criminal-Gericht citirt, als hätte man bewiesen, daß ...... kurz, so viel dummes Zeug in so schrecklichen Bildern, daß ich noch jetzt nicht ohne Zittern daran denken kann.

Doctor (mit einem lächelnden Blick auf mich) Ja! das kommt von verdickten Säften; von unregelmäßigem Kreislauf des Blutes, was durch das Nervensystem in Unordnung geräth. Ich würde Ihnen rathen, sich auf eine Zeit lang von Geschäften zurückzuziehen, warme Bäder zu besuchen, sich zu zerstreuen, und in angenehmer Gesellschaft sich zu erheitern. Unterdessen, trinken Sie Selters-Wasser, vermeiden Sie Wein und erhitzende Speisen.

Herr NN. Gut, aber unterdessen — verschreiben Sie mir eine Medicin.

Doctor. Recht gern! (Setzt sich an den Tisch und schreibt). Nehmen Sie hievon Morgens und Abends zu einem Theelöffel voll. Sie sagten, daß auch Ihre Familie unpäßlich sey; kann man sie nicht sehen?

Herr NN. Meine Frau leidet sehr an den Nerven. Verweilen Sie etwas, sie ist ins Magazin gefahren.

Doctor. Und Ihr Fräulein Tochter.

Herr NN. Seit dem Balle bei dem Fürsten NN. hat sie schon einige Tage das Bett nicht verlassen. Jetzt steht sie nur mit

Mühe auf, und tanzt Galopp mit dem Lehrer; morgen soll sie auf einen Ball fahren. — Aha, da ist ja meine Frau!

Frau NN. Ach, Herr Doctor, um Gottes willen verschreiben Sie mir etwas: ich habe Krämpfe, Migraine, Nervenschwäche ..... ist es nicht die Schwindsucht? ....

Doctor. Bewahre, gnädige Frau! Ihre Gesichtsfarbe und der Umfang Ihrer Taille zeigen das Gegentheil. (Den Puls fühlend) Sind Sie schon lange unpäßlich?

Frau NN. Seit vorigem Sonnabend.

Herr NN. Ja, ja, namentlich seit der Zeit, als Du bei Matrena Pankratjewna den neuen Türkischen Shawl gesehen hast. Ich erinnere mich: Dir wurde dunkel vor den Augen, Du empfandest Stiche in der Brust, und seit der Zeit sprichst Du von nichts als von dem Shawl.

Frau NN. Ach Herr Doctor! In meinen Träumen sehe ich immer den verwünschten Shawl, weiß wie Schnee, weich wie Daunen, mit sehr großen Borten, auf denen grüne, blaue und rothe Blumen so untereinander gemischt

sind, daß sie blitzen, wie Brillanten. In der ganzen Stadt spricht man nur von diesem Shawl; sie hat ihn von ihrem Manne bekommen aus der Stadt Bucharia, an der Türkischen Gränze in der Moldau. (Zu ihrem Manne.) Denke Dir, mein Lieber, ich habe endlich eben so einen Shawl aufgefunden, und heute wird der Perser zu Dir kommen. — Verschreiben Sie etwas, Herr Doctor!

Doctor. Recht gern. (Setzt sich und schreibt.)

Fräulein NN. (tritt in das Zimmer, grüßt Alle, und küßt ihrem Vater die Hand.) Guten Morgen, lieber Vater!

Herr NN. Guten Morgen, Paläschen'ka! Du bist krank, meine Liebe; berathe Dich mit dem Doctor.

Doctor. Was fehlt Ihnen?

Fräulein NN. Kopfweh, Müdigkeit in allen Gliedern; ein gewisses unangenehmes Gefühl; ich weiß selbst nicht, was; aber ich bin krank.

Frau NN. Ich will Ihnen die ganze Sache erzählen. Auf dem letzten Balle beim

Fürsten NN wurde meine Pauline plötzlich unwohl im Cotillon. Man fing an Galopp zu tanzen, das ist ein neuer Reitertanz, oder sonst — ich weiß nicht was für einer. Mein Paulinchen ist eine Meisterinn in allen Quadrillen und Masurka's, hat aber, zum Unglück, nicht im Galopp laufen gelernt, und kam zweimal aus dem Takte. Ihr wurde schlimm, und seit der Zeit......

Fräulein NN. Ach, Mama, was sprechen Sie! (weint.)

Doctor. Beruhigen Sie sich, mein Fräulein.

Herr NN. Nun, nun, höre auf, Paläscha! Du hast ja jetzt einen Tanzmeister; er wird Dich galoppiren lehren in vollem Jagen. Verschreiben Sie ihr etwas, Herr Doctor!

Doctor. Sehr wohl! (schreibt.)

Herr NN. Nun, Archip Faddejewitsch, was giebt es Neues? Du schreibst noch immer Artikelchen, und noch dazu satyrische; was kommt denn dabei heraus.

Ich. Das weiß ich nicht, aber mir däucht,

daß, wenn man den Menschen den Spiegel der Welt vorhält, man sie dadurch nöthigen kann, ihre sichtbaren Mängel zu vermeiden. In der allgemeinen Darstellung menschlicher Schwachheiten, ohne alle Persönlichkeit, leuchten die guten Eigenschaften desto stärker hervor — und das kann Nutzen bringen.

Herr NN. Ei, lieber Freund! höre auf. Denke doch an Krülow's Worte.

Dem Klimütsch liest man die Moral,
Er zeigt verstohlen hin auf Petern."

So ist es ja, nicht wahr?

Ich. Nicht ganz so. Wenn man aber auch auf Klimütsch hinzeigt, so wird auch ein Anderer fürchten, daß man auch auf ihn weise. — Aber ich bin in meinen Geschäften zu Ihnen gekommen.

Herr NN. Jetzt, lieber Freund, habe ich keine Zeit — morgen.

Doctor. (Das Recept abgebend.) Gebrauchen Sie es gefälligst nach der Vorschrift. Leben Sie wohl. (Er geht fort und ich mit ihm.)

Im Saale hielt ich den Doctor auf, und sagte ihm: Sie haben, wie ich sehe, eine Universalmedicin; erlauben Sie mir doch eine Copie der Recepte gegen die hiesigen Unpäßlichkeiten. Das kann mir bei vielen meiner Bekannten von Nutzen seyn.

Doctor. Sehr gern. Nehmen Sie Ihr Taschenbuch heraus, und schreiben Sie:

Für den Vater:

℞. Aquae fontanae ℥ iij
Syrupi rubi idaei ʒ iij
m. dr. s.

Für die Mutter:

℞. Aquae purae ʒ iij
Sachari albi ℥ i ß
m. dr. s.

Für das Töchterchen:

℞. Syrupi cort. aurant. ℥ ß
Aquae communis. ℥ iij
m. dr. s.

d. h. man nehme reines Wasser, mische es mit Zucker oder Syrup und färbe es durch verschiedene unschädliche Mittel, für jeden Kranken von besonderer Farbe: weiß, gelb, rosenroth. Sie sehen, was diesen Leuten fehlt; ihnen die Arzenei zu verweigern, ist unmöglich, sie sind bereit jeden Arzt als unwissend zu verschreien, der ihnen sagt, daß sie gesund sind; wollte man ihnen nun gar noch erzählen, daß sie an Launen und andern Dingen leiden, so machte man die Sache noch schlimmer. Wasser und Zucker thun keinen Schaden; unterdessen vergißt Herr NN Kummer und Sorgen, seine Frau kauft den Shawl, die Tochter lernt Galopp tanzen, und alles wird der wundervollen Medicin zugeschrieben.

8.

Wohlfeil und theuer.

Herr N. Nun, mein Theuerster, wie gefällt Dir meine Equipage? Was sagte man, als ich mich in der Newskischen Perspective zeigte?

Ich. Einige staunten, andere waren entzückt, Manche aber....

Herr N. O wenn du wüßtest, wie das alles wohlfeil ist! — Denke dir: Bronze, Riemen, kurz alles, sogar das Holz, ist Englisch. Die Pferde — es ist eine Freude sie zu sehen, die Livree ist auf's reichste, und glaubst du wohl, daß mir die ganze Equipage kaum 10,000 Rubel kostet. Nicht wahr, das ist wohlfeil?

Ich. Mir scheint es theuer.

Herr N. Sonderbarer Mensch! — Ich aber bin überzeugt, daß Alle sich über meine

Pferde wunderten. — O, Freund, was für Renner, Läufer, Springer....

Ich. Jetzt wundert man sich nicht mehr darüber, daß die Thiere unter der Peitsche springen. Ueberhaupt giebt es auch jetzt wenig Pferdeliebhaber.

Herr N. Ei, Freund, du bist ein Original. Sage mir, von wo kommst du mit deinem schweren Packet. Schämst du dich nicht damit auf dem Trottoir zu gehen? *)

Ich. Warum sollte ich mich dessen schämen?

Herr N. Was trägst du denn da?

Ich. Mein Neffe in der Krym hat mich gebeten, ihm Dershawin's Werke zuzuschicken.

Herr N. Dershawin, der ehemalige Justizminister? Den kannte ich, und besuchte ihn auch. Ein herrlicher Mensch. Was kosten seine Werke?

---

*) Hier hat ein unübersetzbares Russisches Wortspiel weggelassen werden müssen.

Der Uebersetzer.

Ich. Jetzt sind sie fast gar nicht mehr zu haben; sie kosten 50 Rubel.

Herr N. Für Russische Bücher 50 Rubel. Das ist ja ganz entsetzlich theuer.

Ich. Dershawin's Werke sind unschätzbar, und derjenige Russe, welcher sie nicht hat, muß sie sich anschaffen, sollte er sie auch mit Gold aufwiegen.

Madame N. (eintretend) Ach, mon cher, was für herrliche Sachen habe ich bekommen. Versprich mir, nicht böse zu seyn und — ich will sie dir zeigen. Aber auch so billig, daß man wahrlich nicht umhin kann, Geld auszugeben.

Herr N. Sey doch gescheut, ma chère, ich bin nie über deine Einkäufe böse gewesen — es sey denn....

Madame N. Schon gut, mon ami! — (ruft zur Thür hinaus). Madame Inutile, Madame Inutile! bringen sie doch den großen Carton mit dem heutigen Einkauf.

Herr N. Was ist es denn?

Madame N. Das wirst du sehen. Wie allerliebst — und wie wohlfeil!

Herr N. Hast du heute Visiten gemacht, und warst du auch bei der Frau des — ei, wie heißt doch der neue Günstling des Herrn N. N?

Mad. N. Wie konnte ich wohl das vergessen! Ich war dort, fand sie zu Hause, und sagte ihr so viel Schmeichelhaftes, daß sie sich vor Freuden nicht zu lassen wußte. Ach, mein Lieber, heute war ich in den Magazinen: was für herrliche Sachen, wie viel Neues aus Paris, und überall welch eine Menge Menschen! Aber du kennst meine Sparsamkeit. Im Englischen Magazin habe ich nichts gekauft: ich nahm nur Armbänder, ein Stück Grosdetours, ein Stück Musselin, ein kleines Tuch, ein Ringelchen, ein Kästchen mit Eau de Cologne, und ein Kinder-Service für unsern kleinen Jacques; allein dies habe ich nur deshalb genommen, weil es ganz entsetzlich wohlfeil ist. Ich wollte auch zu den Kindern in die Pension fahren, allein es war schon zu spät. — Ins Modemagazin habe ich nicht meinen Fuß gesetzt. Ich schäme mich — denn dort gelte ich für geizig. Vor der Treppe ließ ich halten, und

mir Marabou bringen, welchen ich vorgestern behandelt hatte. — Die Hüte mit den Blonden hätte ich auf keinen Fall genommen, ich habe eine ganze Menge derselben — aber die Madame brachte sie mir selbst an die Kutsche — und zudem sind sie entsetzlich wohlfeil! — Aber, sieh, hier ist mein Einkauf: betrachte einmal, welch' ein Shawl — zum Entzücken! Die Blumen glänzen wie Brillanten, und wie weich er ist — er scheint in der Hand zu schwellen. — Dieser Einkauf geschah durch Zufall. — Ein Perser reist in sein Vaterland — nach der Türkei — und verkauft alles für eine Lumperei; — denke dir einmal, für diesen Shawl habe ich nicht mehr als zweitausend fünf hundert Rubel bezahlt! Das ist ja geschenkt! nicht wahr?

Herr N. Aber du hast ja eine solche Menge....

Madame N. Aber wie kann man eine solche Gelegenheit vorbeilassen? — Wir haben ja Kinder, mein Lieber — sie werden vielleicht nicht Gelegenheit haben, so wohlfeil zu kaufen. Nicht wahr?

Herr N. Ja, ja, das ist wahr!

Madame N. (zu mir) Was haben Sie denn da für Geschenke zu den Feiertagen?

Ich. Das sind Almanache zum neuen Jahr.

Madame N. Mit Kupfern? Ach zeigen Sie doch: ich liebe die Almanache. (Sie nimmt die Bücher, blättert in denselben und giebt sie schnell zurück.) Das ist Russisch! — C'est du Grec pour moi.

Herr N. Sollte man sie nicht für die Kinder in der Pension kaufen. — Jetzt hat man angefangen dort Russisch zu lehren. Was kosten diese Büchelchen?

Ich. Zehn, zwölf Rubel.....:

Madame N. Erbarmen Sie sich! das ist ja entsetzlich theuer! (geht fort)

Herr N. Ja, gewiß, das ist theuer. — Du weißt, liebster Freund, — daß, seitdem ich mit meiner Frau im Auslande gewesen bin, — wir beide auf die Oekonomie ganz versessen sind. — Ich selbst beschäftige mich mit der Hauswirthschaft, das heißt, ich nehme

selbst das Geld ein und gebe es aus. (Zu dem eintretenden Haushofmeister) Was willst du?

Haushofmeister. Ich bitte um 60 Rubel für die Töpfer, welche die Oefen im untern Stockwerk neu gesetzt haben.

Herr N. Du behandelst niemals den genauesten Preis — das ist entsetzlich theuer! (Zu mir.) Hast du meinen neuen Kamin gesehen. Wie gefällt er dir? Nicht wahr, das ist etwas Herrliches! Was für Marmor, was für Basreliefs, was für Bronze. Hier hätte man wenigstens zweitausend Rubel bezahlen müssen — in Italien habe ich ihn für hundert Dukaten gekauft — nicht wahr, das ist wohlfeil?

Ich. Nach meiner Meinung ist alles theuer, was man entbehren kann.

Haushofmeister. Die Maler bekommen zehn Rubel für das Weißen der Gesindezimmer und des untern Stockwerks.

Herr N. Du giebst für alles das Dreifache! — (Zu mir.) Betrachte einmal, Theuerster, die Malerei an der Decke dieses Zimmers. Sie ist nach der Skizze von Gerard:

was für Farben, wie schön sind die Figuren ausgeführt. Wirst du wohl glauben — der Italiener ist wahrscheinlich übergeschnappt: er hat für die Arbeit nur fünfhundert Rubel genommen. Das ist außerordentlich wohlfeil, nicht wahr?

Ich. Ich bin kein Kenner von Wandmalerei.

Herr N. (dem Haushofmeister Geld gebend) Bezahle die Arbeiter; dann gehe auf die Post, und verschreibe für die gnädige Frau alle ausländische Modejournale. — Das billigste kostet mit dem Schicken ins Haus, zweihundert Rubel. — (Zu mir.) Ich blicke sehr gern zuweilen hinein: herrliche Bilderchen, so niedliche Gesichterchen! Aber du hast meinen neuen Saal noch nicht gesehen; komm ich will dir herrliche Sachen zeigen, welche ich selbst im Auslande gekauft habe: sie sind unlängst mit den letzten Schiffen hier angekommen. — Wie ist alles so niedlich, so wohlfeil.

Indem ich dem Herrn des Hauses durch eine Reihe prachtvoller Zimmer folgte, dachte ich nach über das Gehörte und Gesehene. Der

Werth der Dinge, dachte ich, hängt von dem Gesichtspunkte ab, aus welchem wir die Gegenstände betrachten. Alles, was unserer Eitelkeit schmeichelt und unsere Launen befriedigt, scheint uns wohlfeil; aber alles, was kalte Vernunft erfordert, dünkt uns theuer!

9.

Die Schaukeln.

„Mascha! *) gieb mir den neuen Turban mit den Federn, den weißen Shawl und den neuen Englischen Cloke. Lisa! sieh zu, ob die neue Kutsche angespannt ist, und sage Madame Perroquet, daß man den Kindern schnell die neuen Kleider anziehen möge. Die Uhr geht schon auf sieben, und es ist Zeit zu den Schaukeln zu fahren.“ „Kleidet mir dieser Putz, Mascha?“ — „Unvergleichlich, gnädige Frau.“ — Lisa (zurückkehrend). „Die Kutsche ist angespannt, und die Kinder sind mit der Madame schon vor der Hausthüre.“ — „Gut.“ — „Erlauben Sie auch uns, gnädige Frau, zu den Schaukeln zu gehen?“ — „Mit wem denn?“ — „Mit der Amme, der Wärterinn,

*) Russisches Diminutiv von Marie. (A. d. U.)

mit dem Koch Nikita und den Lohnbedienten des jungen Herrn." — „Gut! geht, da habt ihr zehn Rubel zu den Comödien; kommt aber bald zurück und vergeßt nicht das Schlafzimmer und das Toilettezimmer abzuschließen." — „Sehr wohl, gnädige Frau."

Ich hatte bei Madame N. N. zu Mittag gespeist, und dies Gespräch mit angehört, während ich neben dem Toilettezimmer in einer Stube saß, wohin ich mich vor den Gästen geflüchtet hatte, um die Zeitungen zu lesen. Als ich in das Gastzimmer zurück kam, attakirte mich der Herr des Hauses, und wollte mich durchaus mit den vornehmen Gästen an den Whisttisch setzen. An diesem Tage fanden sich aber wenig Liebhaber zum Kartenspiele. Die Gäste verließen, mehrere zugleich, das Zimmer, die Equipagen vor dem Hause fuhren alle nach einer Seite hin, und die Kutscher erhielten einen und denselben Befehl: Zu den Schaukeln! — Man bot mir einen Platz in einer eleganten Kalesche, den ich aber ausschlug, indem ich lieber Zuschauer, als handelnde Per-

son seyn wollte, d. h. ich wollte lieber Menschen besehen, als mich besehen lassen.

Zu Fuße ging ich auf dem Trottoir fort, und mischte mich in der Offizierstraße unter die zahlreiche Volksmasse. Die Püffe, welche ich erhielt, bewogen mich oft nach allen Seiten hinzublicken und meine Mitwanderer zu bemerken. Kaum war ich bis zur Hälfte der Straße gekommen, so hatte ich schon gelernt, die Menschen nach ihrem Gange und nach ihrem Verfahren zu erkennen; so schnell führen Püffe zur Weisheit. — Ich bemerkte, daß Diener und Mägde mit verdoppelten Schritten zu den Schankeln rannten, und dem Volke zuvoreilten, indem sie überall Stöße austheilten und sich mit den Ellbogen durchdrängten. Das darf man nicht übel nehmen, dachte ich: sie sind auf bestimmte Frist abgelassen worden, und wollen Zeit gewinnen zum Genuß. Russische Ladendiener und Comptoirbediente in neuen Kaftans und kurzen Halbröcken, mit geglättetem Haar und wohlgekämmten Locken, mit feinen Hüten; Handwerker in neuen Fracks, die sie auf dem Trödelmarkte gekauft hatten, und da-

her nicht immer gut saßen, mit bunten Hals- tüchern, gingen langsam und bewirtheten sich gegenseitig mit Nüssen und Pfefferkuchen; sie brauchten nicht zu eilen; in den Buden bewah- ren wohlbeleibte Kater die Waaren, und in der Werkstatt sehen die Finnischen Köchinnen auf Ordnung. Der gesetzte Gerichtschreiber, der be- scheidene Beamte, der Haushofmeister eines reichen Herrn, ein Kammerdiener, unser einer, ein Literator, und überhaupt alle ordentlich Ge- kleidete in Fracks, bildeten unter der Volksmen- ge eine besondere Klasse, unter dem Namen der Herren und gnädigen Herren. „Stoße den Herrn nicht, gehe dem gnädigen Herrn aus dem Wege, komme Sr. Wohlgeboren nicht zu nahe;“ so warnten sich unter einander die unvorsätzlichen Widdernaturen unter dem Pö- bel, der auf der Straße, dicht am Trottoir ging, und durch die Geschenke des Bachus auf die Seite gebogen ward. — Aber den ausgezeich- netsten, und gleichsam, glänzendsten Kreis un- ter der Volksmenge bildeten die jungen Schrei- ber aus verschiedenen Gerichtsbehörden, welche ihr Dinte-Kostüm verlassen hatten und nun

als ächte Stutzer im modischem Fracks, in Mänteln à la Almaviva, mit ausgenähten Halstüchern, farbigen Westen, mit vielen Devisen (oft von Semilor,) an den Uhren und in Stiefeln mit dicken Eisen an den Absätzen, welche auf den Steinen recht stark erklangen. Diese Herren triumphirten im Volkshaufen, lachten laut, stießen mit Gewandtheit die bescheidenen und die ungeschickten Fußgänger, gleichsam unversehens, guckten den Stubenmädchen und Näherinnen unter die Hüte und plapperten sogar auf Französisch: mon scher und'atande. Nahe bei uns jagten geputzte Equipagen mit geputzten Herren und Damen vorüber: man konnte den Reichen von dem Freigebigen nicht unterscheiden. Selten wandten sich die Lorgnetten der fahrenden Herren nach unsrer Seite. Nur diejenigen, welche noch nicht gewöhnt waren, in Kutschen zu fahren, oder sich erst unlängst in selbige gesetzt hatten, steckten die Köpfe aus den Fenstern hervor, und suchten mit den Blicken ihre Bekannten, damit Alle sähen, daß sie fahren. Die Kaufmanns-Equipagen, von stattlichen Pferden gezogen, fuhren

langsam: die neuen Emporkömmlinge unter den Kaufleuten zeigten zur Hälfte ihre von Schweiß glänzenden Gesichter, und grüßten stolz ihre Landsleute, die mit ihnen aus einer Stadt gebürtigen Kleinhändler und Budensitzer. Die niedlichen Kaufmannsfrauen grüßten, über die Köpfe ihrer Männer hinweg, ihre höflichen Miether, Offiziere und Beamte, und die hinter den Wagen stehenden Artel'schtschiks, zuweilen auch Ladendiener und Landsleute, grüßten ihre zu Fuß wandernden Cameraden, und gaben durch ihre ungezwungenen Bewegungen zu verstehen, daß sie das Bedientenamt mehr aus Freundschaft, als aus Dienst versähen. — Das ist die kurze Skizze unserer Karavane, welche, am Ende der Offizierstraße angelangt, sich nach allen Seiten zerstreute. Ein gewandter Gensd'arme führte die Equipagen in die Reihe und wies die Iswoschtschiks-Droschken zurück; ein höflicher Polizeibeamter ließ uns über die Schnur auf den Theater-Platz treten, mit dem väterlichen Rathe, daß wir nicht belieben möchten uns zu stoßen, und nicht zwischen die Pferde zu laufen. Nun bin ich endlich auf dem

Platze, wo man zum Vergnügen eingeladen wird, sich vergnügt, und dem Vergnügen zusieht.

Womit soll ich anfangen? Ich werde den Platz auf dem Trottoir umkreisen, wo die Zuschauer aus verschiedenen Ständen und beiderlei Geschlechts theils unbeweglich stehen, theils auf- und niedergehen. Hier fand ich viele Bekannte. Aus dieser Menschenmenge grüßten Vorgesetzte ihre industriösen Unterbeamten, die in Kutschen fahren: Männer bewillkommten ihre Frauen und freuten sich über deren Putz und ihre Equipagen; junge Fußgänger erwiederten ärgerlich die Grüße ihrer ehemaligen Mitschüler, welche mit ihnen zusammen dienen, und ihnen an Rang gleich sind, welche Frau Fortuna aber auf vier Rädern erhoben hat und auf Englischen Ressorts schaukelt. Die Schönen schwiegen, aber in ihren Blicken konnte man die Versicherung lesen, daß sie sich in den Equipagen weit besser ausnehmen würden, als jene Damen! Die Freunde des Schönen in der neu belebten Natur gingen langsam auf und nieder, blieben stehen, kehrten um, blickten um sich

her und beobachteten die schönen Muster für Malerei und Bildhauerkunst. Einige unbescheidene Spaßvögel erzählten die Geschichte der vorbeifahrenden Equipagen und ihrer Besitzer, während Handwerker, Kaufleute und Magazin-Inhaber seufzend ihren Schuldnern nachsahen, welche sie nicht einmal eines Blickes würdigten. — Doch genug! Ich gehe nun zu den aufgeschlagenen Hütten, — wo die Musik von allen Balkons die Ouvertüre und Arien aus dem Freischützen spielt, wo der Schall der Trommeln und Becken, die Ausrufungen der Pajazzo's, die heitern Lieder der in den Schaukeln Sitzenden und das Russische Horn, Webers Triller und Melodien übertönen. Zuerst ergötze ich mich an den Pajazzo's.

„Edle Herren, belieben Sie hier herein zu treten!“ — schreit ein geschminkter Pajazzo: — „hier werden Sie nie gesehene Dinge sehen, nie gehörte Worte hören, wundervolle Wunder, seltene Schönheiten. Ausländische Comödien.“ — Die Musik unterbricht die Worte des Pajazzo, und giebt eine muntere Ecoissaise zum Besten. — Eine gewaltig aufgeputzte Ma-

dame überreicht die Billete beim Eingange. — Sind nicht die Ankündigungen der Journäle dasselbe, dachte ich. Man glaube nur dem Aushängeschilde und dem Pajazzo. Es kommt nur darauf an, das Volk in die Gaukler-Bude hineinzulocken; um den Inhalt der Vorstellung kümmert sich niemand! — „Geht es nicht eben so mit den eifrigen Freunden, die sich gegenseitig verherrlichen? ist es nicht derselbe Fall mit gewinnsüchtigen Empfehlungen? mit Zeitungs-Anzeigen über eigene Geschicklichkeit und Waaren? ist die Vertheidigung seiner eigenen Sache, und so vieles, vieles Andere im gesellschaftlichen Leben nicht eben dasselbe? Der Unterschied liegt nur in den Formen und Benennungen." Ich trete in die Gaukler-Bude: hier tanzen Puppen von plumper Arbeit hinter einer ausgespannten Leinwand und die Gaukler sprechen in verdorbenem Russisch mit einander durch einen Kamm und durch eine Feder — das Ganze schließt durch eine Balgerei der Puppen! Das ist ganz menschlich, dachte ich und verließ die Gaukler-Bude.

Nein! es ist weit angenehmer, die vor

den Balkons sich drängende Volksmasse zu beobachten, welche sich über den Witz des Pajazzo ergötzt; jedes Wort desselben gefällt, jede Körperbewegung behagt ihnen — das laute Gelächter bezeugt das allgemeine Vergnügen. Wie glücklich sind diejenigen, welche so wenig bedürfen, um in Wonne, in Entzücken zu gerathen! Wir hingegen untersuchen, beurtheilen und tadeln oft lobenswerthe und bewunderungswürdige Dinge bloß deshalb, um mit unserm Verstande zu glänzen, durch unsere sogenannten tiefen Kenntnisse zu blenden, um uns höher zu stellen als Andere. Und deshalb verhehlen wir oft die Thränen der Bewunderung und Freude!

Plötzlich höre ich bekannte Namen unter der Menge; ich drehe mich um, greife an den Hut, und siehe da, es sind Bediente, die sich gegenseitig bei den Namen ihrer Herren rufen und nennen. Das ist das Sinnbild angemaßter fremder Talente und Verdienste! — Nichts ist spaßhafter, als wenn die Diener ihren Herrn nachzuahmen suchen: das sind wahrhaft schülerhafte Copien von Originalen. Man sehe nur, wie Einige von ihnen vornehm auf und nieder

gehen, andere die schüchternen Dienstmädchen umflattern, und sie mit Rosinen und Nüssen bewirthen, welche mit Complimenten gewürzt werden; Einige urtheilen entscheidend über die Vorstellung, ohne in der Gaukler-Bude gewesen zu seyn. Das ist der Abdruck der Leidenschaften und Gewohnheiten in der großen Welt! Und das weibliche Geschlecht? — Man betrachte diese Näherinnen aus den Putzmagazinen, diese Stubenmädchen: eben die Sentimentalität und das Schmachten in den Blicken, dasselbe verachtende Lächeln, dieselbe Grimasse der Uebersättigung und Selbstzufriedenheit, eben das Verlangen zu gefallen und zu siegen: unbegreifliche Dinge für die dörfliche Unschuld, welche aber doch in den Städten sobald abgesehen werden!

Die runden Schaukeln stellen Fortunens Rad dar: ich spreche nicht von der Schnelligkeit des Auf- und Niedersteigens — aber man sehe nur, wie kaltblütig jener Bauer sich einsetzt. Nun hebt man ihn in die Höhe, man dreht ihn, sein Gesicht erheitert sich, er stimmt ein Liedchen an, schwenkt die Hände, sieht stolz

auf seine umherstehenden Cameraden herab — da wird plötzlich die Schaukel angehalten; seine Mittel sind erschöpft, er hat nichts mehr um zu zahlen, und traurig mischt er sich unter die Menge, während ein Anderer seinen Platz einnimmt. Die horizontalen Schaukeln, in Form von kleinen Kaleschen mit Pferdchen, kann man mit der Phantasie u. s. w. vergleichen. Die Knaben täuschen sich selbst, indem sie den hölzernen Pferdchen nachjagen, und Phantasten und Projecteurs nähren sich mit leeren Hoffnungen, leben in einer Ideenwelt, streben nach Unsterblichkeit durch ihre Werke, welche gewiß spurlos untergehen: ist das nicht dasselbe, wie die hölzernen Pferdchen! — Aber siehe, da rutscht ein junger Ladendiener brausend und donnernd vom Berge herab: er sucht wesentlichen Genuß; er denkt nicht, fühlt nicht; eine Secunde — und er ist herabgerutscht, der Genuß ist vorbei: — dasselbe ist auch in der Welt, wo wir nach Freuden jagen, die das Herz nicht bewahren, der Verstand nicht billigen kann. Aber wir haben genug gesehen, bemerkt

und verglichen. Warum alles sagen? Es ist genug, Gedanken in Anregung zu bringen, zu erwecken; kluge Leute mögen das Gemälde selbst vollenden.

10.

Das Publikum und der Journalist.

Ich weiß schon längst, daß man Personen, die durch eine bestimmte Beschäftigung gebunden sind, nicht Vormittags besuchen dürfe, um sie durch leeres Geschwätz zu stören; allein oft treibt mich meine müssige Zeit aus dem Hause, immer der Nase nach. Die Eitelkeit läßt mich glauben, daß meine werthe Person überall und Jedem angenehm sey, daher ich, en passant, wie man zu sagen pflegt, bei allen meinen Bekannten ankehre, welche nicht vor plötzlichen Ueberfällen gesichert sind durch drohende Schweizer, durch ein halbes Dutzend starker Thüren und den beständigen Zuruf: „nicht zu Hause!" Obgleich die abgebrochenen Antworten des Hausherrn, seine gesenkten Blicke, das Sehen nach der Uhr, das Hin- und Herdrehen der Papiere und das Probiren der Feder mir sagen,

daß ich in seinem Cabinet überflüssig bin; so finde ich doch nur Vergnügen darin, meinen Aufenthaltsort oft zu wechseln, sehe bei meinen Besuchen nur auf Decorationen und Gruppen, und kümmere mich nicht um die Worte der Oper und den Inhalt des Ballets. Bin ich es überdrüssig geworden in einem fremden Cabinet in Büchern zu blättern und die Zeichen aus selbigen zu verlieren, so gehe ich irgendwo hin zu Mittage und erzähle Anecdoten, welche ich entweder selbst erdacht oder von meines Gleichen gehört habe, und zwar auf Kosten der Personen, welche ich am Morgen besuchte. Dafür stehe ich in dem Rufe eines ...... wie soll ich mich denn gleich ausdrücken! — nun denn: eines ordentlichen Mannes: denn unter diesem Namen versteht die heutige Welt Jeden, der nicht juristisch eines Fehlers überführt worden, und der noch keine Gelegenheit gehabt hat, seine Unwissenheit zu zeigen.

Eines Morgens kam ich zu einem Journalisten, gerade den Tag vor der Erscheinung seines Blattes. Aus seinem düsteren Blicke und

dem, durch die Zähne gemurmelten Gruße er- rieth ich, daß mein Besuch ihm gerade eben so willkommen war, als die Visite eines Gläubi- gers. Vergeblich schob er sich in seinem großen Lehnstuhle vorwärts und rückwärts, rieb sich die Stirn, drehte den beschriebenen Bogen Papier hin und her, und fertigte meine Fragen mit ja und nein ab; ich saß auf dem Sopha so bequem, daß ich fest beschlossen hatte, hier eine halbe Stunde auszuruhen, und eine Ladung von Neuigkeiten für das Mittagessen, zu wel- chem ich gebeten war, einzusammeln. Plötzlich tritt der Bediente ein und meldet eine unbe- kannte Dame. — Kaum hatte der Journalist Zeit sein Halstuch zu ordnen und die Nacht- mütze abzuwerfen, als die Dame in das Ca- binet trat. Sie hatte ein frisches, schönes Ge- sicht, einen schlanken Wuchs; aber ihre sonder- bare Kleidung fiel mir auf. Sie trug ein lan- ges Deutsches Kleid, hatte auf dem Kopfe eine modische Französische Haube, hohe Englische Schuhe an den Füßen, und über dem Kleide einen Russischen Leibpelz, den sogenannten Se-

lenwärmer, *) mit Sybirischem Pelzwerk gefüttert. Nachdem die Dame den Journalisten durch eine Doppel-Lorgnette aufmerksam betrachtet, bewillkommete sie ihn in Französischer Sprache und fragte, ob er sie kenne. Höflich erwiederte der Journalist, daß er nicht die Ehre habe. „Wie!“ rief die Dame: „Sie erkennen Ihre Gebieterinn nicht, der Sie immer die Ehrentitel: achtungswerth, aufgeklärt, gewogen beilegen, welche Sie mit zärtlichen Erklärungen in ihren Ankündigungen ermüden, und ihr ungereimtes Zeug in den Mund legen, indem Sie sich dazu aufwerfen ihre Meinung erklären zu wollen?

Journalist. (mit tiefem Bücklinge) Wie!... Wäre es möglich.... Darf ich glauben! — Wären Sie wirklich die Dame Publica, zu Deutsch: Publikum.

Publica. Ganz recht, die bin ich.

Bei diesen Worten sprang der Journalist zwei Schritte zurück, räusperte sich dreimal,

*) Dies ist die wörtliche Uebersetzung des Russischen Ausdrucks. (A. D.)

wischte sich die Stirn mit seinem Schnupftuch, und begann eine Lobrede, die aber ganz wie eine Ankündigung klang. Publica unterbrach ihn.

Publica. Das ist ja immer das Alte: schweigen Sie! Jetzt beginnen Herausgeber und Verfasser ihre Laufbahn mit Lobeserhebungen auf sich selbst, und nicht mit Schmeicheleien an mich, wie dies früher der Fall war. Dieses Mittel schlägt an, wie jede Neuheit. Freilich ist es mir lächerlich, wenn ein Guck-in-die-Welt mich belehren will und im absprechenden Schulmeistertone mit mir, wie mit einem Kinde, spricht. Da ich aber gern mein Geld wegwerfe für alles was mir Spaß macht, oder mich durch Neuigkeit überrascht, so haben gewandte Bücherschreiber dies benutzt — und sehr gut daran gethan.

Journalist. Ich bin ein Literator nach altem Schnitte, verehrungswertheste Publica, und wende mich stets mit Hochachtung an Sie; ich stelle meine Meinung auf, zeige meine Denkungsweise, wage es aber nie mich wie ein Hofmeister an Sie zu wenden. Jetzt aber weiß

ich wahrlich nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen soll, für die mir erzeigte Aufmerksamkeit, für den Besuch, auf welchen ich stolz bin....

Publica. Sie können Stolz und Dank sparen: ich komme eben aus einer Puppen-Comödie und fahre von Ihnen gerade zu den Wachs-Figuren.

Journalist. Aber darf ich hoffen, daß Sie mir die Wohlthat erzeigen werden, geneigte Publica, mir mitzutheilen, wodurch ich Ihnen gefallen kann?

Publica. Durch Neuheit.

Journalist. Wenn es nun aber nichts Neues giebt, was Ihrer Aufmerksamkeit würdig wäre?....

Publica. (ihn unterbrechend.) Lügen Sie! — Es kommt Ihnen ja nicht darauf an, mit einem Federstriche einige zehntausend Türken oder Americanische Insurgenten niederzumachen? Warum soll man sie schonen! Ueberschwemmen Sie die Städte mit Dinte, zerstören Sie Festungen durch Phrasen. Sie sollen ja weder in denselben wohnen, noch sie verwalten. Er-

finnen Sie Namen und Begebenheiten, mo=
deln Sie den Erfolg jeder Sache nach meinem
Geschmack und nach meiner Denkungsweise,
dann werde ich Ihre Blätter lesen.

Journalist. Allein, ich möchte mir gern Ihre Achtung und Ihr Vertrauen erhalten.

Publica. Das sind Nebensachen. Sehen Sie nur, wie einige Französische und Englische Journäle alle Begebenheiten verdrehen, wie sie nicht existirende Armeen in Bewegung setzen, vermeinte Staaten unterwerfen und verschenken, Gesetze entwerfen für unbewohnte Inseln, und von nie gesehenen Begebenheiten glänzende Beschreibungen machen! Ich glaube ihnen nicht; ich lache über ihre Dummheit, lese sie aber gern, weil sie meiner Eitelkeit schmeicheln, durch Neuheit anlocken, und selbst durch ihre Albernheit meine Aufmerksamkeit fesseln.

Journalist. Bei uns ist dies unmöglich und unpassend.

Publica. Wir haben noch andere Mittel. Stellen Sie mir so viel möglich Ungewöhnliches, Erstaunliches, Seltenes, Sonder=

bares, Uebernatürliches, Furchtbares, Lächerliches und Albernes auf. Ihr Journal muß eine Art von Kosmorama seyn, wo sich die Gegenstände in einem künstlichen Lichte, und durch das Vergrößerungsglas zeigen. Essen Sie, meinetwegen, Ananasse, preisen Sie aber Sauerkohl und gesalzene Gurken; kaufen Sie die Sachen zu dreimal theurerem Preise im Englischen Magazin, zeigen Sie aber Ihr Entzücken bei vaterländischen Erzeugnissen; geben Sie so viel wie möglich Anecdoten....

Journalist. Ich kann das alles nicht behalten: erlauben Sie mir zu notiren.

Publica. Umsonst; vielleicht ändere ich schon morgen meine Gesinnung. A propos des bottes: sorgen Sie doch dafür, daß Ihre Hefte so viel wie möglich dicker und die Ueberschriften buntscheckiger sind. Wenn auch Ihre Neuigkeiten schon längst in andern Journälen stehen, das macht nichts aus. Ich lese keine dicken Bücher, beurtheile aber ihren Werth nach der Buntscheckigkeit des Umschlages.

Journalist. Das gleicht gewissermaßen

der Charlatanerie, und darauf verstehe ich mich wahrlich nicht.

Publica. Nichts ist leichter als das. Sehn Sie: hier ist, z. B., eine gewöhnliche Zeitungs-Redensart. „Der Türkische Sultan hat dem Pascha von Damask, für gehandhabte Gerechtigkeit einen Ehrenpelz verliehen.“ Daraus können Sie auf dem Umschlage einige Artikel bilden. Zum Beispiel:

1. Von dem Türkischen Sultan S. S. NN.
2. Von den Ehrenpelzen in der Türkei . . S. S. NN.
3. Vom Pascha zu Damaskus S. S. NN.
4. Von der Gerechtigkeit in der Türkei . . S. S. NN.
5. Von der Gerechtigkeit überhaupt S. S. NN.
6. Von der Großmuth des Türkischen Sultans . S. S. NN.
7. Von der Gerechtigkeit des Pascha's zu Damaskus . S. S. NN.
8. Von der Ungerechtigkeit der andern Pascha's . S. S. NN.

9. Von der Belohnung, welche der Pascha von Damaskus erhalten . . S. S. NN.

Verstehen Sie jetzt?

Journalist. Das ist ja offenbare Charlatanerie!

Publica. Nein, mein Herr, das heißt Pfiffiologie, eine dem Journalisten und jedem Künstler, der mit mir zu thun hat, nöthige Wissenschaft. Diese Benennung kommt her vom Worte pfiffig, und ist, wie alle neue Namen für alte Dinge, in Deutschland erfunden worden.

Journalist. Aber ist es denn nicht möglich, Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Wohlwollen zu erlangen durch historische, statistische, philosophische und literärische Aufsätze?

Publica. Genug, genug! Das macht mich schläfrig. Sagen Sie mir kurz und bündig: was Sie von mir wollen: Achtung oder Gewogenheit?

Journalist. Mir scheint, das Eine könne nicht ohne das Andere bestehen.

Publica. Verzeihen Sie: man sieht,

Sie kennen das schöne Geschlecht noch nicht. Camölus, der Verfasser der Lusiade, starb im Hospital, und Beaumarchis erwarb sich Haus und Schiffe. Den ersten achtete ich, dem zweiten war ich gewogen. Ich könnte Ihnen auch viele Beispiele bei uns anführen, aber ich liebe keine Persönlichkeiten, und zudem habe ich keine Zeit, denn aus dem Wachsfiguren-Cabinet muß ich auf eine Auction eilen, wo Carricaturen verkauft werden, und von dort fahre ich in einen Buchladen, um einen Blick in ein Journal mit Bilderchen zu werfen, und einen Aufsatz durchzulesen, der durch seine ungewöhnliche Dummheit vielen Lärm in der Welt gemacht hat. J'aime par fois la bêtise. Leben Sie wohl, auf Wiedersehn!"

Die Dame ging fort, der Journalist aber stand, wie vom Blitz getroffen. Ich eilte nach Hause, schrieb das Gehörte nieder, und bin begierig zu wissen, was die achtungswerthe Dame, welche Gelegenheit zu diesem Aufsatze gab, sagen wird.

11.

Zeit und nicht Zeit.

Es geschieht sehr oft, daß wir schweigen und uns nicht von der Stelle rühren, wo wir sprechen und handeln müßten, und überhaupt immer mit unserer Zeit und unsern Worten sparsam sind, wo es nicht unsern Vortheil, unsere Eigenliebe und unsere Genüsse betrifft. Will man sich davon überzeugen, so öffne man nur den ersten besten Brief, welcher eine Danksagung betrifft, oder von einem Verwandten geschrieben ist: ich wette, daß man bestimmt darin die Worte findet; „es fehlt mir an Worten um ...... auszudrücken," u. s. w. Blickt man hingegen in den Brief eines Supplikanten; da findet man eine solche Masse von Worten für den Ausdruck der Gefühle, daß es schwer ist zu begreifen, wo Jeder im Nothfalle die Beredsamkeit her nimmt. — Man höre zu,

wenn Menschen unter sich von fremden Verdiensten oder zum Besten Anderer sprechen: sie äußern sich in den abgebrochensten Lakonismen, und niemand will Worte und Zeit umsonst verlieren; sprechen sie aber von sich selbst, dann strömt die Beredsamkeit. Soll man für einen Andern sich bemühen oder ein gutes Wort einlegen, dann versperren die Worte: nicht Zeit, unmöglich, ja ja, den Weg. Wenn die Sache aber uns selbst betrifft, dann haben wir Zeit genug, sowohl zu wichtigen als unwichtigen Sachen. Zu nützlichen und beschwerlichen Besuchen, und der leeren Worte giebt es dann so viele, daß, wenn sie nicht glücklicherweise in der Luft verschwänden, sie unfehlbar eine Verdickung der Atmosphäre, Beklemmung und Stürme verursachen würden.

Verzeihen Sie mir, geehrte Leser, für diesen Ausfall: ich spreche nicht von Allen überhaupt, sondern nur von Einigen, und bringe, über diese, meine Klage vor. Hören und urtheilen Sie.

Kaum hatte ich mich gegen 9 Uhr Morgens zur Arbeit gesetzt, als das Glöckchen an

meiner Thür ertönte, und ein Bekannter zu mir hereintrat. „Willkommen, Theuerster!“ — rief er; „ich habe heute in Geschäften meiner Tante sehr früh ausgehen müssen, aber glücklicherweise hat man mich nirgendwo angenommen. In die Behörde zu gehen, ist es noch zu früh, da kam ich auf den Einfall, da es gerade auf dem Wege war, bei Dir vorzusprechen. Nun, was giebt es Neues?“ — „Ich weiß nichts Neues,“ antwortete ich, „will Dir aber etwas Altes auftischen: wenn Jemand einen Andern an der Arbeit hindert, so ist das eben so viel, als wenn er ihm den Frack auszöge, ihn des Vergnügens beraubte ein neues Buch zu haben, und ihm aus dem Ofen den Braten nehme.“ — „Ei, so höre doch auf mit Deinen Späßen!“ antwortete mein Bekannter, „Du sprichst wie Aesop immer in Allegorien und Sprüchwörtern. Sage mir lieber, bist Du im neuen Theater gewesen: wie gefällt es Dir?“ — „Das kannst Du aus meiner Zeitung *) erfahren,“ antwortete ich:

*) Die nordische Biene. (A. d. U.)

„Hier nimm sie und lies, während ich meine Arbeit vollende." — „O, lieber Freund, ich habe keine Zeit Eure Zeitungen und Journäle zu lesen: ich mache lieber einen Spaziergang, das giebt Appetit." — „Wünsche wohl zu bekommen!" sagte ich, und begleitete herzlich froh meinen Bekannten bis zur Thür.

Kaum hatte ich meine Gedanken gesammelt, welche der müßige Bekannte zerstreut hatte, und die Feder ergriffen, um meine Arbeit fortzusetzen: da wurde wieder an meiner Thüre geschellt, und ein anderer Bekannter schob sich zu mir ins Zimmer.

„Ich weiß, daß Du Morgens zu Hause bist," sagte er, „bevor ich also ins Departement gehe, bin ich bei müßiger Weile hergekommen, um Dir den dritten Aufzug meines Trauerspiels vorzulesen." — „Aber ich habe keine Zeit zuzuhören: ich habe dringende Arbeit, und das Publikum wird Dein Trauerspiel nicht als Entschuldigung annehmen." — „Nun, gut, dann werde ich nicht lesen;" versetzte mein Bekannter: „wenn Du nicht bei Laune bist, so fängst Du noch an zu kritisiren; laß uns aber

etwas plaudern. Hast Du nichts von ertheilten Belohnungen gehört?" — „Nein!" sagte ich: „wie ich sehe, hast Du viel müßige Zeit; thue mir den Gefallen, gehe zu Deinem Verwandten, NN. und bitte um eine Stelle für den rechtlichen Mann, welchen ich ihm empfohlen habe." — „Ich bin gern bereit Dir einen Gefallen zu thun," erwiederte der Bekannte, „bei Gelegenheit werde ich bestimmt deshalb sprechen, aber jetzt habe ich wahrlich keine Zeit zu ihm zu gehen." — Da brachte man die öffentlichen Anzeigen, mein Freund las sie mit Aufmerksamkeit durch und fragte mich: „Hast Du die wilden Thiere gesehen?" — „Die sehe ich sehr oft," antwortete ich. — „Ich meine, die neu angekommenen?" ergänzte er. — „Die habe ich noch nicht gesehen; man sagt aber, daß viele seltene Thiere unter ihnen seyn sollen; auch sogar ein abgerichteter Elephant." — „Wann kann man sie wohl am besten sehen?" fragte mein Bekannter. — „Natürlich, am Tage," antwortete ich. — „Dann will ich sie doch sehen, da ich grade Zeit habe," sagte er, und gieng fort.

Ich begleitete ihn bis zur Thür, kaum hatte ich mich aber wieder an meinen Schreibtisch gesetzt, so ertönte das abscheuliche Glöckchen schon wieder, und ein dritter Bekannter besuchte mich. „Kaum habe ich Zeit gefunden, Dich bei müßiger Weile zu besuchen," sagte er: „Arbeit vollauf, und die beständigen Einladungen und Visiten verschlingen die ganze Zeit. — Was giebt es denn Neues in der Literatur? Zeige doch, was schreibst Du?" — „Ich will schreiben, aber meine Freunde hindern mich durch ihre Muße," antwortete ich. — „Ei, Du solltest den Riegel vor die Thüre schieben," versetzte mein Freund. — „Das möchte man übel nehmen, fürchte ich," war meine Antwort, „zudem ist für unser einen schlimm sich einzuschließen, denn so verschließt man sich oft vor einem nothwendigen Manne." — „Aber Deine Freunde müssen doch wohl wissen," versetzte jener, „daß man zu einem Jeden, der mit Geschäften überhäuft ist, nicht ohne Ursache am Morgen kommen darf. Nicht wahr?" — „Ganz recht!" antwortete ich lächelnd: „ich sehe daß Du die Theorie der Zeitanwendung

herzlich versteh'st." — „Ich hindere keinen," versetzte mein Bekannter: „aber erlaube mir zu fragen, was wirst Du in der nächsten Nummer Deines Journals haben? Man frägt mich überall darnach, und Dir muß das angenehm seyn." — „Danke für die Ehre," antwortete ich: „aber ich möchte nicht gern, daß mein Journal durch mündliche Nachrichten bekannt würde; zudem habe ich auch nicht Zeit zu erzählen." — „Ich werde mit Muße ein Pfeifchen bei Dir rauchen!" sagte mein Bekannter, setzte sich, ohne meine Antwort abzuwarten, in einen Sessel, und begann unbarmherzig zu dampfen. — Um diese Zeit fing man an, sich zum Spaziergange auf dem Trottoir zu versammeln, und mehrere meiner Bekannten kamen, in Erwartung einer größern Anzahl Spaziergänger, zu mir, um mit Muße zu plaudern. Da ich die Unmöglichkeit einsah, bei meiner eigenen Nicht-Muße, die Muße meiner Freunde zu besiegen, so beschloß ich, mich durch die Flucht zu retten. Ich kleidete mich an, steckte die nöthigen Papiere zu mir, entschuldigte mich durch Geschäfte, und ging mit Allen

aus meiner Wohnung, um in dem Quartiere eines der Müßigen, während derselbe seinen Spaziergang machte, meine Arbeit in dessen Zimmer zu vollenden.

Kaum war ich auf die Straße gekommen, so verkündigten mir Unglücksfälle anderer Art neuen Zeitverlust. — „Wohin gehst Du?“ fragte mich Einer.“ — „In Geschäften.“ — „Woher?“ fragte ein Anderer. — „Von Hause.“ — „Was giebt es Neues?“ — „Ich weiß nichts.“ — „Was sagt man?“ — „Viel dummes Zeug.“ — „Bist Du gesund?“ — „Wie Du siehst.“ — „Gehn die Journäle gut?“ — „Gott Lob.“ — „Wo speisest Du zu Mittag?“ — „Zu Gaste.“ — „Wo bist Du heute Abend?“ — „Zu Hause.“ — „Hast Du Herrn NN. lange nicht gesehn?“ — „Unlängst.“ — „Bist Du schon lange nicht im Theater gewesen?“ — „Neulich.“ — Mit diesen und ähnlichen Fragen überhäuften mich alle meine Bekannte, die mir auf der Straße begegneten, und langweilten mich endlich so sehr, daß ich, trotz der Gefahr überfahren zu werden, mitten auf der Straße ging, bis ich

endlich einen Winkel fand, wo ich ruhig arbei- ten konnte. Aber was sollte ich nun schreiben? Durch die müßige Zeit meiner Bekannten hatte ich den von mir überdachten Aufsatz nicht zu Papiere bringen können, aus Mangel an Zeit beschloß ich daher meine Abentheuer in wenig Worten niederzuschreiben, — nicht zur Lehre, sondern zum Nutzen.

12.

Der neue Physiognomiker
oder
den Vogel erkennt man an den Federn.

Man hat längst bemerkt, daß wir uns immer für Kenner von Dingen betrachten, für welche wir eine Vorliebe haben, und die wir am wenigsten verstehen. Ein junger, scharfsinniger Mann, z. B., dem es gelungen ist, einige Sonderbarkeiten in der Gesellschaft zu bemerken, oder gelegentlich irgend einen geheimen Zug des menschlichen Herzens zu entdecken, hält sich für einen großen Philosophen, Beobachter, unfehlbaren Richter aller Thaten und geheimen Beweggründe. — Lieben Freunde! wir irren uns Alle. Nur die Erfahrung kann zuweilen einen Zipfel des Vorhanges lüften, welcher das Laboratorium der Leidenschaften und Gedanken

vor uns verbirgt. Aber diese Erfahrung kommt zu spät, folglich auf kurze Zeit. In der Jugend ist Menschenkenntniß — eine Unmöglichkeit: dann hat man kaum Zeit sich in der Welt umzusehen. In reifern Jahren lernen wir nur, aber im Alter, wenn wir die Erfahrung benutzen sollten — aber ich will das nicht in Erinnerung bringen, was Jedem bei der Geburt verkündigt worden.

So schwer die Menschenkenntniß auch ist, so ist sie doch nöthig, denn wir leben mit den Menschen, stehen mit ihnen in beständiger Verbindung, hängen in vielen Fällen von ihnen ab, und weinen oder lachen durch sie. Troß allem dem, beschäftigen wir uns damit am wenigsten. Wir leben in der Gesellschaft ohne weitere Beobachtungen, Berichtigungen und Forschungen: wir nehmen die bedingten Formen des geselligen Lebens für Eigenschaften des Geistes, d. h. falsches Gold für ächtes; wir vertrauen aus Trägheit, mißtrauen aus Eigensinn, täuschen wider unsern Willen, täuschen uns selbst aus eigenem Belieben, trauern da, wo wir uns freuen sollten, freuen uns, wo man weinen

müßte, geben nach, wo wir streiten sollten, und streiten, wo wir nachgeben müßten. Dieses ganze Chaos entsteht daher, weil wir weder uns selbst, noch die Menschen kennen; am auffallendsten aber ist, daß die Menschenkenntniß uns nicht glücklicher macht, sondern, im Gegentheil, die Quelle noch größeren Kummers wird. Gäbe es einen solchen Menschen, der in dem Herzen eines Jeden lesen könnte, welcher ihm auf dem Lebenspfade begegnet, so würde er gewiß bald die Geduld verlieren. — Aber man muß die Menschen doch einigermaßen kennen; denn sonst erfolgt auch manches Unglück! — Fürs erste will ich meinen Lesern einige neue Gedanken mittheilen, die ich aus dem Gespräch zweier Jünglinge schöpfte, von denen der eine schon bei reiferen Verstandeskräften war.

B. Es gab eine Zeit, wo ich den Beobachtungen Della Porta's und Lavater's glaubte; je mehr ich aber die Physiognomien in der großen Welt betrachte, desto mehr überzeuge ich mich, daß dies zu nichts führt. Mi-

mik, Deklamation, Tanzkunst — und die so=genannte Sprache des Anstandes, haben alle Menschen, in Bezug auf äußere Formen, gleich gemacht. — Das Spiel der Physiognomie, welches vormals zuweilen durch Gefühle verändert wurde, ändert sich jetzt nach Noten und wird nach dem Kammer=Ton gestimmt. Wenn z. B. nach einem auserlesenen Mittagsmahle, die Dame vom Hause auf den Einfall käme einen Krähenbraten zu rühmen, so braucht sie nur zu sagen: „c'est charmant;“ — allen Gästen schwebt sogleich ein Lächeln auf den Lippen, welche erweicht worden sind durch die kostbaren Weine und Saucen, die Augen richten sich zur Höhe, und im ganzen Saale hört man: c'est joli, magnifique, superbe u. s. w. — Käme ein vornehmer, angesehener Mann auf den Einfall, das Sonnenlicht zu tadeln, so würden die Physiognomien seiner Schmeichler sogleich den Abdruck herzlicher Ueberzeugung von der Wahrheit der Worte des Mächtigen annehmen: man würde die Augen aufreißen, und mit halbgeöffnetem Munde eine Menge bekräftigender Aeußerungen zu Tage fördern. Nein! ich sehe,

daß alle meine Beobachtungen nutzlos verloren gehen, und habe daher die kostbaren Ausgaben von Lavaters und Galls Werken gegen die nützlichen Schriften: der allgemeine Sachwalter und Sekretair, und die wirthschaftliche Köchinn verkauft. Mit dieser hohen Weisheit kommt man weiter, als mit philosophischen Abhandlungen!

A. Wahr ist es, die Bildung, oder vielmehr, der weltliche Anstand hat die Züge verwischt, welche die Bewegungen des Gemüths bezeichnen, aber es giebt doch Gesetze in der Natur, denen alle belebte und unbelebte Wesen unterworfen sind. Diese Gesetze lassen sich weder vernichten noch verbergen. Man braucht nur den allmähligen Gang und die Wirkung derselben zu erforschen, dann wird auch der größte Schlaukopf unsern Beobachtungen nicht entgehen.

B. Enthülle mir doch dieses Geheimniß.

A. Hast Du Physik gelernt?

B. Für Kupfergeld, d. h. so so, oder wie man gewöhnlich in Pensionen und untergeordneten Schulanstalten etwas lernt.

A. Weißt Du, was Centrifugal- und Centripetal-Kraft heißt?

B. So viel weiß ich wohl. Die Centrifugalkraft stößt alle Körper vom Centrum der Erde zurück, die Centripetalkraft zieht sie aber dahin an. Darauf sind die Gesetze der Schwere begründet, nach welchen alle Körper sich bewegen. Diese Kräfte wirken gleichermaßen auf das kleinste Atom, wie auf den Erdball, auf das ganze Sonnensystem und auf das ganze Weltall.

A. So wisse denn, daß ähnliche Kräfte auch auf die moralische Natur des Menschen den größten Einfluß haben.

B. Das begreife ich nicht.

A. Höre! Der Mensch besteht aus Seele und Körper. Die erstere, in Folge ihrer erhabenen Bestimmung, zieht uns zum Himmel, d. h. zu allem Erhabenen, Guten und Edlen. Der Körper, abhängig von dem Einfluß der Speise, des Klima's, der Verwirrung der Organe, kurz, von der Erde, an welche er durch sein Daseyn gefesselt ist, zieht uns zur Erde, zu allem Niedrigen, Sinnlichen. Die Seele

ist also die Centrifugalkraft im Menschen, der Körper die Centripetalkraft. Das Uebergewicht, einer dieser beiden Kräfte, d. h. der größere oder geringere Einfluß auf den Willen, bildet die Eigenschaft des moralischen Menschen. Einer opfert mehr der Seele, d. h. dem Himmel, der Andere dem Körper, d. h. der Erde — und darin liegt der ganze Unterschied bei den Menschen.

B. Zum Beispiel ......

A. Zum Beispiel: Der Krieger, welcher, ohne an Ehren und Belohnungen zu denken, dem Monarchen und dem Vaterlande sein Leben und sein eigenes Glück zum Opfer bringt; — der Richter, welcher sich nicht scheut, den Mächtigen durch ein gerechtes Urtheil zu kränken, welcher Gold, Schmeicheleien und Protectionen verachtet, und nur nach dem Sinn der Gesetze, nicht nach metaphysischen Abstractionen richtet; — der Gelehrte oder Literator, welcher nur ein Ziel — die Aufklärung, nur einen Wunsch — das Gemeinwohl im Auge hat, der die Verleumdung verachtet, und sogar Verfolgungen um der Wahrheit willen nicht fürchtet; — der

Jüngling, welcher auf der Laufbahn des Staatsdienstes die Protection von Tanten und Oheimen verwirft, und nur durch Verdienste und Fleiß nach Auszeichnungen strebt; — der Beamte, welcher nach Ehre und Gewissen seine Obliegenheiten erfüllt, und im Dienste weder auf Personen, noch deren Verhältnisse Rücksicht nimmt; — die Frau, welche lärmenden Gesprächen und Geschwätz, der Schmeichelei und dem Flitterglanze entsagt, um die heiligen Pflichten der Mutter, Gattinn und Tochter zu erfüllen: — alle diese, und ihnen ähnliche Menschen, werden durch die Centrifugalkraft geleitet. Im Gegentheil aber: der Krieger, welcher nur aus Ehrsucht dem Tode und den Gefahren trotzt; — der Richter, welcher nicht auf die gerechte Sache, sondern auf das Gold des Bittstellers sieht, oder, was eben so viel ist, auf dessen Verbindungen und Gönner, und die Gesetze seiner willkührlichen Deutung unterwirft; — der Gelehrte und der Literator, welche eisernen und goldenen Götzen Weihrauch dampfen; — Beamte, welche nach der Zahl der Ecossaisen, Boudoirs und Vorzimmer ihre Dienstzeit rech-

nen; — Mütter, welche die Erziehung ihrer Kinder Miethlingen vertrauen, um in den Zerstreuungen des Weltlebens ihre Pflichten zu vergessen, und durch die Stimme der Schmeichelei die Vorwürfe des Gewissens zu betäuben; — Schmeichler, Verräther, Bestechliche, gewissenlose Spieler, Verleumder, Wucherer, kurz, die gesammte Spreu des Menschengeschlechts, wird von der Centripetalkraft beherrscht, d. h. sie lebt für die Erde — einzig und allein durch die Erde.

B. Wie soll man denn auf den ersten Blick die Menschen erkennen und unterscheiden, welche von einer dieser beiden Kräfte beherrscht werden?

A. Die Centrifugalkraft hebt Stirn und Augen nach oben, und richtet den Rücken gerade. Die Centripetalkraft schlägt die Augen nieder, senkt die Stirn, und krümmt den Rückgrat. Es versteht sich von selbst, daß das Alter eine Ausnahme von der Regel bildet, aber es dient nichts destoweniger zum physischen Beweise, daß je näher der Körper seiner Bestimmung ist, er sich um desto mehr zur Erde

krümmt. — Beobachte aber die Menschen in der Blüthe der Jahre, und du wirst die Richtigkeit meiner Meinung finden. Jede niedrige Leidenschaft, jedes schlechte Verfahren zieht uns zur Erde. Der Trunkenbold, der die menschliche Natur entwürdigt, wälzt sich auf der Erde. Der überführte Verbrecher senkt den Kopf und schlägt die Augen nieder. Bei dem Kleinmüthigen knicken die Kniee vor Furcht. Der Geizige geht immer mit gesenktem Haupte, als wäre er an seinen Kasten geschmiedet. Der Schmeichler und der unredliche Bittsteller krümmen den Rücken. Der Bösewicht verbirgt sich in einer Höhle.... Aber ich könnte ein ganzes Buch mit Beispielen füllen, wenn es nicht Zeit wäre diesen Aufsatz zu schließen, weil kein Raum mehr übrig ist in der Nordischen Biene.

13.

Unglück durch Geld.

„Falsch, falsch!“ ruft man von allen Seiten. „Unglück durch Geld! sind Sie bei Sinnen, Herr Schriftsteller!“ sagt mir eine halbverjährte Kokette. „Wenn nicht Hauben, Blumen, Blonden, Schminke und Schönheitswasser wären, so wüßte ich ja nicht, was ich mit meinen überflüssigen zehn Jahren machen sollte; aber jetzt kann man, Dank der Industrie, für Geld nicht nur Schönheit, sondern auch Verehrer haben.“ — „Das wird Ihnen keine einzige Kokette sagen!“ — ruft drohend ein Kritiker. — Ganz richtig; unsere Koketten sind außerordentlich bescheiden, aber sie sprechen durch Blicke und mir ist diese Sprache verständlich. — „Unglück durch Geld!“ ruft ein Verschwender. — „Genug mein Herr! Wollen Sie Ovid's Metamorphosen in natura sehen? so kommen

Sie zu mir, Herr Schriftsteller, und ich will Ihnen zeigen, wie meine Assignationen sich in einem Augenblicke in Pasteten, kostbare Weine, Saucen, Pferde, Hunde, in Holz, Bronze und Porcellan verwandeln. Erinnern Sie sich an die mythologische Erzählung von Pygmalion und der belebten Bildsäule? Sehen Sie wie der fühllose Marmor sich unter dem goldenen Meißel in eine reizende Nymphe verwandelt, die voll zärtlicher Liebe zu mir flammt. Leben Sie nur einige Tage mit mir, und Sie werden nicht sagen: Unglück durch Geld." — „Kann wohl Unglück durch Geld entstehen!" spricht ein Rabulist in Ränken ausgetrocknet wie ein Bogen Papier, und schwarz geworden wie eine abgenutzte Feder. „Wofür hätte ich denn Gesetz und Gewissen verachtet? Nein, Herr Schriftsteller! es giebt kein Unglück durch Geld, und wenn Sie in meine Klauen gerathen, so will ich Ihnen dies durch Argumente beweisen." Die gesammte Kaufmannschaft mit allen ihren Gilden, Kompagnieschaften und Comptoirs ruft im Chor: „Es giebt kein Unglück durch Geld; Unglück ist, wenn das Geld fehlt! Sie haben

bestimmt nie an bestimmten Terminen Wechsel zu zahlen gehabt, Herr Schriftsteller? Sogar unsere Frauen werden Ihnen sagen, daß es kein Unglück durch Geld giebt." — Alle diese Einwürfe sind nicht gefährlich, aber ich fürchte nur, daß die jungen, eiteln Frauen, welche das ganze Glück durch dieses Leben in die Modemagazine setzen, die ganze Welt durch Crepp und Nesseltuch betrachten, vermittelst eines durchsichtigen Bändchens an die Männer gefesselt sind und mit ihnen eben so umgehen wie mit Rüdicüles oder gestickten Brieftaschen, über mich herfallen. — Diese Damen wären im Stande mich umzubringen, wie Orpheus, und mich mit Haarnadeln und Stecknadeln zu erstechen. Vielleicht werden mich die Knicker in Schutz nehmen; sie würden wohl froh seyn, wenn die ganze Welt das Geld haßte, damit sie nur mehr davon aufhäufen könnten. — Doch es ist Zeit, zur Entwickelung zu schreiten. — Meine gnädigen Herren und Damen! Ich Endesunterschriebener bin selbst kein großer Feind des Geldes, hauptsächlich seitdem ich gesehen, daß durch Geld auch Dummköpfe für

kluge Leute gelten; aber ich habe einen Freund, der sich über Unglück durch Geld beklagt. Folgendes schreibt er mir:

„Du weißt, daß meine Aeltern mir nichts hinterließen als ein Gebetbuch und einen auf den Mauern von Ismail schartig gewordenen Säbel. In einer Kronsanstalt wurde ich erzogen, diente seither in einem Dragoner-Regiment, und lebte von meinem Gehalt. Selten speiste ich auf meine Kosten, aber immer mit Appetit; schlief wenig, aber fest; hatte nur zwei Kleider, hielt sie aber eben so rein wie mein Gesicht, und hätschelte mein einziges gutes Pferd wie ein verliebter Ehemann seine kranke und launenhafte Frau. Obgleich ich sehr selten Geld sah, so war ich doch gesund, munter und folglich glücklich. So lebte ich bis zu meinem dreißigsten Jahre, stieg bis zum Staabskapitain und hoffte bald eine Schwadron zu kommandiren; da beliebte es plötzlich meinem Onkel, der für einen sehr armen Mann gegolten hatte, ohne Testament zu sterben, und ich wurde unvermuthet Eigenthümer von Lombard-Billeten für 550,000 Rubel Reichs-Assignationen. Seit

der Zeit hat, ich weiß nicht welcher böse Geist, sein Standquartier in mir aufgeschlagen; er hat mir Ruhe, Heiterkeit, Appetit und Schlaf geraubt, mich mit Sorgen überhäuft, mir bisher unbekannte Leidenschaften mitgetheilt, Mißtrauen in mein Herz gesäet und mich unglücklich gemacht.

„Der erste dumme Streich, welchen ich beging, war der, den Rathschlägen verzärtelter und erschlaffter Halbmenschen zu folgen. Sie luden mich ein, das Leben in der Hauptstadt zu genießen, ich folgte und nahm meinen Abschied. Mit 33,000 Rubeln jährlicher Einkünfte richtete ich mich folgendermaßen ein. Ein niedliches gut möblirtes Quartier kostet mir jährlich 3000 Rubel; Equipage 3000 Rubel; der Tisch 1000 Rubel monatlich, macht 12,000 Rubel; die Toilette 4000 Rubel; Theater, andere Vergnügungen und überhaupt Taschengeld 8000 Rubel; Unterstützung für Arme 3000 Rubel — Summa Summarum 33,000 Rubel. — Du siehst, alle meine Bedürfnisse und Launen sind in vollem Maaße befriedigt; mein Körper genießt, aber meine Seele leidet, und

die neue Lebensart langweilt mich so sehr, meine Rolle in der Welt ist mir so zuwider, daß ich nicht weiß wo ich hin soll. Dem Gelde zu entsagen habe ich nicht Festigkeit genug — und mit dem Gelde ist mein Unglück!

„Als ich arm war, galt ich im Regiment für einen guten Jungen. Bei mir war nichts zu holen, darum liebte man mich um meiner selbst willen. Man hörte mir zu, wenn ich vernünftig sprach; gähnte, wenn ich Dummheiten zu Markte brachte; lachte, wenn ich einmal etwas Witziges sagte, und zog, wie man zu sagen pflegt, einen Strich vor, wenn ich einmal Lust hatte, meine Dummheiten zu übertreiben. Daraus kannst Du schließen, daß ich wohl zuweilen durchfiel, aber auch zuweilen triumphirte, und dann natürlich mit meiner Person zufrieden war. Aber jetzt ist es ganz anders. Ich mag noch so dumm sprechen — Alle sind entzückt, denn ich habe einen guten Koch, vortrefflichen Wein und speise zweimal wöchentlich zu Hause. Ich kann keinen Menschen finden, der mir die Wahrheit ins Gesicht

sagt, — und all dieses Unglück kommt vom Gelde.

„Wenn man mich vormals in manchen Häusern gern sah, so geschah dies, weil ich heiter war, mancherlei Späßchen ersann, nie aus einem Hause ins andere klatschte, und mich in keine Intriguen und Streitigkeiten mischte. Jetzt lasten alle meine Verdienste unter dem Gewicht meines Capitals. Hier betrachtet man mich als einen Freyer mit 33,000 Rubeln jährlicher Renten; dort als einen Mann, der im Nothfalle 100,000 Rubel auf einen Wechsel leihen kann; da empfängt man mich als eine Person, die Gewicht in der Welt hat, und durch ihren Einfluß nützlich werden kann. Ueberall ist man gegen mich höflich, zuvorkommend, ja sogar zärtlich — kann ich aber wohl zufrieden seyn, wenn ich das gezwungene Benehmen gegen mich bemerke, und fühle, daß man mich schont, wie irgend eine Dampfmaschine, die eine Stärke von 20 Pferden hat! — Ich habe Langeweile in den Gesellschaften, wo ich nicht durch mich selbst thätig seyn kann, und wo nur mein

Adjectivum — d. h. das Geld, thätig ist — und all das Unglück kommt vom Gelde!

„Vormals hatte ich Freunde und gute Bekannte. Wir liebten einander, weil wir gegenseitig von unsern rechtlichen Grundsätzen überzeugt, und unter uns heiter waren. Wir bewirtheten uns gegenseitig mit einer Tasse Thee und einer Pfeife Taback, disputirten ohne Aerger, lachten ohne Spott und waren immer bereit, den letzten Kopeken mit einander zu theilen. — Meine neuen Freunde sind zwar weit höflicher und zärtlicher; wir bewirthen uns gegenseitig mit Französischen Pasteten, theuren Weinen und süßen Redensarten; dagegen sind auch meine lieben Freunde so empfindsam, daß sie, bei der geringsten Weigerung von meiner Seite ihnen Geld zu leihen — eben so schnell verschwinden, wie die Schatten vor den Sonnenstrahlen. Unstreitig rührt diese Empfindsamkeit von Nervenschwäche und von überfeiner Bildung her, nichts desto weniger aber komme ich mir im Kreise meiner Freunde vor, wie Lafontaine's Rabe mit dem Käse im Schnabel. — Gewissermaßen zu meinem Troste trage ich

einen Geldbeutel, auf welchem ich vier Verse unsers Fabeldichters Krülow habe ausnähen lassen *), worin er die Freunde heutiger Zeit, sans comparaison, mit Hunden vergleicht, deren gegenseitige Freundschaft nur so lange dauert, bis man ihnen gemeinschaftlich einen Knochen hinwirft. Meine Freunde finden dies sehr witzig, sie bekräftigen sogar die Wahrheit dieser Worte durch viele Beispiele aus dem Kreise unserer gemeinschaftlichen Freunde und bestätigen also, daß alles Unglück vom Weibe komme.

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich früher auf Heu festschlief, und für drei aß, was mir zwischen die Zähne kam; jetzt aber auf dem weichen Bette, ist mein Schlaf unruhig

*) Im Russischen Original befinden sich die vier Verse aus Krülows Fabel, auf welche hier angespielt wird; da ich aber verzweifeln mußte, sie durch vier Deutsche Verse zu geben, und doch nicht füglich mehr auf einem Geldbeutel Platz haben, wenn selbiger nicht zum Tabacksbeutel werden soll, so hielt ich es für besser, die Russischen Verse wegzulassen, als an ihnen zum Versler oder Reimschmidt zu werden.

(A. d. U.)

und nicht erquickend. Bald gehen ehrgeizige Pläne mir im Kopfe herum, bald nagt mir der Wunsch am Herzen, mein Vermögen zu vergrößern, bald beunruhigt die Furcht vor dem Verluste des Reichthums meinen Schlaf und mein Gemüth gleicht einem furchtbaren Gespenste. Die Vorder-Thüre meiner Wohnung ist wohl verschlossen; im Schlafzimmer sind doppelte Riegel; die Kommode ist, wie eine Gränzfestung von innen und außen durch Schlösser von neuer Erfindung bewahrt und mit geheimen Schiebfächern auf Federn versehen. Außerdem hängen an meinem Bette zwei Paar Kuchenreitersche Pistolen, ein Türkischer langer Dolch und ein Persischer kurzer Dolch, und dennoch glaube ich schon den Tritt eines Räubers zu hören, wenn eine Maus über die Diele läuft und zittere wie ein Espenblatt. Die verdammten Trüffeln, Champignons, Gewürze und süße Weine haben meinen sonst gesunden Magen verdorben: ich leide jetzt oft an Schwindel, an Andrang des Blutes zum Kopfe, an Colik — und all dieses Unglück kommt vom Gelde.

„Ich gestehe, daß vormals der freundliche Blick, das reizende Lächeln einer schönen Frau, wenn ich sie durch meine Höflichkeit und Dienstfertigkeit verdient hatte, mich in Entzücken setzten. Jetzt sehen mich alle Schönen so zärtlich an und lächeln so süß, daß diese Freundlichkeit mir nur Verstellung dünkt, und ich ihren Werth gar nicht mehr empfinde — und all dieses Unglück kommt vom Gelde.

„Sonst war ich bescheiden und fromm wie ein Lamm, ärgerte mich nicht über guten Rath, hatte Nachsicht gegen die Schwächen Anderer, denn ich wünschte, daß Andere auch gegen meine Schwächen Nachsicht haben möchten. Jetzt, da niemand mir widerspricht, und Alle mir zu gefallen wünschen, bin ich herrisch, ungeduldig und eigensinnig geworden. Ich schelte meine Diener für jede Kleinigkeit und verlange von ihnen Unfehlbarkeit, als ob sie vollkommene Wesen wären; ich halte jeden für dumm, der nicht meiner Meinung ist, und ärgere mich sogar, wenn ich in Journälen mat[illegible] Aufsätze finde, denn ich bedenke nicht, daß es schwer hält, zu jeder Zeit, so wie man es verlangt,

den Witz bei der Hand zu haben. Kurz, seitdem man keine Prätensionen mehr an mich macht, mache ich Prätensionen an alle Welt, — und all dieses Unglück kommt vom Gelde.

„Da hast Du nun die Schilderung einiger Unglücksfälle, die mir das Geld zugefügt hat. Ich schweige von den Leidenschaften, die zu Zeiten meine Seele foltern, wie Neid, Stolz, Eitelkeit; diese suche ich durch die Vernunft zu ersticken. Mein einziger Trost ist im Wohlthun; aber auch hier finden sich Unannehmlichkeiten. Früher suchte ich die Armen auf, theilte mit ihnen den letzten Bissen und war glücklich, weil ich das traurige Schicksal wahrhaft Unglücklicher erleichterte. Jetzt suchen die Armen mich, erscheinen mit Empfehlungsbriefen und Zeugnissen, und das gefällt mir nicht. Ich gebe Geld, aber ohne daß es mir Vergnügen macht, denn der gesunde Mensch, der um Unterstützung bittet und die Dreistigkeit hat ins Haus zu kommen, ist der Aermste nicht. Wem die Thüren zur Unterstützung offen stehen, ist reicher als derjenige, welcher die Unterstützung giebt: der Quell der Mildthätigkeit ist uner-

schöpflich. Mit den Sorgen des Reichthums belastet, kann ich selten die Zeit finden, um wahrhaft Arme aufzusuchen, die sich schämen, um Almosen zu bitten, daher genieße ich nur selten die Wonne des Wohlthuns, und — all dieses Unglück kommt vom Gelde."

Hier schließt der Brief meines Freundes, den ich nicht durch meine Anmerkungen erläutern will. Ohne Geld lebt es sich sehr schlecht, — aber dennoch muß man gestehen, der größte Theil des Unglücks kommt vom Gelde. *)

---

*) All' diese Lehren sind an sich gewißlich gut:
Doch sind wir ohne Geld, ein Körper ohne Seele.

Anmerkung des Setzers.

14.

Der Weg zum Reichthume.

(Ein Traum.)

Wer hat in seinem Leben nicht das Glück gesucht!
J. Dmitrijew.

Wer von meinen achtbaren Lesern hat nicht zuweilen an den Reichthum gedacht? Selbst die reichsten Leute, Millionairs, denken sehr oft an die Vermehrung ihres Vermögens, um, wie es gewöhnlich heißt, ihre Güter zu arrondiren, und in ihren Capitalien und Einkünften eine runde Zahl herauszubringen. — Dieses allgemeine Streben nach Reichthum hat zum Theil wohlthätige Folgen, indem es Handel, Gewerbe, Handwerke und Künste erweckt; zuweilen aber schadet die Sucht nach Reichthum dem allgemeinen Wohlstande, indem dadurch eine Menge Laster genährt werden, die im Gelde nisten,

wie die Maden im Käse. Aber, liebe Leser, jede Sache hat bekanntlich zwei Seiten, eine gute und eine schlechte, und von uns hängt es ja ab, die Dinge aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten. Doch jetzt bin ich nicht Willens, über den Nutzen oder Schaden des Reichthums nachzudenken, sondern will erzählen, was mit mir vorfiel.

Nachdem ich mich satt gesehen an den reizenden Landhäusern, an den reichen Equipagen und dem eleganten Putze, kehrte ich vom Spaziergange in meine Sommerhütte zurück, setzte mich in meinen großen Lehnstuhl, und dachte — ich schäme mich es auszusprechen — an den Reichthum. Wie glücklich sind diejenigen, dachte ich, denen schon bei ihrer Geburt ein Gewinnst in der Lotterie des Schicksals zu Theil ward! Die Reichen leben, wie es scheint, in einer eigenen Atmosphäre, in einer andern, abgesonderten Welt. Zur Befriedigung ihrer Wünsche und Launen, sind der menschliche Verstand und die Thätigkeit stets rege; für sie sind die Pole der Erde durch die Kette des Handels verbunden, die Meere mit Schiffen

gepflastert; gleich den Vögeln können sie die entfernten Gegenstände ihrer Wünsche schnell erreichen, und wenn es erlaubt ist, die Welt mit einem Schachbrete zu vergleichen, so sind die Reichen eben das, was unter den Schachsteinen die Läufer, welche durch eine Bewegung das Ziel erreichen, zu welchem die Bauern im Schachspiele nur langsam gelangen, und sehr oft unterwegs umkommen. Die Reichen können alles sehen, alles haben, alles genießen; und wir? — Aber auch wir müssen zum Reichthum gelangen. Verstand, Thätigkeit, Ausdauer, günstige Umstände haben mehr als einem armen Teufel die Thore zum Tempel der reichen Fortuna geöffnet. Der Wege zum Reichthume sind unzählige! Welchen derselben soll ich wählen? Bei diesem Gedanken schlummerte ich sanft ein, (denn der Neid quälte mich nicht,) und ich sehe im Traume....

Eine große mit Dornsträuchen bewachsene sandige Fläche, durch welche ein breiter, reißender Fluß strömte. Das eine Ufer desselben war steil und abschüssig, das andere bestand aus unzugänglichen Felsen, unter denen sich ei-

ner bis zu den Wolken erhob und wie die Sonne glänzte. Eine Menge Menschen drängte sich am steilen Ufer wie auf einem Jahrmarkte; alle suchten sich in kleinen Böten, die größtentheils von Frauenzimmern gelenkt wurden, übersetzen zu lassen. Ich fragte Viele, was dies bedeute, und wohin die Menschen so eilig führen, aber Alle waren so beschäftigt mit sich selbst und mit den Mitteln sich durch die Menge zu drängen, daß niemand mich einer Antwort würdigte. Ich beschloß auf die Seite zu gehen, und zu warten, ob die Menschenmasse an der Ueberfahrt nicht abnehmen werde; aber es kamen immer Mehrere hinzu, die in größter Eile zum Ufer rannten. Mein Gott! was bedeutet das? wo bin ich? — rief ich erstaunt. „Auf dem Wege zum Reichthume," antwortete mir eine reizende Frau, die hinter mir stand: „in Monomotapa." — „Auf dem Wege zum Reichthume!" rief ich: „ach, seyn Sie so gütig, gnädige Frau, zeigen Sie mir, wo er ist, und führen Sie mich, wo möglich, dahin: ich werde zeitlebens ihr unterthänigster und ergebener Diener seyn." Die Frau lächelte und sprach:

„zeigen kann ich Ihnen wohl den Reichthum; sehen Sie, dort auf jenem glänzenden Felsen finden Sie eine unerschöpfliche Quelle Goldes, allein, Sie hinzuführen bin ich nicht im Stande, weil Ihnen mit mir eine Menge unüberwindlicher Hindernisse begegnen würden: — ich bin die Tugend."

So leid es mir that, von der reizenden Frau zu scheiden, so überwand doch der Wunsch nach Reichthum die in mir aufkeimende Leidenschaft, und ich beschloß, es koste was es wolle, den Zauberfelsen zu erreichen, sollte ich auch dabei Gefahr laufen den Hals zu brechen. „Endlich habe ich den Weg zum Reichthume gefunden!" rief ich voll Entzücken: „endlich werde ich auf ewig von euch Abschied nehmen, ihr langweiligen Correcturen, Kritiken und Antikritiken! Und du, lastender Prozeß, wirst mich nicht mehr quälen. Lebet wohl für immer, eigenliebige Schriftsteller und reizbare Dichter. Lebet wohl, meine theuren Advokaten und Gerichtsschreiber! — Ich werde reich seyn, Herr meines Willens und meiner Zeit. Beim Golde schwöre ich, daß in meinem ganzen Hause kein Tropfen

Dinte, kein Blatt Papier (Bancozetteln ausgenommen) seyn soll. Ich will meine Zeit in gänzlicher Unthätigkeit zubringen, wie ein Türkischer Mufti: die bisher schlaflos durchwachten Nächte durchschlafen; die früher nur hinter Gläsern gesehenen Leckerbissen schmausen, schäumenden Wein trinken (den unsere jungen Dichter bei einem Glase Wasser so feurig besingen), und endlich immer auf weichem Sopha liegen, um meinen ermüdeten Füßen, die den Durchmesser Europens, von Torneo bis zum Guadalquivir gemessen haben, Ruhe zu gönnen. Ich werde reich seyn!" — Dieser Gedanke verhundertfachte die Summe meiner Lebenskräfte, ich sprang wie ein altes Eichhorn, und lief am Ufer hin und her um eine Ueberfahrt zu suchen. Aber vergebens, die Ueberfahrt war nur an einer Stelle, und der reißende Strom drohete den Wagehals zu verschlingen, der sich erkühnen wollte, ihn zu durchschwimmen. Kummer preßte mein Herz, als ich die finstern, besorgten Gesichter betrachtete: wie bei galvanischen Versuchen, stießen die Menschen einander unwillkührlich zurück; man sah kein Lächeln,

keine freundlichen Blicke, und alle Physiognomien schienen so finster, daß ich mich fürchtete, den Vorübergehenden nahe zu treten, aus Angst, daß sie mich beißen möchten. Mein Gott! dachte ich, wie traurig ist der Weg zum Reichthume.

Endlich faßte ich mir ein Herz und näherte mich einem Greise, dessen freundlicher, wenn gleich tiefsinniger Blick, mir einigermaßen Vertrauen einflößte. „Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?" sagte ich mit tiefer Bedeutung. — „Ich bin — der Verstand!" antwortete der Greis! — „Glückliches Zusammentreffen!" rief ich: „ach, gnädiger Herr! Sie können mir am besten rathen, wie ich am schnellsten zu Reichthume gelange." — „Sie gehören also auch zu den Suchenden?" fragte Verstand mit spöttischem Lächeln. „Ihnen aufzuwarten!" antwortete ich mit einer zweiten Verbeugung. „Ich könnte Sie freilich leicht zum Reichthume führen," sagte Verstand, „wenn ich nicht in sehr vertrauten Verhältnissen mit der Dame wäre, die vorhin mit Ihnen sprach. Sie ist meine Frau,

und ich folge darin dem größten Theile der Ehemänner, daß ich blindlings ihre Rathschläge erfülle. Wenn Sie Geduld haben, so warten Sie, bis meine Frau ihr Boot zurückerhält, dessen sich Heuchelei bemächtigt hat. — Sobald der Prozeß darüber beendigt seyn wird, und wir wieder unser Eigenthum zurückerhalten, so wollen wir Sie unentgeltlich zum Felsen hinüberfahren." — „Wie lange wird denn das dauern?" fragte ich. „Ich weiß nicht," antwortete Verstand, „aber ich bin alt, und wie Sie sehen, grau geworden, in der Erwartung, und meine Frau ist — die Enkelinn der ersten Besitzerinn." „Ich lobe Ihre Geduld!" sagte ich: „gern gebe ich zu, daß sie eine hohe Eigenschaft des Geistes ist, aber".... „Aber Sie möchten schneller das Ziel erreichen?" versetzte Verstand. — „Ja!" rief ich freudig, und verbeugte mich abermals nach Art der Bittsteller. „Gut! ich will Ihnen helfen!" sagte Verstand, den meine Bücklinge rührten. Er rief ein Frauenzimmer von angenehmem Aeußern mit durchdringenden Augen und tückischem Lächeln, und sagte zu derselben:

„thue mir den Gefallen, liebe Nichte, und begleite den Herrn Reichthumsuchenden zum Ufer, aber nenne ihm, ich bitte dich, alle Fährleute bei Namen, damit er nachher nicht die Schuld auf uns schiebe. Bedenken Sie wohl," sprach Verstand, sich zu mir wendend, „daß man bei der Wahl der Fährleute vorsichtig seyn muß, und daß Ihre Zeitgenossen, insbesondere aber die Nachwelt, auf jeden Fall erfahren werden, wem Sie sich auf dem Wege zum Reichthume anvertrauten, und wer Sie zu der Quelle desselben führte." Ich machte dem Verstande wieder eine tiefe Verbeugung, und ging mit meiner Begleiterinn zur Ueberfahrt; kaum holte ich Athem vor Freude und vor den verschiedenen Gefühlen, die in diesem Augenblicke meine Seele erfüllten.

Ich wünschte gern den Namen und Stand der mich begleitenden Schönen zu wissen, und wagte es daher sie darum zu fragen. „Ich heiße Gewandtheit," sagte sie mir: „unter mir stehen die Vortheile, und unglücklicherweise führe ich beständigen Prozeß mit Verschmitztheit, welche sehr oft unter meinem

Namen meine Vasallen an sich zieht." — Ich machte wieder eine tiefe Verbeugung und schwieg, denn von erfahrenen Leuten habe ich mir sagen lassen, daß man auf dem Wege zum Reichthume, so viel wie möglich Bücklinge machen, und so wenig wie möglich sprechen müsse. Unterdessen kamen wir zur Ueberfahrt und ich erbebte, als ich die Menge erblickte, durch welche wir uns drängen sollten. Gewandtheit bemerkte meine Unruhe, und sagte lächelnd: „fürchten Sie nichts; diese leichtgläubigen Reichthumsuchenden will ich gleich verscheuchen!" —

Sie warf den Schleier über das Gesicht und rief mit kläglicher Stimme: „ach, das verwünschte Podagra! ich wäre schon am jenseitigen Ufer, aber jetzt muß ich warten bis die Reihe an mich kommt, um überzufahren, während diejenigen, welche indessen durch den Fluß waten, allen Reichthum wegnehmen, so daß mir wahrscheinlich nichts übrig bleiben wird! Abscheuliches Podagra, nie bist du mir so zur Last gewesen!" — „Wo ist die Furth?" — riefen viele Stimmen aus der Menge. „Ungefähr zwei Werste von hier, bei der Krümmung

des Flusses, hinter jenen Gesträuchen; ein ungeduldiger Wagehals warf sich schwimmend in den Strom und hat die Furth entdeckt," sprach Gewandtheit. — „Die Furth ist entdeckt! die Furth ist entdeckt!" ertönte es von allen Seiten, und die Menschen stürzten mit gegenseitigen Stößen, haufenweise zu der vermeinten Furth. Nur die zunächst am Ufer Stehenden waren geblieben: Gewandtheit schob sie auf die Seite, und wir standen an der Ueberfahrt. —

Viele Böte (eben so wie an Sonntagen, bei gutem Wetter, an der Insel Krestowßkij) bedeckten die Oberfläche des Stromes und eilten die ungeduldig Harrenden hinüberzuführen. Eine Frauensperson von angenehmem Aeußern nickte mir. „Dies ist Heuchelei!" sprach Gewandtheit. Ich blieb stehen; einige Bonzen, Fakire und Derwische sprangen eiligst ins Boot und fuhren ab. — Eine verschleierte Frau, in einem schönen Boote mit vergoldetem Baldachin winkte mir — niemand setzte sich in ihr Boot. „Das ist Verrätherei!" sprach Gewandtheit. Ich erbebte. Ein Mann näherte

sich unter der Larve der Tugend, sprang munter in das Boot, und als dasselbe vom Ufer abgestoßen war, warf er die Larve von sich, und rief vergnügt: „das Lustspiel ist zu Ende; seht jetzt, wer ich bin.“ — „Zum Glück giebt es solcher Menschen nicht viele!“ sprach Gewandtheit. Indessen näherte sich ein anderes Boot, und die Lenkerinn desselben, eine Schönheit im vollen Sinne des Worts, rief mich zu sich. „Herr Schriftsteller!“ sagte mir Gewandtheit: „das ist gewiß eine Bekannte von Ihnen!“ — „Nein,“ antwortete ich. „Wie? kennen Sie denn Schmeichelei nicht?“ fragte mich meine Begleiterinn. — „Auf Ehre, ich verstehe weder Episteln noch preisende Oden, oder allerlei anlockende Allegorien zu schreiben,“ antwortete ich: „und will lieber Holz sägen, als die Würde eines Schriftstellers durch die Bekanntschaft mit dieser gewissenlosen Schönen erniedrigen. „Mein Herz ..... Mein Herz ist in der Tasche!“ versetzte ein Reimschmidt mit widerlicher Physiognomie, kroch neben meinen Füßen durch,

und kletterte auf allen Vieren (wie man zu sagen pflegt) ins Boot.

Nach ihm erschienen einige Mandarinen in vergoldeten Gewändern, mit entblößtem Haupte; höflich grüßten sie die tückische Führerinn, und traten mit gebogenem Rücken, Einer nach dem Andern, ins Boot, überschütteten sich gegenseitig mit höflichen Redensarten, und als das Boot abstieß, grüßten sie artig die am Ufer Zurückgebliebenen und sagten: „meine Herren! wir haben die Ehre ihre ergebenen und gehorsamen Diener zu seyn.“ „Mit Worten!“ versetzte ich. „Das versteht sich von selbst,“ — entgegnete Gewandtheit: „aber auch die blosen Worte verwandeln sich in gangbares Geld für diejenigen, welche die Umstände zu benutzen wissen.“ Plötzlich kam ein großes Boot, gelenkt von einer bejahrten Frau, deren Kleid von sonderbarem Schnitt war, gleich den alten Hebräischen Mänteln. „Das ist meine Nebenbuhlerinn,“ sagte Gewandtheit, — „die gewissenlose Verschmitzheit. Wollen Sie nicht Bekanntschaft mit ihr machen?“ — „Bewahre mich Gott!“ antwortete ich. Zu ihr

eilten indessen eine Menge Speculanten von allerlei Art, mit Arschinen, Wagschalen, Fäßchen, Modellen, ganzen Ballen von Projecten, politischen Dissertationen und Plänen. Einer schielte den Andern an, und Jeder wartete schweigend, bis das Boot abstieß. Da begann unter ihnen Zank und Streit, und aus der Ferne hörte ich mehrere Male die von ihnen wiederholten Worte: Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Liebe zum allgemeinen Wohle; diese Worte ertönten laut, und verhallten in der Luft, gleich dem Echo. — „Zu mir, zu mir, Freunde!" rief ein altes Mütterchen mit einem Sacke auf den Schultern und langen angebundenen Taschen an den Seiten: „sintemal mein Boot gut ist, und alldieweil ich es gut steure, so werdet ihr, in Folge des Obengesagten, bald zum erwünschten Ziele gelangen!" — „Was ist das für ein Scheusal?" fragte ich. „Dieses Weib heißt Wucher," antwortete meine Begleiterinn: „haben Sie nicht Lust sich dieser Führerinn anzuvertrauen?" — „Hole sie der Henker!" rief ich. Einige Personen, von stattlichem Aeußern, mit großen

Papierrollen unter dem Arme, setzten sich ins Boot und ich hörte, daß sie unter sich von der Dubina *) Peters des Großen sprachen. Ich freute mich, daß die Nachricht von diesem heilsamen Werkzeuge, bis zu den entfernten Küsten von Monomotapa gedrungen war, aber Gewandtheit versicherte mir, daß die Gerüchte von guten Thaten und nützlichen Erfindungen zwar durch die ganze Welt verbreitet würden, aber nur sehr Wenige besserten: „denn," sprach sie lächelnd:

„Nous aimons la bonté
Et l'aimable probité
Dans les autres." **)

Plötzlich erschien ein reich aufgeputztes Boot mit goldener Flagge; auf dieser war der Pikbube gestickt, mit dem Treff-As in der Hand. Die Ruder führte ein bleicher, hagerer Mann,

*) Man verzeihe mir diesen Russischen Ausdruck. Aber er ist characteristisch und allgemein bekannt. (A. D.)

**) Eine Arie, welche der berühmte Pariser Komiker, Brunet, singt. (B.)

und eine reich gekleidete Schöne, mit schmachtenden Blicken und verführerischem Lächeln hielt das schwarze Segel. „Das ist Spielsucht mit ihrem Manne Betrug," sagte mir Gewandtheit. Eine Menge Menschen verschiedenen Standes stürzten über Hals und Kopf ins Boot, fuhren fröhlich ab, und sangen im Chor das bekannte Lied:

„Gebet uns Karten, denn Simpel sind hier!"

Ein ärmlicher Nachen legte an, und ein altes dürres Mütterchen in Lumpen, lud die am Ufer stehenden zum Einsteigen ein. „Das ist Knickrigkeit," sagte meine Gefährtinn: „steigen Sie ein, das ist kein Verbrechen." „Aber ein Laster," antwortete ich und blieb. Einige bejahrte Männer und Frauen auf Krücken kletterten in das Boot. „Wozu soll diesen Menschen der Reichthum!" rief ich unwillig. „Für ihre Erben," antwortete Gewandtheit, „die ungeduldig auf ihren Tod warten, um die gesammelten Schätze in alle Winde zu streuen." Nun näherte sich ein Boot, geführt von einer

Frau, die in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt war. Am Steuerruder glimmte ein Flämmchen und der bittere Rauch, der mir in die Augen drang, nöthigte mich, selbige zusammenzuziehen. Ganze Haufen von Menschen stürzten in das Boot, und prügelten sich um die Plätze in demselben. „Das ist die Ehe aus Interesse!" sagte Gewandtheit. „Gott mit ihr!" rief ich, und das Boot fuhr ab. Da erschien am Ufer ein schönes Boot mit himmelblauem Baldachin. Auf der weißen Flagge stand mit goldenen Buchstaben: Geduld. Zwei majestätische Frauen führten das Boot. Die Menschen wollten hineinspringen, aber eine der Führerinnen drückte an einer Feder, und der Bord des Bootes war plötzlich durch ein eisernes Gitter gesperrt. Voll Neugier und Erstaunen schaute ich auf alles dieses, und erwartete lautlos die Entwickelung der Scene. Da nahm eine der Führerinnen eine eherne Tafel zur Hand, und begann die Namen derjenigen, welche sie in ihrem Boote aufnehmen wollte, abzurufen; für diese öffnete ihre Gefährtinn eine kleine Thür im Gitter, und

wies ihnen im Boote bequeme Sitze an. Mein Name wurde nicht genannt, daher wagte ich es nicht, mich zu nähern. Das Boot füllte sich mit Kriegern in Kämpfen ergraut; mit Civilbeamten, die sich die Segnungen ihrer Mitbürger erworben, durch Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit; mit großen Schriftstellern, deren gefeierte Namen den Ruhm ihres Vaterlandes bilden. In Verhältniß zu den andern Böten, war hier freilich die Zahl der Personen klein, aber alle Zuschauer erfüllte ein besonderes Gefühl bei dem Anblick dieser würdigen Männer, und der Neid, der die ganze Zeit über am Ufer gesessen, auf alle wüthende Blicke geworfen und Schmähungen ausgestoßen hatte, verstummte plötzlich und verhüllte sein widriges Gesicht. „Was bedeutet das?" fragte ich, als das Boot sich entfernt hatte. „Dies waren Verdienst und Werth," sprach meine Begleiterinn. „Selten erscheinen sie hier, und überlassen es ihrem Bruder, dem Ruhme, die kleine Zahl der Auserwählten zu belohnen. Aber zuweilen nähern sich diese majestätischen Schwestern, bei gutem Wetter, diesem unglück-

lichen Ufer, und dann ruft der Werth seine Lieblinge nach dem Verzeichnisse des Ruhmes auf, das Verdienst weist ihnen die Plätze im Boote an, und fährt sie zum Reichthum hinüber. Da Sie aber in der Wahl der Führerinnen so krittlich sind, und nicht gewürdigt wurden mit dem Verdienst hinüberzufahren, so rathe ich Ihnen, bis zum Ende des Processes über das Boot, zu warten, dann mit meinem Oheim hinüberzufahren, jetzt aber sich zu entfernen; denn das Volk kehrt von der vermeinten Furth zurück, und Sie laufen Gefahr von der Menge erdrückt, oder in den Fluß gestoßen zu werden." — „Sonder Zweifel muß ich warten!" rief ich traurig — und erwachte. Wahrscheinlich hatte ich die letzten Worte laut gesprochen, denn der in diesem Augenblick eintretende Setzer aus der Druckerei sagte mir: „es ist unmöglich zu warten: in einer Stunde sind die Pressen mit anderer Arbeit beschäftigt. Lesen Sie gefälligst die Correctur und geben Sie Original *) zum neuen Hefte des Nordi-

---

*) Original heißt in der technischen Sprache der Buchdrucker das Manuscript zu einem Werke. Anm. des Setzers.

schen Archivs.“ Wieder Correcturen! dachte ich. Meine Hoffnungen waren mit dem Traume verschwunden, und traurig begann ich Buchstaben und Interpunctionszeichen zu verbessern. Als mein geschäftiger Setzer fortgegangen war, schrieb ich nieder, was Sie jetzt gelesen haben, und schickte es in die Druckerei. Das Verlangen des Setzers ist erfüllt, aber was werden meine achtbaren Leser sagen?...

15.

Die Unterzeichnung auf Journäle, Scene aus dem gesellschaftlichen Leben.

Brief aus einer Gouvernementsstadt.

Gestern war der Geburtstag meiner Frau; einige Beamte und Edelleute hatten sich bei mir versammelt, um, wie dies gewöhnlich geschieht, den Abend beim Kartenspiele zuzubringen. Nach Beendigung von Boston und Whist, ist bei uns gewöhnlich die halbe Stunde vor dem Abendessen, anziehenden Gesprächen über Hunde, Pferde, Wölfe, Bären, Branntweinbrennerei, Mißwachs und Processe gewidmet. Diesmal kam das Gespräch zufällig auf die Literatur: das ist eine ziemlich seltene Neuigkeit, und da Neuigkeiten von den H. H. Journalisten sehr eifrig gesammelt werden, so sende

ich Ihnen unser Gespräch, um es wo möglich in Ihrer Zeitschrift aufzunehmen.

Ich. (zum Postmeister) Hier sind dreihundert Rubel und das Verzeichniß der Journale, welche ich mir von den Postämtern zu St. Petersburg und Moßkwa zu verschreiben bitte.

Richter. Erbarmen! werfen Sie denn wirklich so viel Geld für Journale weg? Das ist doch wahrlich Verschwendung. Mar'ja Iwanowa! (zu meiner Frau sich wendend) wie können Sie das erlauben?

Meine Frau. Ich erlaube es nicht nur, sondern bitte sogar darum. Wenn mein Mann Journale erhält, so sitzt er mehr zu Hause, spielt seltener Karten, und erzählt oder liest mir in freien Augenblicken immer etwas Neues, Interessantes.

Procureurinn. Ich selbst liebe die Zeitungen in Folio, weil man daraus Schnitte zu Kleidern machen kann. Wäre ich aber überzeugt, daß Journale die Männer zu Hause halten könnten, so würde ich deren für tausend Rubel verschreiben.

Gutsbesitzer. Darf ich fragen, wie

viel verzehrst Du denn wohl jährlich an baarem Gelde?

Ich. Sechstausend Rubel.

Rentmeister. Also von fünfhundert Rubel monatlich, opfern Sie fünf und zwanzig für Journäle!

Richter. Verschwendung! Verschwendung! —

Der größte Theil der Gäste wiederholt: Verschwendung, Verschwendung!

Ich. Meine Herren! was ist nach Ihrer Meinung besser, der Geist oder der Körper des Menschen, oder in der Gelehrtensprache: was ist vorzüglicher in uns, die physische oder die moralische Natur?

Director des Gymnasiums. Sonderbare Frage! Einen Körper hat jedes Geschöpf, aber der Verstand, diese Partikel der unsterblichen Seele, ist das unterscheidende Eigenthum des vernünftigen Geschöpfes, d. h. des Menschen.

Ich. Nun also, warum soll ich denn nicht weniger als den zehnten Theil meiner Einkünfte dem Verstande widmen, während ich

alles Uebrige für die Erhaltung des Körpers, d. h. für Nahrung, Kleidung und Obdach anwende.

Eine bejahrte Dame. Wenn Sie zu viel haben, so geben Sie es lieber den Armen.

Ich. Wohlthätigkeit ist die Nahrung der Seele, und gewährt nur dann wahres Vergnügen, wenn wir sie durch Aufopferung einer uns angenehmen Sache erlangen. Entsagen Sie den Gegenständen des Luxus und der launischen Mode zum Besten der Armen: ich kenne z. B. eine Frau, welche ihre Kleider und allen Putz selbst nähet, und das Geld, welches die Putzmacherinn bekommen würde, den Armen giebt. Ich kenne Häuser, wo man, zum Besten der Dürftigen, einer überflüssigen Schüssel und einem neuen Kleide gern entsagt. Aber eben, so wie es keinem möglich ist, zum Besten der Armen, der Nahrung und Kleidung gänzlich zu entsagen, eben so kann der gebildete Mensch die Lectüre nicht entbehren, da sie gleichsam einen Theil seines geistigen Daseyns ausmacht.

Gutsbesitzer. Ei, Herr Bruder, höre auf zu philosophiren! Ich lese nichts, und lebe überaus glücklich. Wo soll denn auch die Zeit zum Lesen herkommen? Am Morgen muß man sich mit der Oekonomie beschäftigen, Branntweinbrennerei, Hunde und Pferde in Augenschein nehmen; dann geht es aufs Feld, dann zu Mittage, nachher ein Schläfchen, Thee, Boston oder Whist, Abendessen. Hiezu nun noch die Besuche bei Freunden, Geschäftsreisen in die Stadt, Jagd — und Gott weiß, was für Sorgen; alles dieses läßt einem kaum Zeit die Beilagen zu den Zeitungen über Lieferungen, öffentliche Verkäufe u. s. w. zu lesen. Journal-Lectüre ist nur für diejenigen, welche nichts zu thun haben.

Richter. Ganz gewiß, am Morgen sitzt man im Gerichte, von dort fährt man zu Mittag zu Gaste, am Abend ein Boston — und so vergeht der Tag, man weiß nicht wie.

Ich. Wünschen Sie denn nicht zu wissen, was in der politischen und moralischen Welt vorgeht? Wollen Sie denn nichts hören von neuen Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten

und Landwirthschaft, von den Erzeugnissen der vaterländischen und auswärtigen Literatur und von den Fortschritten der Aufklärung überhaupt, welche die erste Grundlage zur Größe der Völker ist.

Richter. Das ist nicht unsere Sache: daran mögen Höhere denken.

Ich. Aber der Mensch muß den Fortschritten der Aufklärung folgen, um in jedem Stande bereit zu seyn, eine höhere Stufe einnehmen zu können, und die Achtung und das Vertrauen der Höheren zu erwerben. Wie soll man denn sonst den Menschen erhöhen, wenn er sich selbst nicht rührt.

Gutsbesitzer. Was kümmert mich Deine politische und moralische Welt; ich habe meine eigenen Neuigkeiten und meine eigene Welt, wie z. B. die Auffindung einer Wolfs- oder Bähren-Höhle auf meinen Gütern, Steigen des Kornpreises, guter Branntweinverkauf; Geld für die Lieferungen — sonst mag meinetwegen kein Gras wachsen.....

Ich. Was ist denn aber das Ziel Deines Lebens? Ist es das Geld, so erhält es seinen

Werth durch den Gebrauch. Wenn Du beim Gelderwerb Willens bist, den Ackerbau, den Zustand der Bauern, Fabriken und Manufacturen zu vervollkommnen, so ist das lobenswerth. Deshalb aber mußt Du durchaus wissen, was an andern Orten geschieht, welche Entdeckungen und Vervollkommnungen in diesen Gegenständen gemacht sind. Daher ist es nicht übel einige hundert Rubel für Bücher und Journäle zu verwenden.

Gutsbesitzer. Du sprichst, als ob ich Millionen hätte. Ueberhaupt habe ich fünf und zwanzig tausend Rubel jährlicher Einkünfte, und damit, Herr Bruder, kann man nicht nach Vervollkommnungen jagen. Hunde, Pferde und Jagd kosten mir wenigstens viertausend Rubel jährlich. Zähle nun die Familienfeste, wo, wie Du weißt, bei mir der Wein strömt. In andern Fällen mag ich mich denn auch nicht lumpen lassen: ich habe herrliche Equipagen, meine Frau geht wie eine Puppe, mein Haus ist wundervoll meublirt, außerdem kosten mir die Französische Madame und der Hofmeister bei meinen Kindern mehr als ein ganzer Pfer-

deßfall. Nun berechne einmal die Unkosten für kleine Ausgaben: Karten, Geschenke, Tändeleien, und alles, woran ich nicht denken will und mag. Offenherzig gestanden, lebe ich zwar wie ein Mann, der hunderttausend Rubel zu verzehren hat, dafür habe ich auch am Ende des Jahres nicht nur nicht Geld für Journäle, sondern nicht einmal für Schreibpapier.

Richter. Wozu soll ich zum Beispiele Journäle lesen; meine Sache ist: Kenntniß der Gesetze.

Ich. Bei der Kenntniß der Gesetze, muß man den Fortschritten der Rechtkunde folgen, sich bei verwickelten Processen nach den Erfahrungen der Jahrhunderte richten, und nicht auf seinem schwachen Verstande vertrauen. Aus der Geschichte und den gleichzeitigen Begebenheiten muß der Richter bürgerlichen Muth und Ausdauer kennen lernen und endlich durch die Journäle, wie durch ein Fenster, die Vergangenheit und Gegenwart in der ganzen Welt betrachten, um überall heilsame Wahrheiten einzusammeln, um Richter und Bürger zu seyn

— nicht aber eine bloße Maschine zum Unterschreiben der Entscheidungen.

Richter. Meinetwegen. Schade, daß ich keine Pouille genommen habe, sonst hätte ich auch pränumerirt.

Gutsbesitzer. Als ich in der Hauptstadt lebte, wurde ich einmal zur Pränumeration gezwungen — da ich aber keine Zeit zum Lesen hatte, so gab ich das Billet einem Conditor. In der Hauptstadt ist es noch schlimmer als auf dem Lande: Dienst, allerlei kleine Geschäfte, Besuche, Bälle, Theater, Masqueraden, Abendgesellschaften, Spazierfahrten, nehmen so viel Zeit weg, daß, wenn auch Tag und Nacht nicht 24 sondern 36 Stunden hätten, man doch unmöglich zum Lesen käme.

Ich. Ich kenne den Werth des Wortes unmöglich nur dann, wenn es mir unmöglich ist, meine Zeit bei unnützen Beschäftigungen zu vergeuden.

Officier. Mich beschäftigt der Dienst vom Morgen bis zum Abend, aber doch finde ich Zeit zum Lesen.

Director des Gymnasiums. Ich gleichfalls.

Gutsbesitzer (zu mir). Du bist wahrscheinlich mit irgend einem Journalisten oder Schriftsteller verwandt, daß Du so lebhaft für ihren Vortheil besorgt bist; sie werden auch ohne uns nicht umkommen.

Ich. Nicht für sie, sondern für die Fortschritte der Literatur und der Aufklärung überhaupt bin ich besorgt. Mögen Kritiker die Geistesprodukte ihrer Nebenbuhler schmähen — der glückliche Fortgang von Journälen und Büchern, wenn selbige auch nur mittelmäßig sind, erweckt Lust und Wetteifer zur Herausgabe besserer und zur Vervollkommnung der gegenwärtigen. In England, Frankreich, Deutschland und Nord-Amerika gilt die Lectüre für eine Unentbehrlichkeit des Lebens, und die Ausgaben für Journäle und Bücher gehören zu den durchaus nöthigen und beständigen Ausgaben der Hauswirthschaft. So lange dies bei uns nicht der Fall seyn wird, werden wir uns nie mit Andern in der allgemeinen Bildung gleich stellen können. In auswärtigen Staaten hat

man auch nicht damit begonnen Vollkommenheiten herauszugeben: es fand sich Gutes und Mittelmäßiges in seiner Art; aber der Patriotismus, die hohe Liebe zur Aufklärung und für das Wohl der Menschheit bewog wohlhabende Bürger die Schriftsteller zu unterstützen. — Dadurch ward die Liebe zur Lectüre immer mehr erweitert, und endlich allgemein. Die Schriftsteller erlangten die Möglichkeit unabhängig zu arbeiten, zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen — die Völker wurden unmerklich gebildet. Erinnern Sie sich, meine Herren, der Anekdote, wo ein Philosoph, nach einem Schiffbruch, von den Wellen an eine öde Küste geworfen, geometrische Figuren im Sande erblickte und freudig ausrief: „hier wohnen Menschen!" — Eben so spreche auch ich, wenn ich in einem Hause Bücher und Journäle finde; wo ich aber kein gedrucktes Blatt erblicke, da ist es für mich öde, und mich dünkt, als röche es nach Wald oder Wildniß.

Diener. Das Abendessen ist aufgetragen.

Ich. Ist's gefällig, meine Herren?

16.

Gutes und Böses,

oder

Versuche in der Experimental-Philosophie.

Für Wenige!

„Ich liebe die Menschen nicht," sagte mir ein feuriger Jüngling; „sie sind boshaft, tückisch und undankbar!" — „Das heißt, Du liebst nicht die bösen, tückischen und undankbaren Menschen, mein Freund!" entgegnete ich: „das ist sehr richtig." Der Jüngling fuhr auf, seine Augen funkelten, seine Wangen wurden mit dunklem Roth überzogen. Wohl wissend, daß man Jünglinge und alle heftige Menschen nur dadurch überzeugen kann, daß man sie vorher alles sagen läßt, was ihnen auf dem Herzen lastet, hörte ich ganz kaltblütig die misan-

thropischen Ausfälle meines Gegners. „Wirf Deinen Blick in die weite Ferne der Geschichte, sieh hin auf das westliche Europa, auf Asien, Afrika und Süd-Amerika!“ rief der Jüngling: „was zeigt sich Deinen Blicken? Blutige Kriege, innere Erschütterungen der Staaten und stürmische Leidenschaften. Blicke in die Gerichtshöfe: sie sind voll Processe und Rechtsverdrehungen; dringe in die Palläste der Großen: dort, unter der Last der Uebersättigung, verzehren sich getäuschter oder aufkeimender Ehrgeiz, beleidigter Hochmuth oder wachsender Stolz. In dem Schatten der Palläste nisten Neid und Habsucht. Es giebt Frieden für die Staaten, aber keinen für die Menschen. Stets kämpfen sie gegen einander mit den Waffen der Verleumdung und Tücke! Wo sind Freundschaft, Liebe und Uneigennützigkeit?“ — Der Jüngling sprach mit solcher Wärme, daß ihm fast der Athem verging, und er verstummte vor Ermattung. „Bist Du fertig?“ fragte ich. — „O, ich weiß, daß Du mich widerlegen wirst!“ sagte der Jüngling mit bitterm Lächeln: „ich weiß sogar, wie Du mich widerlegen

wirst. Keine Regel ohne Ausnahme, sagst Du, nicht wahr? und wählst mir nun aus der zahllosen Reihe historischer Namen, einen Aristides, Themistokles, Epaminondas, Fabricius, Cato, Sully, Matwejew, Dolgorukij. Spare Dein Gedächtniß und Deine Beredsamkeit zu etwas anderem. Du überzeugst mich dadurch nicht, daß Du unter dem Gewühl der Jahrhunderte einige glänzende Namen hervorziehst, welche durch Legionen von Eigendünklern, Ehrsüchtigen und Eroberern untergraben sind! — Zähle einmal recht ordentlich, wie viel Bestechliche kommen auf einen unbestechlichen Aristides? Wie viel Sully's wirst Du aufzählen? Von Dolgorukij spreche ich kein Wort..... Freund, nimm Vernunft an! Jahrhunderte entschwinden nach einander in die Ewigkeit; auf der Oberfläche der Wellen vermag die Geschichte kaum einige Namen aufzufangen und sie vom Untergange zu retten, und wie viele unter dieser kleinen Zahl sind der Dankbarkeit der Menschen wahrhaft würdig!" Der Jüngling schien nach geendigter Rede damit zufrieden, daß ich ihn nicht unterbrochen hatte, und ging trium-

phirend im Zimmer auf und nieder. Statt der Antwort rief ich meinen Diener. „Kaspar! bringe mir eine Hand voll Weizen, eine Hand voll Kleie, eine Wagschale und ein Glas Wasser.“ — „Wozu?“ fragte der Jüngling. — „Zu Versuchen in der Experimental-Philosophie;“ antwortete ich kaltblütig; „ich will Dir antworten auf Deine drohende Philippika gegen die Menschheit.“ — „Wie denn?“ — „Das wirst Du sehen!“ Unterdessen hatte mein Diener das Geforderte gebracht und ich schritt zu den Experimenten.

Zuerst schüttete ich auf die Wagschale Kleie und Weizen, so daß das Zünglein im Gleichgewicht stand, und sagte hierauf: „die physische Welt hält und bewegt sich nach den Gesetzen der Schwere (oder des Gleichgewichts), welche der Wille des Schöpfers bezeichnet hat. Nach der Grundlage dieser Gesetze bewegen sich die Planeten in einem für den Verstand unergründlichen Raume; nach diesen Gesetzen sind auf Erden ungeheure Gebäude errichtet und beladene Schiffe durchschneiden die Wellen. Eben diese Ordnung herrscht unsichtbar in der

moralischen Welt: alles beruht auf dem Gleichgewicht. Wenn im Herzen des Menschen böse Neigungen die guten überwiegen, so tritt er aus dem gewöhnlichen Kreise, und bis Gottes Zorn oder die Gerechtigkeit ihn nicht zügeln, verfolgt ihn Verachtung der Menschen und enthüllt seine verborgenen Gefühle. Aber glücklicher Weise giebt es weit weniger böse Menschen, denn im entgegengesetzten Falle, würden sie das Gleichgewicht verletzen und das gesellschaftliche Band zerstören. Die menschlichen Gesellschaften könnten nicht bestehen, wenn es mehr böse Menschen gebe als gute, eben so wie die Menschen in einem Lande nicht wohnen könnten, wo die vereinte Kraft wilder Thiere die vereinte Kraft der Menschen überwöge." — „Erlaube mir, Deine Rede zu unterbrechen," — sprach der Jüngling: „mir däucht, Du widersprächest Dir selbst: Du sagst, der Bösen gebe es weniger, als der guten, und auf Deiner Wagschale ist die Anzahl der Kleie der Anzahl des Weizens gleich." — „Reibe diese Kleie zwischen Deinen Händen," sprach ich: „siehst Du, wie viel mehlige, d. h. nahrhafte Theile in dersel-

ben zurückgeblieben sind? Reinigt man gehörig diese Kleie, so bleiben nur sehr wenig Hülsen, und die Ueberreste dieses Mehls, welche bei der Kleie zurückbleiben, bezeichnen nur Schwäche und Unwissenheit, welche vom Laster fortgerissen werden: die größere oder geringere Menge des gewonnenen Mehles hängt vom Mahlen und von dem Durchsieben, d. h. von der Erziehung ab. Jetzt will ich Dir einen andern Versuch zeigen." — Nun nahm ich eine Hand voll Weizen und schüttete sie in ein Glas Wasser. Die leichten, leeren Körner schwammen sogleich aufwärts, die guten blieben auf dem Boden. „Siehst Du, wie das Böse nach oben steigt!" sagte ich. „Eben so ist es auch in der Welt: das Gute muß man aufsuchen, das Schlechte fällt von selbst in die Augen, obgleich der guten Körner auf dem Boden weit mehrere sind." — „Jetzt muß ich noch eine Deiner Aeußerungen beantworten: woher in der Geschichte sich mehr Namen böser als guter Menschen finden? Daher namentlich, weil das Böse weit stärker wirkt auf die Phantasie der großen Menge, welche die Abentheuer eines Attila und Tamer-

lan eben so begierig liest, als Räuber-Romane, Feen-Mährchen und furchtbare Balladen. Um zu gefallen, um gelesen zu werden, wählen die Historiker erschütternde Gegenstände, um ihre Beredsamkeit zu zeigen. Nimm aber ganze Epochen der Geschichte, vergleiche mit einander, und Du wirst sehen, daß die Masse des Guten stets die Masse des Bösen auf dem Erdboden überwiegt; daß wenn in einem Winkel das Gute vom Bösen überwogen ward, dort die Gesellschaft zerfiel, daß aber im Gegentheil in der ganzen Welt das Gute stets und überall triumphirte. Also lieber Freund — hasse die Bosheit, Tücke und Undankbarkeit der Menschen, — liebe aber die Menschen. Thue Gutes, und glaube mir, daß Du bei den Menschen Liebe, Freundschaft, Wahrheit, Gerechtigkeit und alles das finden wirst, wovon Du glaubst, daß es nicht vorhanden sey, weil Du nur oberflächlich auf die Welt blicktest und nur leichte, leere Körper sahst. Das ist mein Rath — und damit sind die Versuche in der Experimental-Philosophie beendigt."

17.

Sentimentale Reise durch die Vorzimmer.

Erster Wandertag.

Wer von uns ist nicht in Vorzimmern gewesen? Dies sind die unvermeidlichen Defiléen zu den Cabinettern, Gastzimmern und Speisesälen; aber auch in vielen Fällen, eine feste Position, von wo aus die schlauen Supplikanten Fortuna belagern, und sie sogar zwingen, sich auf Capitulation zu ergeben. — Nicht Jedem steht der Eingang ins Haus über die Hintertreppe offen: das ist der privilegirte Weg für Hausfreunde; um aber in vielen Häusern Hausfreund zu seyn, sind besondere Eigenschaften erforderlich, die man ebenfalls größtentheils in Vorzimmern erwirbt. Schon der Name Vorzimmer zeigt an, daß die Menschen durch

dasselbe vorwärts rücken auf der Bahn des Weltlebens. —

Ich war es endlich satt und müde geworden, unter der großen Menge zu bleiben, die Lieblinge des Glücks von unten herauf anzugähnen, ihre flüchtigen Blicke aufzufangen, und ihr leichtes Kopfnicken durch tiefe Bücklinge zu erwiedern. Ich wollte gern etwas in der Welt werden. — Diene dem Staate, arbeite! ruft mir der strenge Moralist zu. Aber dies ist ja die große, Allen offenstehende Straße zu Ehren und Reichthum; das Gedränge auf derselben ist groß, und zudem ist der Weg lang. Giebt es keinen Nebenweg — über Gräben, Flechtwerk, Zäune und durch unterirdische Gänge? — Vorwärts! vorwärts! durch die Vorzimmer!

Es schlug 9 Uhr Morgens und schon war ich auf der Treppe eines Magnaten. Ich hatte den Weg zu Fuße gemacht, und mußte daher selbst die Thür öffnen; die Hand des Schweizers berührt das Glöckchen nicht, um meine Ankunft oben zu melden. „Nehmen Seine Erlaucht an?“ — „Gehen Sie ins Vorzimmer!“

antwortete mir der Schweizer, welcher Visitenkarten ordnete. Mit seiner Erlaubniß stelle ich meine Ueberschuhe in einen dunkeln Winkel, lege meinen Mantel auf das bestäubte Fenster, ordne mein Halstuch, säubere meine Kleidung, streiche die Haare glatt und trete ins Vorzimmer.

Hier muß ich eine allgemeine Bemerkung machen. Das Vorzimmer ist des Hauses Spiegel, in welchem der Charakter des Herrn und der Frau, deren Gewohnheiten und Leidenschaften, das Hausregiment, die Lebensweise, und alles Aeußere des Menschen widerstrahlt. Wer im Hause auch nicht weiter als bis in das Vorzimmer gekommen ist, kann doch den Herrn und die Frau der Länge und Quere nach kennen lernen. Man braucht nur genau zu beobachten, wie meine Leser gleich sehen werden.

Ich sah rings umher: auf einer großen Commode standen ungefähr zwei Dutzend Leuchter mit halb niedergebrannten Lichtern; eine Menge halb abgenutzter Kreidestücke und Haufen von Karten lagen umher. Ein wohlgenährter Lakei ordnete die Karten nach den Spie-

len, und warf die gebogenen in einen besondern Korb. Einige Bedienten schlummerten mit verschränkten Armen; ein dicker, kleiner Bedienter mit glänzendem Gesichte strickte an einem Strumpfe; drei Andere spielten Dreiblatt, und zwei Knaben Adler.*) Einige Personen in Russischen Kaftans warteten demüthig auf den Herrn des Hauses. Vier Supplikanten, mit großen Papierstößen, die aus der Brusttasche hervorragten, gingen langsam auf und nieder. Ich stand mitten im Zimmer, blickte rund um mich her und ergötzte mich an der schmutzigen Pracht im Vorzimmer meines künftigen Gönners.

Plötzlich erscheint ein niedliches Kammermädchen. „Iwan! warum gehst Du denn nicht in's Modemagazin, nach dem Kleide der gnädigen Frau?“ — „Der Herr hat mir befohlen zum Englischen Bereiter zu gehen.“ „Du

*) Dreiblatt, ein bekanntes Kartenspiel des gemeinen Mannes. — Adler wird mit Geld gespielt, welches man in die Höhe wirft; wenn beim Herabfallen die Seite des Gepräges mit dem Adler oben bleibt, so ist dies Gewinnst, im Gegentheil aber Verlust des Werfenden.
(A. D.)

weißt aber doch, daß man zuerst der gnädigen Frau gehorchen muß: mach, daß Du fortkommst!" — „Ich gehe schon, meine Gnädige!" sprach Iwan gähnend und sich reckend, und verließ das Vorzimmer.

„Sey so gut und melde dem gnädigen Herrn, daß wir schon zwei Wochen täglich herkommen, und kein Geld, ja nicht einmal eine Abrechnung für die Ausbesserung des Hauses Sr. Erlaucht erhalten können!" — sagte halblaut ein Mann mit einem grauen Barte, und fügte hinzu: „Du sollst auch etwas für Deine Mühe haben, mein Lieber!" — Bei diesen Worten drehte sich der Lakai um, welcher mit den Karten beschäftigt war und sagte: „warum macht ihr denn nicht mit dem Haushofmeister ab?" — „Wir können keine Wechsel nehmen, denn den Arbeitern haben wir baares Geld bezahlt." — „Nun gut, warte!" — Da ertönte das Glöckchen, und der wohlbeleibte Lakai eilte zum gnädigen Herrn. Alle Besuchende standen auf, die Umhergehenden blieben stehen, und jeder putzte und zupfte an seiner Kleidung, in der Hoffnung, daß man ihn rufen werde.

Unterdessen ging die Thüre auf, und ein bejahrter, stark gepuderter Franzose mit breiter Halskrause und lächelnder Physiognomie trat herein. Schon zehn Jahre lang hatte ich ihn auf dem Trödelmarkt und vor den Hausthüren vornehmer Herren gesehen, kannte aber weder seine Beschäftigung, noch seinen Namen. Vertraulich grüßte er die Bedienten, und als seine Frage, ob der Herr aufgestanden sey, mit Ja beantwortet ward, ging er unangemeldet ins Schlafzimmer. „Wie heißt dieser Herr, und was ist er?“ fragte ich einen Knaben. „Er heißt Monsieur Grispoussier; was er ist, weiß ich nicht; wahrscheinlich ein ehemaliger Kinderaufseher oder Lehrer.“ — „Ist er oft hier?“ — „Er schleppt sich immer mit Briefen und allerlei Sachen umher.“ — Endlich kam der wohlbeleibte Lakei zurück. Wir richteten unsere fragenden Blicke auf ihn, er aber sah uns nicht einmal an. „Meine Herren!“ sagte er zu den Bedienten: „heute ist bei uns Mittagstafel: an die Arbeit, belieben Sie sich wegzubegeben. Sie aber kommen morgen wieder. Seine Erlaucht sind beschäftigt, und nehmen Niemand

an." — Nach diesem Endurtheile wandten wir uns mit traurigen Blicken. Fast eine Viertelstunde mußte ich einen meiner Ueberschuhe suchen, den das kleine Hündchen des Schweizers mit Schutt beworfen und unter die Treppe geschleppt hatte, und als ich meinen Mantel anzog, bemerkte ich, daß die Frau Schweizerinn an demselben eine Kaffekanne oder eine Casserolle abzuwischen beliebt hatte. — Das alles ist kein großes Unglück auf der Supplikanten-Laufbahn, dachte ich, war froh, daß man mich nicht bis zum Abend hatte warten lassen, und wanderte zum Liebling des Magnaten.

Unterweges machte ich Bemerkungen über das Gesehene und Gehörte. Mein künftiger Gönner ist ein Hasardspieler: das beweisen die halbverschriebenen Kreidestücke und die gebogenen Karten. Er steht unter dem Commando seiner hochverehrten Gemahlinn, das schließe ich aus den Worten der Zofe. Er verwaltet seine Angelegenheiten schlecht, das beweist der Graubärtige. Er kümmert sich wenig um seine Geschäfte: der Beweis hiezu waren wir, die Supplikanten. Er scheint Hohlköpfe zu lieben, das

beweist der unangemeldet zu ihm eintretende Franzose mit seinen Stadtneuigkeiten. Gut: fürs erste habe ich die ziemlich genaue Bekanntschaft Sr. Erlaucht gemacht, ohne ihn gesehen zu haben. Je weiter, desto besser werde ich ihn kennen lernen. Aber ich sehe wohl, daß ich zuvor die Gönnerschaft Ihrer Erlaucht bedarf, und dazu verhilft mir Madame Toutpourdel'or, Inhaberinn eines großen Magazins. Vorwärts! Vorwärts!

Vor langer Weile wiederholte ich unterweges für mich den bekannten Monolog aus Gribojedow's *) Lustspiel: Unglück durch Verstand:

„Wer sind denn unsre strengen Kritiker und Richter?"

Aber hier wohnt ja mein Untergönner, d. h. der Liebling des Magnaten, den ich mir zum Gönner erkohren: hinein!

---

*) Herr Gribojedow gehört zu den neuen, sehr schätzbaren Dichtern der Russen. Er vereint hohe Dichterphantasie mit großem Scharfsinn, gediegener Weltkenntniß und blendendem Witz. Er lebt in Moßkwa. (A. D.)

Auf der Treppe begegnete ich einem meiner alten Bekannten, der seine Denkungsart und Lebensweise so oft verändert hat, daß ich bei jeder Begegnung nicht wage seinen Namen auszusprechen, da ich nicht weiß, ob er ihn verändert, oder behalten hat. Man muß erwarten, daß er sich zuletzt noch Chazkel oder Ibrahim nennen wird. Ich erinnerte mich, daß er noch unlängst, da er ohne Stelle war, auf den jetzigen Liebling des Magnaten sehr losgezogen hatte, und wunderte mich daher nicht wenig, ihn auf der Treppe desselben zu sehen. „Wohin, Geehrtester," sagte mir dieses lebendige Barometer Fortunens, „etwa zu dem geehrtesten, edelsten, rechtschaffensten, großmüthigsten, klügsten Herrn Falalei Falalejewitsch?" „Ganz recht, zu ihm." „Er ist zu Hause, das ist ein sehr achtbarer, ein großer Mann! — Von wo kommen Sie?" — „Vom Fürsten." — „Vom Fürsten! — Wurden Sie angenommen?" — „Nein!" — „Weil Sie zu früh kamen. Man nimmt dort wohl an, aber hier, hier mein Lieber, ist der wahre Born der Gnade, hier bei dem gelehrtesten, edelsten, rechtschaffensten, großmüthigsten, klügsten Herrn Falalei Falalejewitsch. Aber ach! er ist unzugänglich, wenigstens für mich, dieser sehr edle, große Mann. Gehen Sie, versuchen Sie Ihr Glück." Nachdem ich dem lebendigen Barometer Fortunens meinen Bückling gemacht, trat ich in das Vorzimmer des neuen Priesters der blinden Göttinn.

Die Möbeln, welche vormals das Gastzimmer geschmückt hatten, standen jetzt im Vorzimmer und verkündeten die veränderten Glücks-

umstände des Hausherrn. Der abgeriebene Ueberzug auf dem Sopha diente zum Beweise, daß schon viele Bittsteller auf demselben gesessen hatten. Ich fand gegen zehn solcher Herren, die sich seitwärts anschielten und dann wieder einen Blick auf die Saalthür warfen; ich trat zu einem breitschultrigen Bedienten, der Wachslichtendchen aus den Leuchtern bohrte, und in der Vergessenheit, aus alter Gewohnheit, die Finger an seinem Toupé abwischte, wie dies bei Talglichtern Sitte ist. „Kann man den gnädigen Herrn sprechen?“ — „Sie sehen, daß Andere schon vor Ihnen hier warten!“ antwortete mir der grobe Lakei. Ein schlimmes Vorzeichen, dachte ich; bei dem Magnaten empfing man mich gleichgültig, hier aber grob. Wir wollen aber doch das Ende abwarten. Ein Knabe in Kasakenkleidung reinigte Vogelbauer und streute Futter hinein. Ich näherte mich ihm. „Nimmt der gnädige Herr heute an?“ — „Wie soll ich denn das wissen?“ antwortete er, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Da öffnete sich die Thür nach der Treppe zu: die Spitze eines rothen Bartes und ein Stück eines ungeheuren Korbes wurden sichtbar. „Zur Hintertreppe!“ brüllte der Breitschultrige, und die Thüre ward eilig zugeschlagen. Indessen ging ich langsam im Vorzimmer auf und nieder, und betrachtete die mich umgebenden Gegenstände. In einer Ecke des Zimmers lag ein Haufen Kehricht, von der Bürste bedeckt; in einer andern lag Brennholz; in der dritten, bei der Thür, standen die geputzten Ueberschuhe des Hausherrn und auf einem Stuhle lag dessen Ueberrock; in

der vierten stand ein, wahrscheinlich dem Bedienten gehöriger, Kasten. Die Farbe desselben war schon längst abgerieben; aus demselben guckten Papiere von verschiedenem Format, Lappen und ein Bund Ruthen hervor. An den Wänden hingen einige Kupferstiche, Scenen aus den Schlachten des Jahres 1812. Die Mahagony-Rahmen zeugten, daß diese Stücke vormals die Ehre gehabt hatten, zur Zierde der Zimmer zu dienen. Plötzlich hörte man eine Kutsche vorfahren, ein galonirter Bedienter trat herein, grüßte vertraulich den Breitschultrigen, und fragte, ob der gnädige Herr annehme. „Warte, ich werde fragen." — Einen Augenblick nachher kam er zurück und sagte: „werden willkommen seyn!" — Der Breitschultrige öffnete die Thür und grüßte den eintretenden Herrn, dem der Bediente ein Paket Papiere nachtrug, die der Herr nahm und triumphirend in den Saal ging, wobei er seine linke Tasche streichelte, welche bedeutend angeschwollen war.

Die Thür des Vorzimmers öffnete sich wieder und ein Livreebedienter, mit einem Bündelchen, aus dem die silberne Ecke irgend eines Gefäßes hervorguckte, trat rasch ein. „Auf die Hintertreppe!" herrschte der Breitschultrige und der Livreebediente stürzte über Hals und Kopf zurück. Nun erschien ein gutgekleideter Mann, grüßte höflich nach allen Seiten, näherte sich auf den Zehen dem Bedienten, drückte ihm etwas in die Hand, und bat, ihn zu melden. „Von ganzem Herzen, mein Herr, aber es geht nicht an: mein gnädiger Herr spricht mit Jemand im Kabinett." — „Nun so gieb ihm

diesen Brief." Mit diesen Worten zog der Gutgekleidete ein dickes Paket hervor, gab es dem Bedienten, und blieb mit niedergeschlagenen Augen mitten im Zimmer stehen. Nach einigen Augenblicken kam der Bediente zurück und sagte dem Gutgekleideten mit einem Bückling: „belieben Sie in die Zimmer der gnädigen Frau zu gehen, und dort zu warten, bis der gnädige Herr Zeit hat, mit Ihnen zu sprechen." Der frohe Briefträger schlüpfte durch die Thür und der Breitschultrige wandte sich brummend zu uns: der gnädige Herr nimmt heute keinen an; belieben Sie morgen wieder zu kommen." Schweigend gingen wir auf die Straße.

Unterdessen schlug es zwölf Uhr, und da ich nicht mehr hoffen konnte, die mir nöthigen Personen zu Hause zu treffen, so verschob ich meine Wanderung bis zum folgenden Tage.

Ende des dritten Bandes.

Thaddäus Bulgarins

sämmtliche Werke

aus

dem Russischen übersetzt

von

August Oldekop.

Vierter Band.

Leipzig, 1828.
bei Carl Cnobloch.

Inhaltsanzeige des vierten Bandes.

Seite

II. Erzählungen.

Seite

Thaddäus Bulgarins

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Zweiter Wandertag.

Aus dem Vorzimmer des Lieblings des Magnaten schloß ich, daß für mich nichts zu hoffen sey. Die silberne Ecke, welche aus dem Päckchen hervorguckte, der Brief und die angeschwollene Tasche, alle diese von mir gesehenen Dinge, zeigten mir, wie geschrieben, welche Eigenschaften man haben müsse, um dem Herrn Falalei Falalejewitsch zu gefallen. Wäre es denn nicht möglich durch seine guten Freunde den Weg zu seinem Herzen zu finden? Es gilt den Versuch.

Den ganzen Tag blätterte ich im Addreß-Kalender und beschloß endlich mit einem meiner Landsleute, der zugleich ein weitläuftiger Verwandter von mir war, den Anfang zu machen. Dieser Landsmann, einer der reichsten

Leute aus unsrer Provinz, hatte es verstanden, durch eine vortheilhafte Heirath, sein Vermögen zu verdoppeln. Statt nun seinen Reichthum zu benutzen, sich um die Wohlfahrt seiner Bauern, um die Erziehung seiner Kinder zu kümmern, und die Achtung zu genießen, welche man in der Provinz gewöhnlich reichen Leuten erweist, hatte mein Landsmann auf seinem Gute ein großes steinernes Haus aufgebaut, ließ es von Ratten und Mäusen bewohnen und war selbst in die Hauptstadt gezogen, um hier in die Klasse der Supplikanten zu treten. Sein Ehrgeiz und seine Verstandeskräfte sind im offenbaren Widerspruche mit einander und daher lauert er schon über zwanzig Jahre auf eine gute Stelle, schwänzelnd wie der Fuchs in der Fabel nach den reifen Weintrauben. Aber sein Keller ist mit guten Weinen gefüllt, er hat einen geschickten Koch, große Zimmer, und daher versammeln sich zuweilen bei ihm ordentliche Leute, um, wie man zu sagen pflegt, eine Suppe zu essen, Whist zu spielen, und sich mit einander zu unterhalten, wobei sie sich um den Kopf des Hausherrn eben so wenig kümmern,

als um das Gefäß, worin man in seiner Küche das Essen bereitet. Zu ihm ging ich, um wo möglich ein Empfehlungsschreiben zu erhalten oder ihn zu bewegen, ein gutes Wort für mich fallen zu lassen.

Um 8 Uhr Morgens stand ich schon im Vorzimmer meines Landsmannes. „Ist der gnädige Herr aufgestanden?" — „Er schläft noch." — Nun so muß man wohl warten. Die Sadlthür war offen, aber dort wurde gefegt, gesäubert, und Staubwolken, wie auf der Landstraße, zogen mir entgegen und zwangen mich im Zimmer zu bleiben. Wo sollte ich meinen Mantel hinlegen? Auf den spiegelglatten Bänken lagen Quinquet's in Strömen von Lampen-Oel; auf einem großen Tische flickten zwei Schneider an einer Livree und benähten sie mit umgewandten Tressen; und ein Knabe, wahrscheinlich nicht lange aus der Lehre, nähte eine Weste für den gnädigen Herrn. Auf einem Fenster frühstückte das hungrige Gesinde aus einer schwarzen Casserolle, in der einige Saucen, der Rest des gestrigen Schmauses, untereinander gemischt waren. Nicht übel, dachte ich, das

ist eine Art flüssiger Pastete. Auf einem andern Fenster saß ein Knabe im Morgenputze (d. h. in schmutziger Jacke und Pantalons aus grauem Tuch von Haus-Fabrik), putzte die Stiefel des gnädigen Herrn, und verschlang mit seinen Blicken das leckere Frühstück der erwachsenen Bedienten. Eine Magd mit beschorenem Kopfe, in einem Kleide von recht grober gestreifter Leinwand, mit einer Chemisette von Segeltuch kommt eilig und gröhlt den Bedienten im Provinzialdialekt zu: „He, gebt Theekessel, die Frölens sind aufgestanden!" — „Kannst warten!" — antwortete ihr ein Lakei. — Da stürzte ein kleines barfüßiges Mädchen herein, eben so gekleidet wie die Magd, und ebenfalls mit beschorenem Kopfe: „der gnädige Herr klinkt!" schrie sie, und die Bedienten liesen hiehin und dorthin, mit Bedauern die Casserolle zurücklassend, über welche der Stiefelputzer herfiel und sie vollends aufräumte. Da trat ein zusammengeschrumpfter, faltiger Rabulist herein, bekannt durch seine zungendrescherische Beredsamkeit, blinzte mich seitwärts mit einem Auge an, zog den Mantel aus, warf

ihn nachlässig unter die Schneider-Werkstatt, und ging, ohne zu fragen, ob der Herr aufgestanden sey, und ob er annehme, in die andern Zimmer. Unterdessen rückte ich vorwärts, um mich zu orientiren, aber der Bediente hielt mich in der Thür durch den Bescheid auf, daß der gnädige Herr befohlen habe, Allen abzusagen. „Wie ist denn aber der Rabulist unangemeldet hineingegangen?" — „Der gnädige Herr hat befohlen nur n ö t h i g e Personen vorzulassen, und Gäste, denen wir die Einladungskarten zum Mittagessen bringen." — „Melde dem gnädigen Herrn, ich sey sein Landsmann und Verwandter." — „Darf nicht, mein Herr: er empfängt nur diejenigen Landsleute und Verwandten, welche in Kutschen fahren, oder gute Stellen haben." — Ich wollte das Gespräch mit dem Bedienten nicht fortsetzen, und ging auf die Straße.

Was ist von einem solchen Menschen zu erwarten? dachte ich. Sein Vorzimmer, welches zu den dunkelsten Gemälden der Flamändischen Schule gehört, ist doch wahrlich die treueste Darstellung seines Lebens und Charak-

ters? Dieses Ringen des Luxus mit dem Geize, des Hungers, mit der Uebersättigung, der Unreinlichkeit mit der Pracht, zeigt es nicht den Egoisten, der nur für sein eigenes Interesse lebt. Er würde, wo möglich, das Sonnenlicht in Champagnerbouteillen verkorken, um damit nur die ihm nöthigen Personen zu bedienen! — Der freie Zutritt des Rahmlischen vollendete meinen Widerwillen gegen das Vorzimmer meines Landsmannes — ich beschloß nie wieder hinzugehen.

Wo nun hin? Meine mißlungene Wanderung hatte mich verstimmt. Die Lakeien-Wichtigkeit, die Kriecherei der Supplikanten, die schwarzen Details der Vorzimmer, in denen sich dunkele Züge des menschlichen Herzens spiegelten, alles dieses erregte mein natürliches Gefühl, und ich vergoß einige bittere Thränen! — Mit langsamen Schritten kehrte ich zu meiner Wohnung zurück, indem ich aber bei dem Hause eines Magnaten vorbeiging, wollte ich doch noch einmal mein Glück versuchen und ging hinein.

Der Schweizer empfing mich mit einem

höflichen Bückling und bat mich hinaus zu gehen. Ich trat in ein reines Vorzimmer; rings um reine Kasten und nur ein dejourirender Lakei erwartete Befehle. Er stand auf, nahm mir dienstfertig meinen Mantel ab, rollte ihn zusammen, und legte ihn auf eine Bank. „Ist Seine Excellenz zu Hause?" — „Belieben Sie ins Zimmer zu treten, ich werde Sie sogleich melden." — „Ich werde hier warten." — „Nein, mein Herr, Seine Excellenz lieben das nicht; seyn Sie so gütig und gehen Sie ins Zimmer." — Der Lakei öffnete die Thür und ich begegnete dem Secretaire des Magnaten, der mit Papieren aus dem Cabinet kam. Dieser junge, gebildete Mann (den ich einige Mal bei einem unserer gemeinschaftlichen Bekannten gesehen hatte) fragte mich in den höflichsten Ausdrücken, weshalb ich gekommen wäre. „Ich möchte gern Seine Excellenz um einen Posten oder um eine Empfehlung bitten." — „Seine Excellenz wird Ihnen dies gewiß nicht abschlagen," — antwortete mir der Secretair, „und Sie bestimmt annehmen; wenn Sie aber meinem Rathe folgen wollen, so beunruhigen Sie

ihn heute nicht, denn alle wichtige Sachen bearbeitet er selbst, und ist jetzt beschäftigt. Kommen Sie ein anderes Mal wieder, und ich werde ihn unterdessen von Ihrem Besuche benachrichtigen. Wenn Sie aber Seine Excellenz durchaus sprechen wollen, so wird der Bediente Sie sogleich melden." — Die Höflichkeit und Artigkeit des Secretairs, die Dienstfertigkeit des Bedienten, die Reinlichkeit, Ordnung und Stille im Hause machten mich so verwirrt, daß ich im ersten Augenblick nicht gleich zu antworten wußte. Zuletzt dankte ich dem Secretair und erklärte, daß ich die Beschäftigung des Generals nicht stören, sondern ein anderes Mal wiederkommen wolle.

Der Bediente reichte mir den Mantel, zog mir die Ueberschuhe an, und öffnete mir die Thür nach der Treppe mit höflicher Verbeugung. Der Schweizer begleitete mich eben so, als ob ich ein gebetener Gast gewesen wäre und sagte mir, wann ich den gnädigen Herrn am besten sprechen könne, ohne ihn in Geschäften zu stören.

Was muß man nicht von dem Charakter

eines Großen halten, der sich selbst mit Geschäften abgiebt und doch noch Zeit findet, diejenigen vorzulassen, welche seiner Hülfe und seines Raths bedürfen? Ist nicht die Höflichkeit und Aufmerksamkeit der Diener, der Abdruck der Herzensgüte des Herrn? Die Diener suchen immer ihren Herren nachzuahmen, und schneiden, so zu sagen, ihre Charaktere nach dem Muster ihrer Herrschaften zu. Wie der Herr, so der Diener, sagt das Sprüchwort; und das ist eine unbestreitbare Wahrheit. Die Ordnungsliebe und Reinlichkeit im Hause zeigt Reinheit und Ruhe der Seele. Ungehinderter Zutritt ist der sicherste Beweis erhabener Gefühle, der Theilnahme gegen den Nebenmenschen, der Kenntniß des menschlichen Herzens. Zuweilen dient ein höfliches Wort des Großen als heilender Balsam für das zerrissene Herz; der Rath des Weisen rettet uns oft vor Verzweiflung.

Mit diesen Gedanken kehre ich getröstet und erfreut nach Hause zurück und finde, man denke sich mein Erstaunen, einige fremde Gesichter in meinem Vorzimmer! — Einer von ihnen scharrfußte und bekomplimentirte sich mit

meinem Bedienten, der, ganz verwirrt über diese ihm unbekannte Höflichkeit, noch lauter scharrte als jener, und noch tiefere Bücklinge machte. Der zweite suchte eine Stelle als Copist; der dritte bat um eine Empfehlung an Buchhändler als Uebersetzer von Romanen und als Herausgeber von Traumbüchern und sogenannten Rathgebern; der vierte brachte ein Buch zum Geschenk, welches schlechten Abgang hatte; der fünfte überreichte eine furchtbare Antikritik gegen eine gerechte Kritik. „Bitte ergebenst, meine Herren, kommen Sie in mein Cabinet!" — rief ich. Nach meiner sentimentalen Reise durch die Vorzimmer, ist es am besten, die Thür aus meinem Vorzimmer in den Saal ganz einzureißen. Ich entsage hinführo dem Metier durch die Vorzimmer und dem Supplikantwesen. Sollte ich aber jemals auf den Einfall kommen, in ein Vorzimmer zu gucken, so wäre dies nur in dem Falle, wenn ich den Charakter des Hausherrn wissen möchte, ohne seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

18.

Der Provinzial in der Gesellschaft der großen Welt.

Brief aus der Hauptstadt an einen Nachbar.

Erinnerst Du Dich noch, Nachbar, mit welcher Begier wir den Erzählungen aller Reisenden aus der Hauptstadt zuhörten, die alles unsrige tadelten, und alles Petersburgische, d. h. alles ausländische priesen. Nach den Worten dieser Herrchen (die jährlich zu ganzen Schaaren auf Urlaub zu uns kommen, um Geld zu holen), giebt es nur in der großen Welt Freude und Vergnügen: ich muß gestehen, daß ich gleicher Meinung war, denn dachte ich, je reicher und gebildeter die Menschen sind, desto mehr haben sie Mittel das Leben zu genießen. Jeder hat freilich seinen Geschmack; ich will Dir den gestrigen Abend schil-

dern, und überlasse es Dir, die Langeweile oder die Fröhlichkeit der großen Welt zu beurtheilen.

Graf NN., dessen Güter an die unsrigen gränzen, lud mich zu sich zum Abend ein und sagte, daß bei ihm, außer andern Vergnügungen, auch eine Vorlesung Statt finden, und daß ich viele gescheute Herren und kluge Damen der Hauptstadt sehn würde. Ich bat meinen Neffen mich abzuholen, um mit ihm im Saale zu erscheinen: denn ich fürchtete für meine Unerfahrenheit. Um 6 Uhr Nachmittags kleidete ich mich in die Gouvernements-Uniform, zog weiße seidene Strümpfe und Schuhe an, und ließ mir die Haare einlegen. Bis 9 Uhr wartete ich vergebens auf meinen Neffen. Schon wurde ich schläfrig, und wollte mich auskleiden, als plötzlich mein Windbeutel erschien, der aus vollem Halse lachte, als er mich so geputzt sah. „Was soll das bedeuten?" rief er: „wozu haben Sie sich so ausgeputzt, lieber Oheim? Sie wollen doch wohl nicht Hochzeit machen?" — „Aber, mein Lieber!" antwortete ich: „wie kann man denn in einer gebetenen Abendgesellschaft anders erscheinen?" — „Eben so wie ich,

in breiten langen Beinkleidern, und im Frack." — „Und mit zerzausten Haaren?" ergänzte ich. — „Versteht sich." — „Ich weiß nicht, Neffe, ob ich Dir glauben soll; bei uns im Gouvernement, wäre es nicht schicklich in Deinem Putze beim Gouverneur zu erscheinen, ja nicht einmal bei dem Adelsmarschall; wie soll ich denn bei einem achtbaren und reichen Manne, in einer Damengesellschaft, als gebetener Gast in meinem Alltagskleide erscheinen?" — „Streiten Sie doch nicht, lieber Onkel; andere Städte, andere Sitten. Jetzt erscheint man in Schuhen nur auf großen Bällen, zu welchen man durch Billete gebeten wird; in allen Abend- und Mittaggesellschaften aber in Stiefeln, nach Belieben auch mit Sporen." — Das ist doch gut, daß man in die Zimmer nicht hineinreitet, dachte ich. — „So war es nicht in frühern Jahren, lieber Neffe; Dein Vater, der fast sein ganzes Leben in der Hauptstadt zubrachte, erzählte mir, daß man früher vor Damen nicht anders erscheinen konnte, als in Schuhen, mit gepudertem Kopfe und in gesticktem Kleide." — „Andere Zeiten, andere

Sitten, lieber Oheim! Ungezwungenheit ist der Hauptzug in den jetzigen Gesellschaften. Früher geschah alles nach gewissen Anstands-Regeln, man sprach und lachte sogar nach dem Takt, nach Noten. Jetzt ist man weit freier: Jeder thut, was er will, obgleich man freilich wenig spricht, und noch weniger lacht."

Indessen kleidete ich mich um, und wir eilten zu dem Hause des Grafen NN. Auf der Treppe und im Vorzimmer gratulirten mir der Schweizer und einige Bedienten, wahrscheinlich in ihrer Vergessenheit, zum dritten Male nach dem ersten Januar zu Neujahr, und erhielten zum dritten Male ein Geschenk, oder wie es bei uns in Rußland heißt: na wódku (zu Branntwein). Im Saale waren eine Menge Menschen, und indem ich mit meinem Neffen ins Gastzimmer zur Frau vom Hause ging, drängte ich mich hindurch, wie auf der Jagd im Walde, zwischen den Bäumen; ohne Rücksicht auf meine grauen Haare, wollte keiner der jungen Leute mir ausweichen; die meisten betrachteten mich, verächtlich lächelnd, über die Schulter, weil ich auf Russisch bat, mir Platz

zu machen. — „In unserer Zeit war es anders," — flüsterte ich meinem Neffen zu: „ich erinnere mich, wie bei der Versammlung, als die Statthalterschaftsverfassung eingeführt wurde, alle junge Leute Platz machten, da mein Vater in den Saal der adeligen Versammlung trat." — „Waren denn aber die jungen Leute Ihrer Zeit, wie die jetzigen?" — antwortete er: „vormals mußte man entweder gar nichts lernen, oder das halbe Leben hindurch fleißig seyn, um in der andern Hälfte für einen gelehrten und gebildeten Mann zu gelten. In Ihrer Zeit, lieber Onkel, gab es nicht so viele Französische Erziehungsanstalten und Hofmeister; alle Wissenschaften mußten methodisch erlernt werden: jetzt aber, mit Hülfe der Encyklopädien, Conversations-Lexikons und Wörterbücher für jede Wissenschaft, kennen wir in einigen Monaten alles." — „Das heißt, nach Hörensagen!" ergänzte ich. Unterdessen waren wir ins Gastzimmer getreten.

Die Frau vom Hause saß auf dem Divan hinter einem runden Tischchen, auf welchem eine bronzene Lampe, mit einem alabasternen

Deckel stand: dies war der Leuchtthurm, zu welchem alle Neuangekommene ihren Weg nahmen. Neben der Wirthinn saßen ehrwürdige alte Damen, und auf den, im Halbzirkel, zu beiden Seiten des Tischchens stehenden Stühlen, saßen die angesehensten Gäste, Damen und Kavaliere. Die jungen Dämchen und Fräulein gingen Hand in Hand, truppweise, durch die Zimmer, oder saßen abgesondert, und vertrauten sich gegenseitig verschiedene Bemerkungen und ihre Wünsche. Die jungen Herren flatterten gar nicht um das schöne Geschlecht herum, wie vormals; sie suchten nicht durch Verstand zu glänzen, sich durch Höflichkeit und Aufmerksamkeit gegen die Damen auszuzeichnen, und dachten nicht daran, sie durch Gespräche zu unterhalten. Sie gingen haufenweise oder einzeln in den Zimmern auf und nieder, mit aufgeworfenem Kopfe und blinzelnden Augen; im Fluge wechselten sie Fragen und Antworten mit Damen und mit ihren Kameraden, ohne stehen zu bleiben, und suchten die Spiegel, um ihr Halstuch zu ordnen, die Haar-

re in die Höhe zu streichen und gracios zu lächeln.

Eigendünkel, Selbstvertrauen und Hochmuth malten sich in schneidenden Zügen auf den bartlosen Gesichtern und in den Blicken einiger Parketritter, welche eine gewisse Verachtung gegen Alle und gegen Alles erfüllte. Stolz und schweigend empfingen sie die sich ihnen nähernden Bekannten, gerade so wie der Pascha von Anapa mich als Kriegsgefangenen empfing. Als ich meinen Neffen fragte, ob man nicht bald die Gespräche und Reden dieser Herren hören würde, die unstreitig sehr klug und unterhaltend seyn müßten, antwortete er: „diese Herren unterhalten sich nicht, sie entscheiden nur: mit einem Worte erniedrigen sie einen Schriftsteller, den sie nicht gelesen, einen Schauspieler, den sie nicht gesehen, eine Musik, die sie nicht gehört haben; mit einem Worte verwerfen sie Wahrheiten, welche durch Jahrhunderte bekräftigt worden, und neue Entdeckungen, welche die Mühe und Erfahrung eines ganzen Lebensalters in Anspruch nahmen."

— „Das sind Hexenmeister!" sagte ich: „aber

dafür verstehen sie gewiß auch zu loben, wenn sie wollen?" — „Sie loben nichts" — sagte mein Neffe: „um Alle zu überzeugen, daß sie in Allem die höchsten Kenntnisse besitzen." „Woher kommt denn diese Hoffarth?" fragte ich. „Von unsern Erziehern, den Französischen Hofmeistern," antwortete mein Neffe: „denn diese haben uns von Kindheit an eingeprägt, nur in Paris finde man in allem Vollkommenheit, dagegen alle übrige Hauptstädte nur durch geborgtes Licht glänzen." — Unter andern bemerkte ich, daß mit den vornehmen Damen nur Männer von reifen Jahren sich unterhielten, und zwar über Moden, neue Französische Romane, über Schooßhündchen, Bälle, Concerte und über ihre gemeinschaftlichen Bekannten und Verwandten, die gerade abwesend waren. Ich konnte keinen einzigen Familiennamen verstehen: in der Modesprache wird jede Frau nicht nach dem Familiennamen, sondern nach dem Taufnamen ihres Mannes genannt, z. B. — haben Sie keine Briefe von der Fürstinn Timofei (la Princesse Timothée)?" — „Wo ist jetzt die Gräfinn Stepan (la Comtesse

Etienne)?" — „Ich habe gehört, daß Frau von Jefim ins Ausland reist" u. s. w. — Ueberall hörte man Französisch, und nur Französisch! Selten kam ein Russisches Wörtchen zu meinen Ohren, und das sprachen nur die Bedienten, welche die Lampen und die Lichter auf den Armleuchtern in Ordnung brachten: aber auch da commandirte ein Französischer Kammerdiener.

Bei der Beschreibung der Gäste, vergesse ich mich selbst. In einem frühern Briefe schrieb ich Dir, ich hätte Allen, welchen ich in der Hauptstadt meinen Besuch abstattete, erklärt, daß ich gar kein Französisch verstünde; denn ich wollte gar zu gern die Russen nöthigen, mit mir Russisch zu sprechen. Vergebene Mühe: die Frau vom Hause erkundigte sich in Französischer Sprache nach meinem Befinden, und erröthete, denn sie fühlte das Sonderbare dieses Benehmens. Sie wollte nicht zeigen, daß sie in ihrem Hause einen Menschen empfangen, der nicht Französisch verstehe, folglich, nach der Meinung der modischen Taxatoren aller Talente, nicht wohlerzogen sey. — Man

trug mir eine Parthie Whist an, womit sich in einem Seitenzimmer einige geschäftige Mütterchen mit ihren alten Anbetern, und, zu meinem Erstaunen — einige sehr junge Leute beschäftigten. — Ich wollte nicht spielen, um mich in der für mich neuen Welt umzusehen.

Um 11 Uhr ertönte im Saale der Ruf: „Monsieur Marabou! Monsieur Marabou!“ — Dies war der erwartete Vorleser, ein so genannter Französischer Literator, welcher, nach den Worten meines Neffen, in Frankreich nichts geschrieben und gedruckt hatte, um für Rußland das Verdienst der Neuheit zu bewahren. Alle Gäste wetteiferten, ihn mit Höflichkeiten zu überhäufen; sie machten ihm Vorwürfe, daß seine Besuche so selten wären, und nun regnete es Einladungen von allen Seiten. Ich bat meinen Neffen um eine Erklärung, warum man diesen Franzosen unsern Landsleuten vorzöge, und erhielt folgenden Bescheid: „Monsieur Marabou hat Allen als Geheimniß vertraut, daß er, bei seiner Rückkehr nach Frankreich, Willens ist, seine Memoiren über Rußland herauszugeben, und da Jeder von uns

wenigstens die Absicht hat, Paris zu besuchen, so wäre es doch so übel nicht, ein Plätzchen in dem Buche zu erhalten, nebst Aufzählung aller Verdienste, insonderheit der Freigebigkeit und Gastfreundschaft. Zudem versteht Monsieur Marabou ganz allein unsere Geschicklichkeit in der Französischen Aussprache zu schätzen, daher sucht Jeder Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, um von ihm ein Attestat über die Kenntniß der Feinheiten und aller Französischen Wendungen zu erhalten, denn dies ist ja die Grundlage einer gelehrten Reputation in der Welt." — Endlich setzten sich alle Gäste, um Bruchstücke aus dem Gedicht des Monsieur Marabou: Das Eigene ist gut, aber das Fremde ist besser, zu hören. Obgleich ich die Französische Sprache vollkommen verstehe, so konnte ich doch in dem vorgelesenen Bruchstück gar keinen rechten Menschenverstand finden, und verstand nur die Lobeserhebungen auf einige der anwesenden Gäste, deren Namen nach Französischer Art verdreht waren. — Als die Vorlesung zu Ende war, ertönte lautes Beifallklatschen; es begann in dem hinteren Zimmer, wohin, wahr-

scheinlich, nicht einmal der Schall, noch vielweniger die Worte der gelesenen Verse gedrungen waren. Triumphirend empfing Monsieur Marabou die Glückwünsche, und noch lange hörte ich die von den Damen wiederholten Ausrufungen: c'est charmant.

Ich gestehe, dies machte mich traurig, und sinnend stand ich in der Nähe eines Fensters, mit dem Gedanken an die künftige gute Zeit, wo dereinst die Russische Literatur auch zu der Ehre gelange, daß unsere Damen über die Töne der Russischen Sprache in Entzücken gerathen. Einige junge Leute betrachteten mich lächelnd, und schienen etwas Spaßhaftes an mir zu finden. — „Haben Ihnen die Verse gefallen?" fragte einer von ihnen. „Ich verstehe kein Französisch!" — antwortete ich muthig und laut. Sie sahen einander voll Erstaunen an, und riefen: „wie, ist es möglich, Sie sprechen nicht Französisch?" — „Nein, weil ich im Russischen genug Worte finde, um alle meine Gefühle auszudrücken, um alles Kluge und Dumme zu schätzen." — „Das ist ein Original, ein Grobian, ein Dummkopf, ein

Sonderling!" wiederholten die jungen Herren auf Französisch. „Es ist aber die Sprache des Verstandes, der Bildung," sprach einer von ihnen. „Unwissenheit," sagte ich, „verwandelt sich in keiner Sprache zur Weisheit. Schöpfen Sie, meine Herren, Kenntnisse in allen Sprachen, aber unter sich reden Sie Russisch. Religion, Vaterlandsliebe, die Erinnerung an unsere berühmten Vorfahren und Zeitgenossen müssen in uns hohe Gefühle und Anhänglichkeit zu allem Russischen erwecken, und insbesondere zu unserer volltönenden, reichen, kräftigen Sprache, denn im Vergleich mit derselben verhält sich die Französische eben so, wie das Geschwätz einer Elster zum Gesange einer Nachtigall. — Bedenken Sie wohl, meine Herren, daß nur diejenigen Völker in der Nachwelt fortleben, die ihre Geschichte und Literatur besitzen." Ich wollte fortfahren, aber das laute Gelächter meiner Zuhörer unterbrach meine Rede. Nun regnete es Spöttereien und Epigramme, und ich weiß nicht, wie dies alles sich geendigt hätte, wenn mir nicht mein Neffe zu Hülfe gekommen wäre. „Vorsichtiger, meine Herren!" sagte

er den jungen Leutchen auf Französisch: „dieser Sonderling ist reich wie Krösus und hat zwei reizende, wohlerzogene Töchter, welche ihrerseits die Ehre haben, meine Cousinen zu seyn.“ — Sogleich änderte sich der Ton des Gesprächs: man begann mir zu schmeicheln, mich mit Complimenten zu überhäufen, und die jungen Leute gaben mir zu, daß der Russe zehn Sprachen verstehen könne, es ihm aber nicht gezieme, mit seinen Landsleuten anders als Russisch zu sprechen, und daß wir den Ausländern einzig und allein in ihrer Liebe zu allem Vaterländischen nachahmen müßten.

Der Sporenklang nach dem Takt einer muntern Musik, verkündigte uns, daß man Masurka tanze. Meine neuen Bekannten eilten dahin, ich aber fuhr, ohne das Abendessen abzuwarten, nach Hause, und schrieb diesen Brief an Dich. Ein angenehmer Traum entschädigte mich für die traurige Wirklichkeit des vergangenen Abends. Mir träumte, ich sey zu Hause im Dorfe, im Kreise meiner Familie und einiger guten Freunde: wir ordneten die aus der Hauptstadt erhaltenen neuen Bücher

und Journäle, und hielten uns fertig, um beim Theetisch etwas vorlesen zu hören, uns über das Gute zu freuen, über das Lächerliche zu lachen, und das Tadelnswerthe zu tadeln. Ich hoffe jedoch, daß Du, nach der Schilderung eines Abends, keinen allgemeinen Schluß über die Sitten der Hauptstadt ziehen wirst. Wir alte Leute müssen nichts übereilen. Ich bin überzeugt, bei längerem Aufenthalte, hier manches zu hören und zu sehen, worüber eine Unterhaltung mit Dir, mir weit leichter und angenehmer seyn wird. Bis zum Abgange eines zweiten, unterhaltenderen Briefes. — lebe wohl!"

19.

Der Mensch und das Gewissen.

Der Mensch. Bleibe zu Hause, mein Liebchen! — Du weißt wie ich Dir gut bin, aber ich kann Dich wahrlich nicht mit mir nehmen, denn Du könntest vor Langerweile krank werden; ich habe Geschäfte.

Das Gewissen. Nur allein habe ich Langeweile. Bei Geschäften hindere ich Dich nicht.

Der Mensch. (leise) Unerträgliche Zärtlichkeit! die ist wahrlich noch ärger als Haß. (laut) Sieh, in diesem Kasten liegen Dukaten: sey so gut, und zähle sie, wickele sie zu hundert in Rollen, und was übrig bleibt, magst Du für Dich behalten.

Das Gewissen. Gold hat für mich gar keinen Reiz, wie Du weißt. Ich gebrauche Geld nur dann, wenn ich mit Dir bin.

Der Mensch. (leise) Wieder mit mir, und immer mit mir! (laut) Ich will Dir einen schönen Türkischen Shawl kaufen, und Dich herausputzen wie eine Puppe, (leise) um nur Dein Geschwätz zu betäuben. (laut) Ich will Dich in die große Welt führen, in vergoldete Zimmer, in zahlreiche Gesellschaften.

Das Gewissen. Lieber in einen düstern Wald. In die große Welt gelangt man nur durch Vorzimmer, und deren Atmosphäre ist für mich mörderisch.

Der Mensch. Eine reizende Musik wird Dein Ohr erheitern, und Tänze werden Dir Zerstreuung gewähren. Wir wollen zusammen auf den Ball fahren.

Das Gewissen. Dort ist nicht mein Platz: gern unterhalte ich mich und urtheile, aber das Geräusch betäubt meine Worte.

Der Mensch. (geht im Zimmer auf und nieder, reibt sich die Hände und spricht leise) Die unglückliche Verbindung der Jugendjahre, befestigt durch die Macht der Gewohnheit, bindet mich an diese unerträgliche Schwätzerinn,

welche durch ihre Anhänglichkeit zu mir meine besten Plane vereitelt. — Ich will noch ein Mittel versuchen. (laut) Höre, mein Schätzchen, sage mir aufrichtig: liebst Du mich?

Das Gewissen. Kannst Du daran noch zweifeln?

Der Mensch. Warum willst Du mich denn nicht allein ausgehen lassen, wenn davon mein Glück abhängt?

Das Gewissen. Dein Glück! — Nein, ohne mich kannst Du weder Glück genießen, noch erlangen.

Der Mensch. Durch Deine Gegenwart hinderst Du mich oft, an meine Vortheile zu denken, und wenn ich gegen Deinen Willen handle, so raubst Du mir, durch Geschrei, Lärm und Vorwürfe, Schlaf und Appetit. Kurz, ich muß Dir sagen, daß Deine Liebe zu mir und meine Schwäche zu Dir, mein Streben auf dem Wege zum Glücke außerordentlich erschweren.

Das Gewissen. Ich habe doch wahrlich geglaubt, daß unsere gegenseitige Liebe und Eintracht, über alle Erdengüter erhaben wären.

Der Mensch. (reibt die gerunzelte Stirn) Ja, ja .... freilich .... aber .... es wäre doch nicht übel ein gutes Haus, einen schönen Garten, eine schmackhafte Tafel, reiche Equipage, einen mit Gold gestickten Rock und andere Dinge zu haben, welche von Dichtern und sentimentalen Schriftstellern die Prosa des Lebens genannt werden.

Das Gewissen. Eure Dichter und sentimentalen Schriftsteller wissen also doch wenigstens das wahre Glück zu schätzen, und verachten den trügerischen Glanz des Aeußerlichen?

Der Mensch. Nicht immer. Der größte Theil derselben gleicht in diesem Falle Moliere's adeligem Bürger, welcher vierzig Jahre lang nicht wußte, daß er in Prosa sprach. Bei müssiger Weile ergötzen sie sich selbst und erheitern Andere, indem sie papierene Drachen aufsteigen lassen, während sie, eben so wie wir, Profane, glänzende Steinchen im Staube aufheben und alle Vortheile der Lebensprosa genießen.

Das Gewissen. Wäre es denn nicht möglich, diese Prosa mit der erhabenen, edlen Liebe zu mir zu vereinen?

Der Mensch. Ja wohl .... (leise) aber das ist sehr schwierig. (laut) Warum willst Du, z. B. bei Deiner zarten Natur, mit mir in die Gerichtsbehörden fahren? — Die langweiligen Processe zerrütten Deine zarten Nerven, und Deine Gegenwart kann vielleicht die Geschäftsleute in Bewirrung bringen. — Nicht wahr?

Das Gewissen. Nicht immer. Ich habe gute Freunde in den Behörden, denen es viel Vergnügen macht, mir zu begegnen; zudem habe ich meinen Bruder, das Gesetz, lange nicht gesehen. Sey so gut, nimm mich mit.

Der Mensch. (leise) Da habe ich mich verplappert! (laut) Dein Bruder, das Gesetz, ist weit fügsamer als Du, und macht zuweilen sogar Ausnahmen von seinen strengen Regeln. Aber Du, mein Liebchen, bist unerbittlich, und willst nicht begreifen, daß Du mir zur Last seyn wirst. Höre, aus der Behörde muß ich zum Konkurs eines unvermögenden Schuldners. Dort bist Du im vollen Sinne des Wortes sehr

ungelegen. Der arme Schuldner hat so liebe Kinder, eine so gute Frau; er ist selbst sehr gastfreundlich und ich muß ihm helfen. Böse Menschen sagen, er habe vorsätzlich ein Vermögen auf den Namen seiner Frau gekauft, um es vor den Ansprüchen der Gläubiger zu retten: darin liegt nichts Schlechtes, das ist nur Vorsicht. Man sagt auch, er habe den größten Theil der Wechsel vorsätzlich auf den Namen seiner Freunde und Verwandten ausgestellt, um die Kapitalien ganz zu erhalten: eine lobenswerthe Vorsicht und sogar eine Oekonomie. Alle meine Collegen sind willig, den Schuldner für unschuldig zu erkennen, und seine Sache im besten Lichte vorzustellen; Du aber, bei Deinem hitzigen Charakter, bist bereit in der Versammlung: Betrug, Betrug! zu schreien. Du wärest im Stande alles in Aufruhr zu bringen, die Gerechtigkeit zu wecken, und unser ganzes Gebäude, wie ein Kartenhaus, umzustoßen.

Das Gewissen. Ich erkenne Dich nicht mehr, und verstehe Dich auch zum Theil nicht: das ist die Sprache Algierischer Seeräuber.

Der Mensch. Du verstehst mich daher

nicht, weil Dir die große Welt fremd ist. Ich spreche nicht Algierisch, sondern Europäisch.

Das Gewissen. Nach Belieben, aber ich lasse Dich nicht allein in den Konkurs gehen — oder ich trenne mich auf ewig von Dir.

Der Mensch. (ärgerlich, leise sprechend) Unerträgliche Verbindung! — O Jugend, Jugend! Dir verdanke ich diese lästige Freundschaft; aber jetzt ist es zu spät an Trennung zu denken. (laut) Gut, ich fahre nicht dahin; aber ich bin bei einem Dichter zu Mittage, dort wird man dessen Werke loben müssen, und Deine Offenheit kann mir Unannehmlichkeiten zuziehen.

Das Gewissen. In solchen Fällen lasse ich mich leichter überreden. Beim Vorlesen der Verse werde ich schlummern, und Du kannst den guten Mann erfreuen.

Der Mensch. Aber dort werden Journalisten seyn: was werden die von Dir sagen? —

Das Gewissen. Bei ihren Urtheilen über die Erzeugnisse der Literatur folgen sie

selbst nicht immer den Rathschlägen meiner Schwestern und Freundinnen. Bei Tische bekümmern sie sich nicht um mich.

Der Mensch. Man sieht also aus Deinen Worten, daß Deine Gegenwart bei einem Dichter-Schmause ganz unnütz ist. Von dort fahre ich mit dem Hausherrn zu einem unserer gemeinschaftlichen Bekannten. Das ist einer jener Zufallsmenschen: ich werde seine Handlungen und Reden loben, mich über seine verzogenen Kinder freuen, über den katzenartigen Gesang seiner ältesten Tochter entzückt seyn, bei dem leeren Geschwätz seiner Frau lachen und mir sogar die Thränen abtrocknen müssen. Kurz, es wird Dir unangenehm seyn, bei mir zu bleiben.

Das Gewissen. Ich sehe, Du willst Dich durchaus von mir losmachen. Meinetwegen! — Du hast sie vergessen, die Gelübde Deiner Jugend, die Schwüre, welche Du Deinem verstorbenen Vater thatest, mich nie zu verlassen, mich zu lieben, meinen Rathschlägen zu folgen....

Der Mensch. (einfallend) Höre auf! — Schon wieder Vorwürfe und Lehren. Jetzt ist das nichts Neues, sogar in Journalen ist, unter dem äußern Anstrich spaßhafter satyrischer Aufsätze, eine gewaltige Moral verborgen. In der Welt wird man doch wenigstens nicht gewaltsam gezwungen zu lesen und zu hören.

Das Gewissen. Ich zwinge nicht, ich bitte nur meinen wohlgemeinten Rathschlägen zu folgen; dies geschieht zu Deinem eigenen Besten: thue übrigens, wie Du willst.

Der Mensch. (nachgiebiger) Ich verspreche, Dich zu lieben, und ohne Dich weder in die Behörde, noch an andere Orte zu fahren, wo es die Entscheidung menschlicher Schicksale betrifft. Erlaube mir aber allein in die große Welt zu gehen.

Das Gewissen. (traurig) Gut, geh.

Der Mensch. Sey nicht böse, mein Liebchen, wir wollen uns versöhnen; sey nachgiebiger. Jetzt sind die Menschen überhaupt nicht so streng. — Andere Zeiten, andere Sitten. Geh spazieren, es ist ein herrlicher Tag.

Das Gewissen. Wohin soll ich gehen?

Der Mensch. Geh in die Buden; besieh, behandele etwas.

Das Gewissen. Ich mag nicht Handel treiben; ich habe zudem dort wenig Bekannte, und werde Langeweile fühlen.

Der Mensch. Geh auf den Spaziergang.

Das Gewissen. Ich mag mich nicht gern umhertreiben ohne allen Zweck, unter einer Menschenmenge, denn absichtlos kann ich Unannehmlichkeiten verursachen. Kann z. B. mein Anblick einer Frau angenehm seyn, deren Augen nicht ihren Mann, sondern den Hausfreund suchen? — Was wird der Ehemann sagen, wenn er mich in dem Augenblick sieht, wo er seine reizende Bekanntinn, die seiner Frau unbekannt ist, durch einen bedeutenden Blick grüßt? Werde ich nicht den jungen Erben erschrecken, der mit Spielern und Wucherern spazieren geht? Werden nicht der Dichter und Prosaiker vor mir fliehen, von denen der erstere gegen meine Zustimmung ein Lobgedicht sang und der letztere mit rosenrother Farbe auf schwarzen Blättern schrieb, damit nur seine Handschrift mit Goldsand be-

streut werde? — Mit welchen Augen wird der Journalist mir begegnen, der in seinem Programm verspricht, dem Publikum Neuigkeiten mitzutheilen, und es dagegen mit Bruchstücken oder abgerissenen Blättern aus alten Büchern und Journalen bewirthet; oder ein habsüchtiger Compilator, der sich mit gedruckten Brocken aus fremdem Eigenthum ernährt? — Werde ich nicht die ganze Schaar der Kritiker verjagen, welche wegen einer Epistel oder wegen einer Hinweisung auf sie in den Anmerkungen eines Buches, bereit sind Jeden in Stücke zu reißen, der nicht unbedingt ihrem Idol huldigt? Kurz, ich gehe nicht auf den Spaziergang, denn ich mag nicht die Menschen zu jeder Zeit nutzlos ärgern.

Der Mensch. Geh ins Theater: dort giebt man heute ein neues Stück.

Das Gewissen. Da werde ich Viele hindern, nach getroffener Abmachung zu klatschen.

Der Mensch. Nun, so lies die Zeitungen.

Das Gewissen. Die sind mit mir in beständigem Streite.

Der Mensch. Lies nützliche Bücher.

Das Gewissen. Ich weiß, was mir zu wissen ziemt.

Der Mensch. Was willst Du denn thun?

Das Gewissen. So lange Du ohne mich in der Welt umherschwärmst, werde ich mich schlafen legen. — Lebe wohl!

20.

Neue Bedeutung alter Worte
oder
Gespräch bei einem Manne aus dem vorigen Jahrhundert.

Alle Genüsse unserer Jugend werden durch den Reiz der Bezauberung verschönert, der Lebenspfad ist mit Blumen bestreut, und der feurigen Phantasie zeigen sich alle Gegenstände im Rosenlichte. Aber auch das Alter hat seine Vorzüge, und findet Vergnügungen auf dem dornigen Pfade, der zum Grabe führt. — Was fesselt denn den Greis an das Leben? — Die Erfahrung! — Dieser Zauberspiegel zeigt ihm alle Dinge in ihrer wahren Gestalt, und die Erfahrung ist es, welche den Menschen an das Leben fesselt, dessen wahren Werth er endlich erkannt hat. Schon lange vergleicht man das Leben mit einem Buche: der Jüngling blättert in demselben aus Neugierde; der Greis, wel-

cher den Werth und die Seltenheit des Werkes wohl erkennt, pflegt dasselbe wie einen Schatz, und mag lieber über das Gelesene nachdenken, als rasch vorwärts eilen. Aber alles dieses bezieht sich nur auf kluge Leute; denn diejenigen, deren gesunder Verstand durch weltliche Kleinlichkeiten, oder durch die Bürde des physischen Daseyns erdrückt ist, leben nicht, sondern vegetiren! —

Dies waren meine Gedanken, als ich in das Haus meines Freundes Faddejewitsch trat. — Aber zuvor muß ich sagen, wer dieser Archip Faddejewitsch ist. Bei der Thronbesteigung der Kaiserinn Katharina II. im J. 1762, war er Unteroffizier, und damals 18 Jahre alt, folglich jetzt im Alter von achtzig Jahren. Trotz der Wunde, welche er in der Schlacht am Kagul erhielt, ist er munter und gesund, und fühlt nur eine Schwäche in den Füßen. Ich wage es nicht sein Leben zu schildern, und sage nur, daß er lange im Felde, im Civil und am Hofe diente, Rußland sowohl, als auswärtige Länder bereiste; viel gelesen, mehr noch nachgedacht und beobachtet; zuletzt, der

Welt müde, in seinem siebzigsten Jahre von allen Geschäften sich zurückgezogen, auf der Petersburger Seite ein Häuschen mit einem kleinen Garten gekauft, und sich eine auserlesene Bibliothek angelegt hat; er verschreibt sich einige Russische und ausländische Zeitschriften, verlebt den Ueberrest seiner Tage in Ruhe, und theilt seine Einkünfte mit den Armen. Archip Faddejewitsch ist nicht verheirathet gewesen, und braucht daher auch keinen Reichthum für seine Erben aufzuhäufen. So lange er einen bedeutenden Posten bekleidete, hatte er, wegen vieler Besuche, nur wenig freie Zeit; jetzt aber stören die früheren Freunde den guten Greis in seiner Ruhe nicht, und nennen ihn Brausekopf und Grobian. Er hat freilich die häßliche Gewohnheit, die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, jedes Ding bei seinem wahren Namen zu nennen, und leidet in seiner Gegenwart weder Schmeichelei noch Verstellung, kann also folglich den Weltleuten nicht gefallen. Ihn besuchen nur: ein alter Freund, fast von gleichem Alter mit ihm, ein fünfundzwanzigjähriger Enkel, d. h. der Sohn seines leiblichen Neffen, und ich, den er

vor vielen Jahren auf den Armen getragen, und bei den Ohren gezupft hat. Obgleich ich für meine Journalartikel manchen Wischer von ihm erhalte, so habe ich es mir doch zur bestimmten Pflicht gemacht, aus Liebe zur Wahrheit und aus Achtung für den würdigen Greis, denselben zweimal monatlich zu besuchen.

Als ich ins Zimmer trat, saß Archip Faddejewitsch am Fenster in einem großen Lehnstuhle, in einem nankingnen Schlafrock, und auf dem Kopfe eine bunte Mütze. Eine Brille von alter Form, ohne Seitenstücke, preßte die Spitze seiner Römischen Nase, und half ihm beim Lesen der Hamburger Zeitung, aus welcher er einige Stellen seinem alten Freunde übersetzte, der ihm gegenüber mit vorgestrecktem Kopfe saß und mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. (Es war von der Befreiung der Griechen die Rede.) Der junge Mann, sein Enkel, schien sich nicht viel um die Vorlesung zu bekümmern, er lag auf dem Divan und spielte mit einem Wachtelhunde. — „Guten Tag, Geehrtester!" rief ich, näherte mich Archip Faddejewitsch und ergriff höflich seine Hand. — „Geehrte-

ster!" wiederholte ärgerlich Archip Faddejewitsch, „warum denn der Superlativ, weshalb nicht ganz kurz: Geehrter?"

Ich. Weil ich Sie mehr achte, als Alle Andere.

Der Enkel. Und weil dieses Wort unter ordentlichen Leuten und vertrauten Bekannten gebräuchlich ist.

Archip Faddejewitsch. Euer Wortgebrauch taugt gar nichts, und hat keine eigentliche Bedeutung. Bei Euch heißt derjenige ein ordentlicher Mensch, der versteht sich ordentlich zu kleiden, zu grüssen, Boston oder Whist zu spielen, und der sich ordentlich beträgt, nämlich — auf den Straßen.

Der Enkel. Was ist denn noch weiter nöthig?

A. F. In unserer Zeit belegte man mit dem Beinamen ordentlich einen fleißigen und rechtlichen Beamten, einen musterhaften Hauswirth, einen guten Vater, einen gehorsamen Sohn, kurz einen Menschen, dessen Betragen und Lebensweise Andern zum Muster diente.

Ich. Das war in Ihrer Zeit, aber in

der unsrigen urtheilen die Menschen nach dem äußern Betragen auf der Scene der Welt. Wir sind bescheidener.

A. F. Das heißt: verdorbener; Ihr blickt nicht auf fremde Handlungen, aus Furcht, daß man nicht auf die Eurigen schaue.

Der alte Freund. O wie wahr! —

Ich. Zu Ihrer Zeit hatten die Menschen mehr natürliche Einfachheit, aber in unserer Zeit giebt es weit mehr wohlerzogene Leute.

A. F. Das heißt, Leute, die das Französische besser verstehen, als ihre Muttersprache, die gar nichts lesen und schlechte Französische Verse schreiben; die über die Pflichten des Menschen und Bürgers spotten, aber die lächerlichen Forderungen des weltlichen Anstandes heilig beobachten; die ihren ganzen Ruhm darin setzen, eine Italienische Arie kunstvoll abzusingen, und in Französischen und Masurischen Tänzen die Beine recht geschickt zu bewegen. Eure Wohlerzogenen, statt eine Verwandte oder einen Greis auf den Spaziergang zu begleiten, rennen wie Wahnsinnige mit großen

Hunden auf den Spaziergängen umher, und schrecken Kinder und Frauenzimmer. (Bei diesen Worten warf A. F. einen bedeutenden Blick auf seinen Enkel, der seinen Hund streichelte, und sich stellte, als habe er diese Episode nicht gehört.)

Der alte Freund. O wie wahr! —

Ich. Bei allem dem, kann der von Ihnen geschilderte wohlerzogene Mann vielleicht ein sehr guter Junge seyn.

A. F. Ein guter Junge! — Jetzt heißt das, ein Thunichtgut, der Andern seines Gelichters nichts abschlägt: bei der ersten Einladung Tage und Nächte mit ihnen verlebt, dem Ersten, welcher ihm begegnet, sein Geld giebt, bei Duellen den Sekundanten spielt, bei Liebesabentheuern den Vertrauten, und der so recht aus Herzensgrunde zu allen diesen lobenswerthen Thaten bei seinen Verwandten das Geld herauslockt. (A. F. blickte wieder auf seinen Enkel, der abermals seinen Hund zu streicheln anfing.) In unserer Zeit nannte man denjenigen einen wohlerzogenen Mann, der auf irgend einer Universität oder sonstigen hohen

Schule seine Studien vollendet hatte, und ein guter Junge hieß ein gehorsamer Jüngling mit gutem Herzen und reiner Sittlichkeit.

Der alte Freund. O wie wahr! —

Ich. Als ob es heut zu Tage keine guten Menschen gebe!

A. F. Es giebt gute Menschen, aber Ihr nennt sie nur nicht bei ihrem rechten Namen: heut zu Tage gilt derjenige für einen guten Mann, welcher nie streitet, in die Meinung jedes Schreiers einstimmt, in Versen und Prosa beständig von Tugend spricht, aber die armen Leute, welche ihn um Hülfe oder Schutz bitten, fortschickt zu Freunden und Bekannten, um dort sein gutes Herz zu preisen, welches sie mit — zarter Theilnahme abgespeist hat. — In unserer Zeit sprach der gute Mensch nicht von der Tugend, sondern theilte sein Letztes mit Hülfebedürftigen, nahm sich der Unterdrückten an, und war bereit, sich für die Wahrheit nicht nur zu streiten, sondern sogar sich herumzuschlagen.

Der alte Freund. O wie wahr! —

Ich. Erlauben Sie mir, Sie durch die

Bemerkung zu erheitern, daß es auch jetzt noch solche Leute giebt.

A. F. Davon bin ich überzeugt, aber man nennt sie nicht gut, sondern Schreier, unruhige und wohl gar gefährliche Köpfe.

Der alte Freund. O wie wahr! —

Der Enkel. Der kluge und gewandte Mann weiß den guten Namen mit dem allgemeinen Besten zu vereinigen.

A. F. Ha, ha, ha! Der kluge und gewandte Mann! — Wer heißt denn heut zu Tage klug und gewandt? Derjenige, welcher in unserer Zeit schlechtweg ein Spitzbube hieß. Wenn ein Habenichts sich ein ungeheures Vermögen erwirbt, das Wohlwollen vornehmer Männer erlangt, und dem Kriminal-Gericht zu entschlüpfen weiß, so heißt er, trotz der von ihm angewandten Mittel, bei der großen Menge ein kluger und gewandter Mann. Ist das nicht wahr?

Der alte Freund. O wie wahr! —

Der Enkel. Keine Regel ohne Ausnahme; ich kenne Einige, die sich aus nichts ein un-

geheures Vermögen erwarben, und übrigens doch edle und dienstfertige Leute sind.

A. F. In Eurer Sprache heißt derjenige edel, welcher großmüthig Geld ausleiht, in der Hoffnung von Vortheilen anderer Art, und der noch großmüthiger Geld verweigert, wo er weiß, daß nichts zu nehmen ist. Er dient deshalb, damit man ihm diene. Wir hingegen vereinten die Benennungen edel und dienstfertig mit dem Begriff eines guten Mannes, von dem ich vorhin sprach.

Ich. Mich dünkt, dienstfertig seyn kann man gegen Viele, aber dienen und alles aufopfern muß man nur für Freunde.

A. F. Von Freunden will ich nicht einmal sprechen. Was vereint die jetzigen Freunde? — Gegenseitiger Vortheil, Genuß weltlicher Vergnügungen. Die heutigen Freunde schonen einander, wie der Gärtner seine Fruchtbäume. Verliert der Baum die Kraft Früchte zu tragen, oder wird er vom Winde abgebrochen, — dann kommen die Spähne in den Ofen, und die Freunde vor die Thür. — In unserer Zeit erkannte man den Freund

nur im Unglück. (Da blickte A. F. gerührt auf seinen alten Freund.) Nicht wahr?

Der alte Freund. Von geschehenen Dingen soll man nicht reden.

A. F. In meiner Jugend hing ich mich sehr schnell an Menschen, die mir auf den ersten Blick gut und rechtlich schienen, aber, ach, sehr oft täuschte ich mich, mußte mit Bedauern die Verbindungen abbrechen, und im Herzen blieben unangenehme Eindrücke zurück.

Ich. Wer in unserer Zeit seine Verbindungen zu oft ändert, gilt für einen Windbeutel.

A. F. O, dann ist es besser für einen Windbeutel, als für einen guten Jungen zu gelten.

Der Enkel. Wer die Verbindungen mit seines Gleichen flieht, und mit Andern seines Standes und Alters nicht seine Einkünfte verzehrt, und ihre Dummheiten geduldig anhört, der wird, er mag nun seyn wer er will, immer ein Egoist genannt werden.

A. F. Ich würde ihn einen Dummkopf nennen.

Ich. Und Sie würde man neidisch und böse nennen.

A. F. So nennet Ihr die offenherzigen, geraden und wohlthätigen Menschen. Zu unserer Zeit galt derjenige für egoistisch und böse, der die Schwächen Anderer zu seinem Vortheil benutzte, Lüge und Verleumdung zu seiner eigenen Erhebung anwandte, und gegen die Leiden seiner Nebenmenschen hartherzig war.

Der alte Freund. O wie wahr!

Ich. Das geschah zu Ihrer Zeit, jetzt aber mag man von solchen Leuten gar nicht sprechen.

A. F. Die Pflicht eines rechtlichen Mannes ist — die Wahrheit zu sprechen, und wenn man darauf nicht hören will — zu schweigen; aber in keinem Falle zu heucheln und Verstellung zu üben.

Ich. Wie sollen die Menschen die Wahrheit lieben, da sie in die Augen beißt? — Folglich ist es sehr natürlich, daß der Mensch, welcher in die Augen beißt, für hitzig, unleidlich und böse gilt; dahingegen der, wer

die Gesichtswerkzeuge durch angenehme Gegenstände erfreut, gut und liebenswürdig genannt wird.

A. F. Meinetwegen — wir wollen jetzt in den Garten gehen, um dort das schöne Wetter zu genießen, welches bei uns auch zu den Seltenheiten gehört.

21.

Vorurtheile,
oder
wie sonst, so jetzt.

De tous les animaux, qui s'élèvent dans l'air,
Qui marchent sur la terre, ou nagent dans
la mer,
De Paris au Perou, du Japon jusqu'à Rome,
Le plus sot animal, à mon avis, c'est l'homme.

Boileau, Satire VIII.

Ich trat in das Zimmer eines meiner Freunde, und fand ihn in heftiger Gemüthsbewegung. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, rieb die Hände, blieb plötzlich stehen, machte sonderbare Geberden, und war, wie man sagt, außer sich. — „Was ist Dir widerfahren?" — fragte ich besorgt. — Er schwieg.

„Sage mir um Gotteswillen, was ist denn geschehen?" — „Morgen lasse ich alles liegen und laufe davon!" sprach er. — „Wohin?" — „Gleichviel, meinetwegen in die Kirgisensteppe." „Vor wem läufst Du denn?" — „Vor den Menschen!" — „Du ärgerst Dich über die Menschen," sprach ich; „o lieber Freund, das ist etwas Altes. Bedenke, daß Du selbst zu den sprechenden Wesen gehörst — und kämest Du auch auf den Einfall, Dich in eine Höhle zu verbergen, so bliebest Du doch auch dann mit Dir selbst allein — und fürs erste ist auch das genug. Sich über Menschen ärgern wegen ihrer Fehler ist eben so viel, als wenn man wünschen würde, daß das Eis nicht kalt, und das Feuer nicht heiß wäre. Die Naturgesetze lassen sich nicht — nach unsern Launen ändern. Leide, dulde, genieße." „Genug, genug!" rief mein Freund: „Deine Philosophie ist hier gar nicht an der rechten Stelle: ich will gar nicht von den Menschen das Unmögliche fordern — aber ich will durchaus, daß sie Menschen seyn sollen, und nicht Papageyen, daß sie das edle Wort: Aufklärung nicht mißbrauchen, und,

umgeben von allen Erzeugnissen des menschlichen Geistes, dieses Abdruckes, möchte ich sagen, der Unsterblichkeit unserer Seele, — in prachtvollen Städten nicht so abergläubig seyn sollen, wie ein Grönländer oder Eskimo in seiner Schneehütte. Kurz, ich will kein Gemälde, keine Decorationen der Aufklärung, sondern deren wohlthätige Früchte; keinen Glanz, sondern Wärme und wohlthätiges Licht, welches die Menschen leite auf der Bahn des Lebens und das Dunkel der Unwissenheit verscheuche." — „Du wünschest viel, lieber Freund," sagte ich: „im aufgeklärtesten Staate findest Du dunkle Stellen, eben so, wie auf dem besten Gemälde." — „Ich muß mich näher gegen Dich erklären," antwortete mein Freund: „ich wiederhohle Dir, daß ich nicht das Unmögliche fordere; ich will aber, daß die höhern Stände, welche sich gebildet nennen, und so genannt werden, von denen jedes Mitglied bereit ist sich herumzuschießen, wenn man es nicht aufgeklärt und gebildet nennt, ich will, daß die höhern Stände in ihrem Schooße, Vorurtheile und Aberglauben, diese Ueberreste der Barbarei,

woran jetzt nicht einmal eine ordentliche Kinderwärterinn glauben soll, ausrotten müssen." — „Zugegeben," sprach ich: „finden sich denn aber unter aufgeklärten Leuten Vorurtheile, diese Ausgeburt der Unwissenheit?" — „Setze Dich und höre," versetzte mein Freund: „ich will Dir meine heutigen Abentheuer erzählen, und Du wirst denken, wir lebten zu den Zeiten der Kreuzzüge!"

„Im Auftrag meiner Tante sollte ich von Herrn Bogatonow zwanzigtausend Rubel empfangen, um die Schulden in verschiedenen Modemagazinen zu bezahlen, welche jährlich drei Theile der Einnahme verschlingen, um die vergangenen und gegenwärtigen Reize ihrer drei Töchter zu verschönern. Während ich auf dem Lande lebte, war ich als Nachbar in Bogatonow's Hause; in der Hauptstadt aber, wo jeder Kreis von Bekannten, wie auf einer besondern Insel, getrennt für sich lebt, hatte ich diese alte Bekanntschaft aus dem Gesichte verloren. Um 9 Uhr Morgens ging ich zu Bogatonow — das ganze Aeußere zeigte, daß sein Haus nach Europäischem Geschmacke eingerichtet

sey. Der Schweizer empfing mich, fragte nach meinem Namen, und da er ihn nicht in dem Verzeichniß derjenigen fand, für welche der gnädige Herr niemals zu Hause ist, so zog er die Glocke; ich trat ins Haus, und begegnete auf der Treppe einem Bedienten, der mir die Thür ins Gastzimmer öffnete. Der Kammerdiener erschien und fragte höflich: „ob ich nicht etwas zu bitten hätte?“ — „Glücklicherweise, nein,“ antwortete ich; „ich bin ein alter Bekannter, in Geschäften.“ — „Dann werde ich Sie sogleich melden,“ — sagte der Kammerdiener, schob einen Stuhl zum Kamin und entfernte sich. Nach zehn Minuten hörte ich ein Scharren, und da ich weiß, daß dieses der vornehme Morgenschritt eines angesehenen Mannes im Schlafrock ist, so eilte ich ihm entgegen. Die Thür ging auf — es war Bogatonow. „Willkommen, mein Verehrtester!“ rief er. — Ich streckte die Hand aus, um ihn zu bewillkommen, aber Bogatonow trat drei Schritte zurück, und sprach: „treten Sie herein. Sie wissen, daß es nicht gut ist, sich auf der Schwelle zu begrüßen.“ — „Das weiß

ich gar nicht," antwortete ich, „und begrüße überall diejenigen, welche sich von mir nicht abwenden." — „Sie haben uns ganz vergessen," sagte Bogatonow, — „und besuchen uns gar nicht." — „Geschäfte, Krankheit," entgegnete ich. — „Gewöhnliche Ausreden," versetzte Bogatonow, — „aber kommen Sie, ich will Sie meiner Frau und meiner ganzen Familie vorstellen, welche sehr froh seyn wird, Sie zu sehen. Erinnern Sie sich noch, wie vergnügt wir auf dem Lande waren?" — „O, sehr vergnügt," murmelte ich zwischen den Zähnen — denn ich log aus Höflichkeit. — „Meine Frau sitzt mit ihren Kindern und ihren Schwestern am Theetisch. Kommen Sie zu ihr; nur muß ich Ihnen vorher sagen, daß sie heute nicht aufgeräumt ist, weil sie mit dem linken Fuße zuerst auftrat, als sie aus dem Bette stieg." — „Wie, hat etwa Ihre Frau Gemahlinn Schmerzen im linken Fuße; wahrscheinlich hat sie sich gestoßen oder ist fehlgetreten?" fragte ich. — „O nein," antwortete Bogatonow, „ihre Füße sind gesund; aber Sie wissen, daß dies ein Unglück bedeutet."

— „Das weiß ich nun wieder nicht," sprach ich, — „denn wenn das Auftreten mit dem linken Fuße ein Unglück bedeutet, so hätte die Natur, um das zu vermeiden, uns nur mit einem Fuße beschenkt, dann gäbe es keinen rechten und keinen linken." — „Ei nun, wer kann das wissen," entgegnete er, „vielleicht ist daher so viel Unglück in der Welt, weil die Menschen mit zwei Füßen geboren sind?" — „Das Unglück entsteht durch Kopf und Herz," antwortete ich, „aber nicht durch den linken Fuß." — „Genug, genug," sagte Bogatonow, — „ich hatte ja vergessen, daß Sie Philosoph und Schriftsteller sind. Kommen Sie!" — Die ganze Familie empfing mich sehr artig, insbesondere die Schwestern der Frau von Bogatonow, mit denen wir auf dem Lande Französische Comödien aufgeführt hatten, in welcher ich immer die Liebhaberrollen spielte. Du weißt, daß für romanhafte Frauenzimmer schon die theatralische Rolle eines Liebhabers einen eigenen Reiz hat, und eine angenehme Erinnerung zurück läßt. — „Nun, siehst Du, Mariechen," — sagte Frau von Bogatonow zu ihrer zwei-

ten Schwester, „nicht ohne Ursache hat sich Deine Katze gewaschen, da haben wir den Gast.“ — „Und mein Licht ist ausgelöscht,“ versetzte die jüngste Schwester. „Ich merkte gleich, daß ein unverhoffter Gast kommen werde.“ — „Haben Sie aber auch bemerkt,“ — sagte die zweite Schwester, — „als Johann die Tracht Holz brachte, — so fiel plötzlich ein Scheit Holz herunter, da sagte ich gleich: es kommt ein unerwarteter Gast!“ — Ich fand es nicht für rathsam, mit den Damen über Wahrzeichen zu streiten, sondern saß, die Augen zu Boden geschlagen. — „Haben Sie lange keine Briefe vom Lande erhalten?“ — fragte endlich Bogatonow, „was giebt es Neues in unserer Gegend?“ — „Gestern erhielt ich eine traurige Nachricht,“ antwortete ich; „unser Nachbar, der gute Rittmeister Bespetschin ist gestorben.“ — „Ach, wie schade!“ riefen die Damen, er war immer so aufgeräumt!“ — „Und ein herrlicher Jäger und Pferdekenner,“ sagte Bogatonow. Darum hat mir auch die Nasenspitze gejuckt,“ fuhr er fort, — „da

dachte ich gleich, daß ich von einem Todten hören würde." — „Wenn dieses Kennzeichen richtig wäre," antwortete ich, „so hätte während des, bei der jetzigen feuchten Witterung, herrschenden Schnupfens, eine Pest seyn müssen, um bei jeder Erschütterung der Nasennerven von einem Todten zu hören." — „Glauben Sie denn nun wirklich nicht an Wahrzeichen?" fragte mich die Frau vom Hause. — „Nein, gnädige Frau." — „Was schützt Sie denn vor Unglück und vor verschiedenen unangenehmen Zufälligkeiten?" — „Gott schützt, und die gesunde Vernunft warnt mich vor Unglück." — „Das sind Redensarten, mein Herr, leere Redensarten," — rief die Wirthinn; — „erfahren Sie nun, daß unter meinem Fenster die ganze Nacht ein Hund geheult hat; da hatte ich gleich das Vorgefühl, daß ein Todter in der Familie seyn würde, denn Sie wissen ja wohl, daß der verstorbene Rittmeister der Neffe von der Tante meiner leiblichen Cousine war." — „Ich beneide Ihre Kunde von der Zukunft, kann aber das nicht glauben, was gegen meine Grundsätze und

Begriffe ist.“ — „Wie Ihnen beliebt; ich weiß, was ich weiß,“ sagte lächelnd die Frau vom Hause; „aber ich werde Sie beobachten, um Sie wider Ihren Willen vor Unglück zu warnen.“ — „Sehr verbunden für Ihre Theilnahme!“ — Endlich mußte ich denn doch auf mein Geschäft kommen, und sagte Herrn Bogatonow die Ursache meines Besuchs. — „Ich bin Ihrer Tante sehr verbunden,“ antwortete er, „daß sie mir das Korn für meine Branntweinbrennerei billig verkauft hat — aber heute kann ich das Geld nicht bezahlen, weil ich am Mondtage gar kein Geschäft mache, und insbesondere kein Geld auszahle.“ „Erbarmen Sie sich,“ rief ich, „woher ist denn der Mondtag schlechter als der Dienstag? Eine Sonne leuchtet an allen Tagen; die Erde nährt uns an allen diesen Tagen auf gleiche Weise und bringt ihre Erzeugnisse hervor; die Himmelskörper folgen immer derselben Ordnung, und die Menschen treiben immer dieselben Thorheiten; — woher sollte denn der Mondtag einen Einfluß haben auf Privatangelegenheiten, die aus dem gewöhnlichen Zusammenfluß von Um-

ständen erfolgen, und also nach Möglichkeit ihren Anfang und ihr Ende haben müssen, die von unsern Kräften, Fähigkeiten und Verfügungen abhängen, nicht aber von den Namen und der Ordnung der Wochentage. Dann dürfte man ja auch am Mondtage nicht in den Gerichtsbehörden sitzen, keine Buden öffnen, weder schreiben noch lesen, noch Speisen zubereiten u. s. w." — „Ganz wie Ihnen beliebt; erklären Sie das, wie Ihnen gefällig ist," erwiederte kaltblütig Herr Bogatonow, „aber ich werde von meinem Grundsatze nicht abgehen, denn in solchen Fällen überlege ich gar nicht." — „Eben weil Sie nicht überlegen wollen, daher eben die Wahrzeichen," antwortete ich. — „Erinnerst Du Dich," sagte Herr Bogatonow zu seiner Frau, „wie mir gestern die linke Hand juckte — siehst Du, nun muß ich Geld ausgeben." — „Und mir hingegen, hat die rechte Hand gejuckt," sprach die Frau vom Hause. — „Weil Du morgen Geld erhältst, um den Shawl zu kaufen, welchen Du bei einem Bucharen behandelt hast." — Für die Erklärung dieses Wahrzeichens ward der zärtliche

Gatte durch einen Kuß belohnt, und ich beschloß mich zu beurlauben, indem ich den unnützen Besuch, und mehr noch, den Umstand bedauerte, daß die drei Kinder Bogatonows Zeugen unseres Gespräches waren, und unfehlbar von ähnlichen Vorurtheilen angesteckt werden. Bogatonow entschuldigte sich sehr artig, bat mich morgen wiederzukommen, und begleitete mich sogar bis in's Vorzimmer. Vor Eile und Aerger warf ich den Pelz verkehrt um, so daß die linke Seite nach außen kam, und Hr. Bogatonow bemerkte: „das ist schon wieder ein schlechtes Zeichen, und gleichsam eine Strafe für Ihren Unglauben an den Mondtag. Ein Kleid umgekehrt anziehn, bedeutet: trunken oder geschlagen zu werden.“ — „Trunken werde ich vielleicht vor Entzücken,“ antwortete ich, „und geschlagen war ich schon jetzt — aber nur moralischer Weise. Indessen leben Sie wohl bis morgen.“ — Ich eilte auf die Straße, schlug die Hausthür hinter mir zu, und blickte um mich her, um mich zu überzeugen, ob ich nicht in einem Walde wäre. — Zur Zerstreuung meines Aergers ging ich zu unserm

gemeinschaftlichen Freunde, Weßelin, dessen aufgeklärter Sinn und Liebenswürdigkeit mich für mein Mißgeschick entschädigen sollten. Ich erinnerte mich, heute sey der Geburtstag seiner ältesten Tochter, eines verständigen Mädchens von 11 Jahren, daher ging ich unterwegs ins Englische Magazin, und kaufte eine Nadeldose mit Nähnadeln. Ich fand Weßelin nicht zu Hause, stattete also der Tochter meinen Glückwunsch ab, und gab ihr das Geschenk. Madame Weßelin nahm dieses Zeichen meiner Aufmerksamkeit sehr günstig auf, und sagte zu ihrer Tochter: „nimm ein Zehnkopekenstück, meine Liebe, und gieb es Herrn Archip Faddejewitsch; Du weißt, daß man Eisen nicht schenken, sondern nur verkaufen darf.“ — Ich konnte meinen Unwillen nicht verbergen. — „Glauben Sie denn etwa auch an Wahrzeichen?“ fragte ich. „Kaum habe ich mich aus dem Gebiete der Bezauberung losgerissen, so bin ich schon wieder in einem Zauberschlosse. Bei Ihrer Bildung und Liebenswürdigkeit, wie kann man sich mit so unnützen Dingen abgeben?“ — „Nein, mein Herr,“ entgegnete Madame Weßelin: „ich ha-

be selbst früher darüber gelacht; aber die Erfahrung hat mich vom Gegentheil überzeugt. Meine Wahrzeichen treffen immer ein. Heute ist mein Spiegel zerschlagen worden, und ich bin außerordentlich bange, daß ein Unglück geschieht." — „Unglück — aus dem Verlust eines Spiegels," sagte ich, lachte unwillkührlich und rieb mir das rechte Auge, in welches unvermuthet etwas Staub gekommen war. Madame Weßelin zog hieraus sogleich wichtige Schlüsse. — „Sehen Sie, Sie lachen, weil Ihr rechtes Auge juckt, ich aber werde gewiß weinen, weil mir das linke Auge juckt." — „Ach, gnädige Frau, mir juckt die Zunge, um Ihnen zu sagen, daß es für eine Familienmutter, für eine wohlerzogene, gebildete Frau, wahrlich eine Schande ist, an Vorurtheile zu glauben, welche einem sogar beim Pöbel zuwider sind; Vorurtheile, welche auf Kinder übergehen, und ganze Geschlechter anstecken." — „O, Ihr Herren Gelehrten, glaubt an gar nichts," sagte lächelnd Madame Weßelin. — „Wir glauben daran, was wahrscheinlich, was für das Menschengeschlecht heilsam

ist, bewaffnen uns aber gegen sonderbare und schädliche Vorurtheile, welche den Menschen zum Sclaven aller ihn umgebenden Gegenstände machen. Darf ich Sie indessen um eine Nadel und einen Faden Zwirn bitten, um die Handschrift eines Aufsatzes für das Nordische Archiv zusammenzunähen." — „Lisette," rief Madame Weßelin, „gieb mir die Nadel!" — Die Tochter brachte sie, Madame Weßelin gab sie mir, und stach mich dabei so tüchtig in den Finger, daß ich unwillkührlich aufschrie. — „Erbarmen Sie sich, gnädige Frau," sagte ich: „nicht genug, daß man mich nach dem Abdruck meines Aufsatzes durch Kritiken und Epigramme stechen wird: warum wollen Sie mich noch vor dem Abdruck desselben stechen?" — „Diese Operation hat mit Ihrer Schriftstellerei gar nichts zu thun," erwiederte Madame Weßelin: „wenn man aber eine Nadel giebt, so muß man durchaus stechen, um sich nicht zu zanken." — „Eher will ich mich über Vorurtheile zanken, als wegen der mir erwiesenen Gefälligkeit. — Aber ich muß fort, leben Sie wohl!"

Als ich auf die Straße kam, fing ich an über die Unbegreiflichkeit der moralischen Natur des Menschen nachzudenken, der nicht selten erstaunliche Widersprüche in sich vereinigt: er zweifelt an augenscheinlichen, gleichsam mathematischen Wahrheiten, und glaubt den Hirngespinnsten seiner verkrüppelten Phantasie. Beim Umbiegen in eine andere Straße kam mir Herr Grifonin in den Wurf, der mir gar keine Zeit zur Besinnung ließ, und mir seinen Streit mit dem Eigenthümer des Hauses, wo er wohnt, zu erzählen anfing. „Denken Sie sich," sagte er, „zwischen uns beiden lief einmal eine schwarze Katze durch, und seit der Zeit sind wir aus den besten Freunden die bittersten Feinde geworden." — Er wollte fortfahren, aber diese Erklärung erbitterte mich so sehr, daß ich so schnell als möglich davon lief. Wieder Wahrzeichen, dachte ich, wieder Vorurtheile! — wo soll ich mich vor ihnen verbergen? Unterdessen schlug es drei Uhr, und ich besann mich, daß ich heute versprochen hatte, bei meinem Freunde Chlebosolow zu Mittage zu essen, wo sich an diesem Tage eine sehr angenehme Gesellschaft

versammelt. Im Vorzimmer sagte man mir, daß sich die Herrschaften so eben zum Tisch gesetzt hätten, und als vertrauter Hausfreund, erschien ich ohne weitere Umstände im Speisesaale. Der Herr des Hauses war sehr froh über meine Ankunft, befahl ein Gedeck zu geben, und bat mich Platz zu nehmen; aber die Wirthinn, welche mit einem Blick die Gäste übersah, erblaßte vor Schrecken und sagte mit zitternder Stimme zu ihrem Sohne: „Hänschen, steh auf, und setze Dich an einen andern Tisch!" — „Warum?" fragte Chlebossolow, „es ist Platz genug." — „Ich bitte Dich, streite nicht," entgegnete seine Frau. „Zähle, wir sind dreizehn Personen am Tische, mit Archip Fabbejewitsch." — „Was thut denn das?" sagte Chlebossolow. — „Sehr viel," antwortete seine Frau, „denn dann giebt es bestimmt einen Todten. Ich fürchte mich sehr vor diesem Wahrzeichen, und bitte Dich, meinen Wunsch zu erfüllen." — Vor Unwillen konnte ich kein Wort hervorbringen, beschäftigte mich mit der Suppe und sah starr in den Teller. — „Ich bitte mir etwas Salz aus," sag-

te ich zur Tochter des Herrn Chlebošolow. Die Mutter sah besorgt auf das Mädchen, und rief: „lache, meine Liebe, wenn Du Salz giebst, damit Du Dich nicht zankst;" — und das niedliche Mädchen mußte mir wider Willen ihre schönen Zähne zeigen. Vor Aerger zitterte mir die Hand, und ich warf das Salzfaß um. „Ach, mein Gott!" rief zitternd Madame Chlebošolow, „es wird ein Unglück geschehen, das Salz ist verschüttet!" Einige bejahrte Damen wiederholten das Ach, und trauriges Schweigen trat an die Stelle des heitern Gesprächs. Chlebošolow wollte etwas gegen Vorurtheile sagen, aber man hörte ihn nicht, sondern wiederholte, daß es sehr sonderbar sey, an Wahrzeichen nicht zu glauben, an welche unsere Vorfahren geglaubt hätten, und denen man auch jetzt in Gesellschaften von feinem Tone glaube. Wir begannen ein Gespräch über andere Gegenstände. Indessen bat mich mein Tischnachbar, ein Husarenoffizier, ihm ein Glas Sauterne einzuschenken. Ich nahm die Bouteille, aber kaum hatte ich einige Tropfen eingegossen, als die bejahrte

Tante des Herrn Chleboßolow mir mit hellklingender Stimme zurief: „gießen Sie nicht über die Hand, das ist ein schlechtes Zeichen, entweder Zank oder Unglück“ — Mein Unwillen verwandelte sich endlich in Gelächter. „Ein schlechtes Zeichen ist es, gnädige Frau, sagte ich, wenn bei Tische kein Wein ist, Zank giebt es, wenn davon viel ist, und ein Unglück, wenn er die einzige Beschäftigung eines Menschen ausmacht.“ Sogar die Wirthinn wurde etwas heiter. „Woran dachten Sie ungefähr zehn Minuten eher, als Sie hieher kamen?“ — „An Ihre Liebenswürdigkeit, gnädige Frau,“ sagte ich aus Artigkeit. — „Diesmal glaube ich Ihnen,“ versetzte sie, „denn als ich den ersten Bissen in den Mund steckte, dachte ich an Sie, und war böse, daß Sie nicht Wort gehalten, und nicht zu Mittag zu uns gekommen waren. Sie sehen, daß meine Wahrzeichen eintreffen.“ — „In diesem Falle bin ich aus Eigenliebe bereit, an Wahrzeichen zu glauben,“ antwortete ich. — Bekanntlich wird zu Ende einer Mahlzeit die Heiterkeit unter den

Gästen größer, und unser Gespräch ward lebhafter. Es schien, daß alle Wahrzeichen vorbei waren, allein die vorsichtige Tante bemerkte, daß einer von den Gästen, Herr Swirel'kin, zwischen zwei Schwestern saß, und sagte ihm: „Sie werden in diesem Jahre heirathen." — „Sehr angenehm, gnädige Frau, aber woher wissen Sie das?" — „Wenn sich jemand absichtlos zwischen zwei Brüder oder zwischen zwei Schwestern setzt, so wird er gewiß heirathen." Unser Swirel'kin wurde ganz fröhlich über dies Wahrzeichen, ward zärtlich, und überhäufte seine Nachbarinnen mit Höflichkeiten, — aber da standen wir gerade vom Tisch auf und gingen in ein anderes Zimmer, um Kaffee zu trinken. Beim Eintritt ärgerte sich die Hausfrau über den Bedienten, und löschte sogleich eins von den drei Lichtern aus, die auf dem Tische standen: „Wissen Sie, mein Herr Ungläubiger," sagte sie zu mir, „daß drei Lichter auf einem Tische, ein sehr schlechtes Zeichen sind; — denn das bedeutet eine Leiche." — Ich lachte, und die gute Madame Chleboßolow konnte auch nicht umhin zu lächeln,

wobei sie, wie sie sagte, meinen Eigensinn aufrichtig bedauerte. Da trat eine geputzte Amme ins Zimmer, mit einem Kinde schön wie Amor auf dem Arm; dies war das jüngste Unterpfand von Chlebosolow's glücklicher Ehe. Ich konnte mich nicht enthalten auszurufen: was für ein schönes und gesundes Kind, wie voll und roth! In dem Augenblick fing das Kind an zu husten und zu weinen; Mutter und Tante machten mir Vorwürfe und versicherten, ich hätte dem Kinde durch mein Lob etwas angethan. Beide wollten nun das einjährige Kind zwingen auszuspucken, um die Wirkung meines schlechten Blickes zu vernichten. — Das Kind fing noch stärker an zu weinen, die Mutter ärgerte sich, der Vater wurde ängstlich, die Tante sah mich scheel an, und murmelte etwas zwischen den Zähnen. Man befahl der Amme, den Säugling ins Kinderzimmer zu tragen, und dort mit Wasser zu waschen, worüber einige Worte gesprochen worden, und welches mit Kohlen vermischt war; alle Damen und sogar Chlebosolow liefen nach; alles gerieth in

Verwirrung, jedermann hielt mich für die Ursache des geschehenen Unglücks, da ergriff ich meinen Hut, eilte nach Hause, und bin, wie Du siehst, so ärgerlich und außer mir darüber, daß ich mit Menschen leben muß, welche unter der Larve der Bildung sich vor den wohlthätigen Strahlen der wahren Aufklärung in das Dunkel der Unwissenheit verhüllen und Irrlichtern nachjagen. Was helfen uns die vielen Bücher und Journäle, welche in den verschiedenen Gegenden Europa's herausgegeben worden, wenn die Menschen aus den feinen Cirkeln, die ersten Eindrücke von ihren Kinderwärterinnen schöpfen, dann die Beredsamkeit aus Französischen Romanen, Menschenkenntniß in Wirthshäusern, und Philosophie in den poetischen Hirngespinnsten der erhitzten Phantasie lernen! Mit solchen Menschen dünkt einem das ganze Leben ein ewiger Mondtag."

Lieber Freund! sprach ich, was Dich in Verzweiflung setzt, bringt mich zum Lachen. In der Kirgisensteppe findest Du auch Burchanen, Zauberer und Vorurtheile; aber dort könntest Du von ihnen gar keinen Gebrauch machen:

hier aber, will ich sie zuerst benutzen, und daraus einen Aufsatz für mein Journal bilden, der, wenn er auch meinen Lesern wenig Nutzen, noch Vergnügen gewährt, doch wenigstens einige Seiten füllt, — auch dies ist schon wichtig für einen Journalisten.

22.

Der Dorfbewohner.

(Brief des verabschiedeten Collegienregistrators Fa-
lalei Nedoutschkin aus der Provinz, an einen
Freund in der Hauptstadt.)

Schon längst wollte ich Dir schreiben, aber verzeih, ich hatte kein Papier im Hause. An einem regnigten Tage kam ich endlich auf den Einfall, einen Bogen Papier aus dem Haushaltungsbuche zu reißen, und habe ihn auf allen Seiten beschrieben, um Deine Fragen zu beantworten. Nimm's nicht übel, wenn nicht jeder Buchstabe und jedes Komma an seiner Stelle steht — das ist nicht meine Sache. Dafür unterzeichnet aber auch niemand im ganzen Kreise seinen Namen zierlicher als ich: neulich unterschrieb ich einen Wechsel, und machte solche Schnörkel, daß sogar der Wucherer erstaunte.

Doch zur Sache. Deine Rathschläge riechen nach Schulfüchserei und Advokatenkniffen. Du singst immer Dein altes Lied: warum dienst Du nicht? warum lernst Du nicht? — Höre auf, lieber Freund! was soll ich denn lernen, und warum? — Russisch verstehe ich so viel, daß ich lesen und schreiben kann, was ich brauche; Französisch rede ich, wie es sich gehört, und nicht schlechter als meine Nachbarn. Ich erinnere mich recht gut, daß Du mir meine Nachlässigkeit in der Aussprache vorwarfest und lachtest wenn ich é wie ie, und u wie u aussprach, aber das macht nichts aus. Sage: l'homme parle bien français oder lom parl bien Franße, das ist immer derselbe Sinn, und Du selbst hast mir ja gesagt, daß Eure Schriftkundigen in den Journalen so übersetzen, daß weiß schwarz wird. Zudem habe ich auch einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle Gelehrsamkeit und alles Schriftliche, und wenn ich es nicht bedaure, ohne alle Durchsicht dem Vormunde die Quittung über die Verwaltung meines Vermögens unterschrieben zu haben (eine Verwaltung die eben so gut war wie

Feuerschaden, Hungersnoth, Pest und feindlicher Ueberfall), so geschah dies einzig deshalb, weil er mich im vierzehnten Jahre aus der Schule nahm, und mir einen Hofmeister, einen recht guten Kerl gab, der mich nicht zwang aus Büchern zu lernen, mir aber dafür alle Hasard- und Commerz-Spiele lehrte. Der Barbar von Pensionshalter, der mir einmal die Ruthe gab, weil ich Bücher gegen Karten eintauschte, hat mir einen solchen Haß gegen Schulzwang beigebracht, daß ich noch jetzt die Augen zudrücke, oder mich wegwende, wenn ich bei einer Schule vorbeifahre. Außer dem Kalender ist es streng verboten, in meinem Hause irgend ein anderes Buch zu haben, denn es giebt sehr schädliche unter ihnen. Mein verstorbener Oheim, Trifon Trifonowitsch, sagte immer, daß alles Unglück in der Welt von den Büchern und von der Gelehrsamkeit herkomme, daß die Wissenschaften den Kopf verdrehen, dummes Zeug hervorbringen, und zum Nachdenken zwingen, daher auch wenig Nutzen von ihnen sey. Von allem diesem habe ich ein lebendiges Beispiel vor Augen. In meiner Nachbarschaft wohnt ein Original,

ein Sonderling, so ein Stück von einem Gelehrten. Wir lachen in einem fort, sobald man von seinen Streichen zu erzählen anfängt. Denke Dir, in unserer abgelegenen Gegend baut er Bauerhäuser mit großen Fenstern und hohen Stuben, als sollten die Bauern darin Boston oder Whist spielen. Dann hat er bei den Bauern Gärten angelegt, als ob sie nach Sauerkohl und Grütze ein Dessert brauchten, und sagte, daß von den Früchten das Blut sich verbessere, und die Menschen reinlicher und hübscher werden würden. Dann hat er ganze Heerden von Pferden und Rindvieh auf dem Jahrmarkt gekauft, und vertheilt sie auf Schuld, zu seinem Preise, unter die Bauern. Zum Spott und Scandal der ganzen Umgegend hat er auf dem Dorfe eine Schule nach Deutscher Manier angelegt, und dem Dinge einen solchen Namen gegeben, den man kaum im Traum aussprechen kann. Der Seltenheit halber habe ich den Namen abgeschrieben: Lancastersche Methode. Das ist ein Sonderling und damit Holla! Meine Tante, Pulcheria Antizowna, konnte sich nicht enthalten, ihm auf

dem Kirchweihfeste beim Adelsmarschall zu sagen, daß er das Volk verderbe, daß Reichthum und Gelehrsamkeit zu Trotz und Hochmuth führen; er aber lachte und sprach: daß wir ganz verkehrt urtheilten. Die Wölfe lernen nichts, sagte er, und fallen vor Hunger die Menschen an; die Algierer gelten weder für reich noch gebildet, sind aber noch schlechter als die Wölfe und achten nichts als den Mammon. Dann fügte er noch hinzu: hat der Mensch erst den Werth der Arbeit, und deren Tochter, die Wohlhabenheit, erkannt, dann lernt er auch den Werth des ruhigen, sorgenlosen Lebens kennen, und ohne Lesen und Schreiben könne man nicht, mit bloßen Worten die Grundsätze der Religion und der irdischen Pflichten in den Kopf treiben. Sieh, Brüderchen, über dieses Urtheil wurde meiner Tante ganz flau, mir aber war es lächerlich. Man kann nicht ohne Lachen und Erstaunen durch sein Gut fahren: überall riecht es nach ausländischen Kräutern, nach Esparmacet, Lucerna, und dergleichen Zeug; das säet er zum Futter für das Vieh. Man sehe einmal, was wir in Rußland noch erleben

müssen, sagen unsere Alten, achselzuckend: nun säet man sogar Gras! — Sein Haus sieht aus wie ein Buchladen oder wie eine Apotheke: Bücher, Steinchen, Kräuter, allerlei Mittelchen in Flaschen — und im ganzen Hause keine einzige Bouteille Champagner! — Kommt man zu ihm, so muß man sich mit Bier und Beerenwein begnügen. Er sagt, es sey thöricht, das mit saurer Mühe und Fleiß erworbene Geld für ein Getränk zu verwenden, wodurch der Mensch weder besser noch klüger werde, überall verbreitet er, jeder müsse seinen Einkünften gemäß leben, und was ein Edelmann, der 2000 Bauern hat, esse, trinke und auf seinem Leibe trage, dürfe ein anderer nicht gebrauchen, der nur 200 Bauern habe. Nun, sage mir doch einmal, ob das nicht ein närrischer Kauz ist? Als ob wir durch unser Adelsdiplom nicht alle gleich wären, und als ob meine Zunge die Süßigkeit des Weines nicht eben so gut schmeckt, wie Jeder Andere! Das sagt man ihm in die Augen, aber unser Original lacht, gießt sich Bier ein, und rühmt noch dies brausende Getränk aus Russischem Hopfen und Malz.

Denke Dir, er hält nicht einmal einen Jäger-hof, und erlaubt nur seinen Nachbarn zu jeder Zeit die Wölfe bei ihm zu tödten. Man versuche es nur, einen Hasen oder einen Auerhahn vor dem Herbst zu schießen, dann putert er sich auf, als wolle er einem die Augen auskratzen, und schreit, es wäre schändlich das Wild zu verfolgen, während es seine Nester baue und zur Brütezeit. Man sagt, er habe keinen Kopeken Schulden, und sein Vermögen sey nicht einmal im Lombard versetzt! Das ist Dir noch ein Russischer Edelmann, Bruderherz; da hast Du die Aufklärung. Willst Du nicht aus mir auch so eine Figur machen? Bedanke mich!

Was den Dienst betrifft, so läßt sich auf diesen Punkt schwer antworten. Es wäre freilich nicht übel: Excellenz zu heißen; und nach seinem Namen zu schreiben: und Ritter. Wo aber das hernehmen? Jetzt sind schwere Zeiten. Ehedem wurde man in der Wiege als Gardesergeant eingeschrieben, dann auf Urlaub entlassen, eins, zwei, drei, war man im funfzehnten Jahre vom Sergeanten Rittmeister in der Armee, wenn man auch in

seinem Leben weder Pferd noch Reiter gesehen hatte. Dann ging man in den Staatsdienst über, nun aus einer Kanzelei in die andere, dann auf Urlaub, dann auf Reisen, und ehe man sichs versah, war man Staatsrath. So ging es auch meinem Onkel Trifon Trifonowitsch, der in unserer Familie durch zwei Thaten berühmt ist: er kam auf einem Postkarren mit dem Kourier, der die Nachricht vom Frieden bei Kutschuk-Kainardgi nach Petersburg brachte, und dann siegelte er in der Kanzelei des Fürsten Potemkin die Depesche über die Einnahme von Ismail. Aber jetzt, Brüderchen, hat man seine liebe Noth! Im Staatsdienst fange man mit dem Schreiber an, und hat man keinen Wohlthäter, so copire und dejourire man, und kann man vom Examen nicht loskommen, so hat man höchstens den Titulairrath zu erwarten. Im Kriegsdienst muß man die Fronte kennen und auch Wissenschaften! In meinem Herzenskummer murrte ich einst darüber bei unserem gelehrten Sonderling — er aber lachte nach Herzenslust. „Recht, recht," schrie er wie ein Verrückter: —

„bei allen gebildeten Völkern findet ein Examen Statt, bevor man einen Posten in irgend einem Theile der Administration antritt. Das ist das größte Denkmal der Liebe der Russischen Monarchen für Rußland, und der unstreitige Beweis, daß sie die Aufklärung wahrhaft wünschen, wozu der Adel und die Beamten das Beispiel geben müssen. Was den Kriegsdienst betrifft, so hat Peter der Große durch sich selbst das Beispiel gegeben, daß, wer General werden will, zuerst ein guter Corporal seyn müsse. Auch Ssuworow sagte: das Werk muß den Meister loben, und um Meister zu werden, muß man damit anfangen, Lehrling zu seyn." Nachdem er mir diese Antwort eingebrockt, fing er an, herumzuhüpfen, in die Hände zu klopfen und zu schreien: bravo, bravissimo, herrlich! und dann sang er mir Dein Lied: „lernen Sie, dienen Sie, lernen Sie, dienen Sie!" — Mit Mühe machte ich mich von ihm los. Der Secretair des Kreisgerichts, Titulair-Rath Pafnuti Kuprejanitsch Prishünkin, der bei unserem Gespräche zugegen war, sagte mir

im Vorhause sehr vernünftig: „das ist mir ein Russischer Edelmann! Er hat gut sprechen, da er im Alter von 25 Jahren sich bis zum Obristen herauf gedient hat. Ich aber bin ein Philosoph und mit meinem Titelchen zufrieden: ich bin doch immer: Euer Wohlgeboren, und aus der Zahl der Unmündigen heraus." Während ich in Moskwa war, übersetzte ein neuangekommener Franzose meinen Titel ins Französische, und glaubte, ich wäre eine sehr wichtige Person, ein Kollegien-Registrator, der die Register im Kollegium verfaßt. Sieh, Brüderchen, da ist ja der Ehrgeiz befriedigt! Ueberdies trage ich die Adelsmedaille so, daß man sie hinter der Klappe des Rockes nicht sieht, nur das Wladimir-Band schimmert hervor. Einige schreiben mir auch auf den Brief-Couverts: und Ritter! Was will ich mehr? Mit den Zähnen läßt sich doch der Mond nicht vom Himmel herunterziehn, und wenn keine Titel gegeben werden, so muß man sich mit einem Titelchen begnügen. Ich bin ein Philosoph!

Du fragst, wie ich mich befinde? Ziem-

lich gut; glaube aber ja nicht, daß ich mich mit der Wirthschaft beschäftige. Das ist ein leeres Wort, von Euren Gelehrten erfunden. Was hat man denn dabei zu thun? Ich werde ja doch nicht selbst ackern, säen, schneiden, dreschen und mähen. Alles das geschieht auch ohne mich, und wer Korn braucht, der kauft es, auch vor der Ernte. Meine Leidenschaft ist die Jagd, und wenn der Hase auch 8 Füße hat, so soll er doch meinen Windhunden nicht entgehen; so wie ihre Augen nur ein Thier erblicken, so ist es weg. Treffliche Jagdhunde habe ich! Stimmen, wie die Waldaischen *) Glöckchen, und einen Geruch, besser wie ein Advokat. Sie wittern selbst eine unsichtbare Beute, auf und unter der Erde. Hunde und Pferde habe ich so viel, daß ich nichts mehr habe, um sie zu füttern, meine Hundewärter und Jäger verstehen alle gut zu singen, zu tanzen auf der Torba und Balalaika zu spielen. Jetzt schon im dritten Monat hauset bei mir

*) In der Stadt Waldai werden viele Postglocken gegossen. (A. D.)

eine Bande Zigeuner; was ist Dein Ballet und Deine Oper dagegen! Das ist ein Vergnügen sie anzusehen! und an ihren Liedern kann man sich nicht satt hören. Ich kann mich aber nicht entschließen, sie in meine Dienste zu nehmen; sie essen viel und ihre Hände sind nicht rein, wie man zu sagen pflegt; auch fürchte ich die Nachbarn. Bei mir wohnen einige Tausendkünstler, d. h. Lebemänner, aus Moskwa. Der Eine ahmt die Stimmen aller Thiere nach, insbesondere miaut er gut wie eine Katze und kräht wie ein Hahn; der Andere begleitet mich auf die Jagd; der Dritte lehrt mir das Kartenspiel, oder, wie Du Dich ausdrückst, vervollkommnet mich darin; der Vierte ist ein Meister, Mährchen, Anekdoten und Schnurren zu erzählen und Spaß zu machen; der Fünfte, ein verabschiedeter Secretair, kommt zu Zeiten aus der Kreisstadt, um bei mir zu jubeln und zu schmausen; er hilft mir processiren, denn aus langer Weile habe ich mit einem Nachbar einen Proceß angefangen. Ich brauche Wald diesseits des Flusses. In dem Theile, welchen ich abprocessiren will, hat man einen alten Flinten-

kolben gefunden, mit meines Großvaters Namen, und in den Papieren einen Brief, in welchem es namentlich heißt, daß der Wald am Flusse uns gehören soll; dann ist der Fluß die natürliche Gränze. Wenn die Sache nach Petersburg kommt, so nimm Dich doch meiner an. Du siehst also, ich habe meine Gesellschaft für mich, und wenn das Wetter schlecht ist, so haben wir keine Langeweile, sondern pokuliren und jubeln, wie in guten Zeiten. Mein Koch ist unvergleichlich; sieben Jahre war er bei einem Franzosen in der Lehre, ein Jahr lernte er bei dem Koch des Sängerkorps Syrupkuchen backen und einen Heringssalat bereiten, der die Hitze im Munde nach den Champagner dämpft; die Bereitung der Fastenspeisen hat er in einer erzbischöflichen Küche erlernt. Champagner und Madera erhalte ich kistenweise aus Moskwa. Es hat sich ein Wohlthäter gefunden, der mir auf Wechsel leiht, und gar kein Geld fordert. Euren Medok und Win de Graves kann man auch bei uns in der Gouvernementsstadt finden, aber man mag ihn nicht und nennt dergleichen den Französischen

Kwaß. Das Spiel geht bei uns recht ordentlich. Im Winter hauptsächlich versammeln wir uns truppweise, um etwas Bank zu spielen, mit Ausnahme unseres Sonderlings und einiger von seinen Freunden, die zusammenkommen, um sich an Büchern und Zeitungen blind zu lesen. Im Winter geht es bei uns lustig her: Pferde, Hunde, Flinten, Equipagen und Wechsel wandern von Hand zu Hand — im Spiele. Zuweilen wird auch im Sommer, auf einem Mantel im Walde, ein kleines Partiechen gemacht. Schicke mir doch, ich bitte, ausländische Karten, wenn Du welche auftreiben kannst, sie stehn bei uns im Preise. Wenn Du einen recht firen Kutscher findest, so schicke ihn mir mit Gelegenheit. Ich habe selbst drei Kirgisische Steppenpferde eingefahren, und verstehe trefflich mich zwischen Hügeln und Gräben durchzuwinden, als führe ich auf einem Tische, aber unsere Kutscher verstehen nur auf ebenem Wege zu jagen. Mit den Equipagen weiß ich gar nicht, was ich anfangen soll; verspielen, das wäre noch das Einzige; denn ich fahre am lieb-

sten auf einem Bauerwagen, bei meinem Jagen halten gar keine Ressorts.

Aber kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich zuweilen ganz melancholisch werde, hauptsächlich wenn der Haushofmeister mir mit seinen Rechnungen und seiner Moral langweilt. Statt, wie gewöhnlich, viermal am Tage zu essen, und zweimal Kaffee und Thee zu trinken, so esse ich dann kaum zu Mittag und zu Abend; ich liege entweder auf dem Ofen oder auf dem Kanapee, und rühre mich nicht, sollte auch der Donner einschlagen. Es giebt nur ein Mittel mich zu kuriren: wenn so jemand aus der Ferne ein munteres Liedchen anstimmt, dabei dann ein Glas Champagner, und ich bin gesund, als wäre nichts geschehen.

In diesem Jahre wollte ich mein Haus verbessern, denn das Dach fällt vor Alter herunter; auch wollte ich die Branntweinbrennerei umbauen lassen, — aber es sind leider schlechte Zeiten, Geldmangel. Ich wollte mich an meinen gelehrten Nachbar machen, aber der lachte und sagte, meine Spürhunde sollten einen Schatz unter der Erde aufsuchen, falls ich ihn nicht

selbst auf dem Boden einer Champagnerbouteille fände. So ein Schriftgelehrter, so ein Pharisäer! Im Lombard bezahle ich nicht und habe mich verheimlicht; vielleicht hat man schon angefangen, mein Vermögen zu sequestriren. Aus Verzweiflung wollte ich schon heirathen, aber das mislang auch: die Kaufleute wollen einen Beamten, die Edelleute einen wirthschaftlichen Oekonomen, und die Fräulein einen Offizier. Nun retirirte ich mich unter die Flügel meiner Tante, Pulcheria Antizowna, deren einziger gesetzlicher Erbe ich bin; sie runzelte die Stirn, weigerte sich, beschloß aber doch endlich mich zu retten, jedoch unter der Bedingung, daß ich ihr die Verwaltung meines Vermögens überlasse. Nun sitze ich in der Klemme, Brüderchen, und weiß nicht wie ich mich herauswickeln soll.

Ich hätte wohl noch viel zu schreiben, habe aber kein Papier mehr. Sobald ich in die Stadt nach Stempelpapier schicke, will ich mir auch ein ganzes Buch Postpapier mitbringen lassen. Unterdessen bitte ich Dich um einen Gefallen: schildere nach meinen Worten unsern gelehrten Nachbar, ziehe ihn recht ordentlich durch die

Hechel, lasse es in irgend einer Zeitung drucken, und schicke mir das Blatt zu; was es kostet will ich mit allem Dank bezahlen. Lebe wohl, und vergiß nicht Deinen alten Dienstkameraden,

Falalei Nedoutschkin.

P. S. Mit dem Winterwege schicke ich Dir bei Gelegenheit einen ganzen Kasten voll mit Beerenweinen.

II.

Erzählungen.

1.

Die Befreiung von Trembowla.

Historische Begebenheit aus dem XVII. Jahrhundert.

Edle Seelen, die ihr fähig seyd, grosse Thaten zu fühlen und würdig zu schätzen; für euch schreibe ich diese Zeilen! — Der Menschenfreund, entflammt von Liebe zum Vaterlande, freut sich, wenn er unter einem fremden Himmel Herzen findet, voll erhabener, die Natur

des Menschen veredelnder Gefühle. Die Liebe zur Heimath und zum Gemeinwohl, ist heilig bei dem wilden Huronen, wie bei dem gebildeten Europäer! Wenn aber diese Tugenden das schöne Geschlecht zieren, wenn die schwache Frau, bei des Vaterlandes Gefahr, die ihr angeborne Schüchternheit besiegend, sich selbst opfert für die Rettung ihrer Mitbürger — dann müssen alle Leidenschaften verstummen; alle Herzen belebt seyn von Gefühlen des Dankes und der Bewunderung, zum gerechten Lohne der Tugend.

Reizende Töchter Rußlands! Die Geschichte Eures Vaterlands ist besonders reich an edlen Thaten Eurer Mitbürgerinnen. Diese will ich nicht wiederholen, sondern Euch jetzt mit den Heldenthaten der Euch stammverwandten Slavinnen an der majestätischen Weichsel bekannt machen. Jetzt bildet Ihr eine Familie, Ihr habt einen Vater, Eure Kinder und Brüder sind auf ewig vereint durch die Bande gemeinschaftlichen Glückes. Ihr müsset einander kennen und achten, und die Anleitung dazu giebt die Geschichte!

Im Jahre 1675, zu Anfange der Regierung des Polnischen Königs Johann Sobieski, drangen Türken und Tataren in die Ukraine und Podolien, und verwüsteten diese Provinzen durch Feuer, Schwert und Plünderung. Viele Städte und Schlösser fielen in die Hände der Ungläubigen; aber noch widerstand Trembowla. An der Spitze von einigen Tausenden umwohnender Edelleute und Bauern hemmte der tapfere Chrzanowski schon drei Monate den Andrang des Serasklers Ibrahim, der bei Muhammed geschworen hatte, die Stadt zu zerstören. — Der Zustand der Belagerten war der verzweifelndste: Hunger, Krankheiten und Mangel an Kriegsbedürfnissen — alles vereinigte sich zu ihrem Verderben. Der Glaube an Gott und das Vertrauen auf des Anführers Klugheit erhielten die Tapferkeit der Krieger, welche unter der Last der Unglücksfälle erlagen. Der Befehlshaber versammelte den Kriegsrath, um neue Maaßregeln zur allgemeinen Rettung zu erwägen; und in dieser Zeit meldet man ihm, daß ein Bote aus dem türkischen Lager einen Brief gebracht habe von seinem Freunde Mark Mako-

wecki, der bei der Einnahme von Zawolow von den Türken gefangen worden. Chrzanowski befahl, den Brief zu entsiegeln, und in der Versammlung laut vorzulesen. „Lieber Freund — schrieb Makowecki — nicht Furcht und Treulosigkeit bewegen mich zu dem Rathe, Dich der Uebermacht zu unterwerfen, sondern meine Freundschaft zu Dir, die Liebe zu meinen Mitbürgern und das Mitleiden für ihre unglücklichen, hinter einer unsichern Schutzwehr verborgenen Familien. Eingeschlossen in Trembowla's Mauern kennst Du nicht die Lage der Dinge; eidlich bekräftige ich Dir die Wahrheit meiner Worte: höre und beuge Dich vor dem Schicksal: schon befinden sich Sbarasch (Zbaraz), Butschatsch (Buczacz), Zawolow und viele andere Städte und Schlösser in der Gewalt des Seraskiers Ibrahim. Michael Paz (Pac), Hetmann von Litthauen, ist in die Heimath zurückgekehrt, und will nicht die Ukraine vertheidigen. Sirko, Chamenko und Doroschenko (Doroszenko) haben Zwietracht ausgesäet unter den Kasaken, die uns jetzt in der höchsten Noth nicht mehr helfen können. Mit einer Tatarenschaar sammelt Nu-

reddin Beute vor Lemberg's Mauern, wo der von allen verlassene König mit einer kleinen Kriegerschaar sich eingeschlossen hat. Muhammeds Fahne weht auf den Felsen von Kamenez Podolsk. — Woher und von wem erwartest Du Hülfe? Auf meine Vorstellung, besänftigt Ibrahim seinen Zorn und verspricht Dir und allen Deinen Untergebenen seine Gnade, Erhaltung des Lebens und Eigenthums, unter der Bedingung, daß Du ihm Trembowla übergebest, Dich mit Deinen Truppen hinter die Weichsel zurückziehst, und versprichst 3 Jahre nicht gegen die Ottomannische Pforte zu kämpfen. Lebe wohl, und folge dem Rathe Deines Freundes."

„Dieses Schreiben ist auf Eingebung des Seraskiers geschrieben worden" — sprach Chrzanowski — „daher bin ich der Meinung, daß man im Namen des Kriegsraths antworten müsse." —

Tiefes Schweigen herrschte in der Versammlung: Chrzanowski wiederholte die Frage. Endlich antwortete ein alter Obrist: „Dir schrieb Makowecki; Du allein hast das Recht ihm zu

antworten; der Kriegsrath mischt sich in keinen Privatbriefwechsel.“ —

Chrzanowski schrieb sogleich folgende Antwort: „wenn unsere Angelegenheiten wirklich in einer so traurigen Lage sind, wie Du erklärst, so besitzen wir noch Tapferkeit und Festigkeit des Geistes, um dem Unglück zu trotzen. Ist auf der Erde für uns keine Hoffnung zur Hülfe, so wird der Höchste die gerechte Sache nicht ohne Schutz lassen. Du sprichst mit mir nicht als Kriegsgefangener, sondern als Ibrahims Sklave, daher beachte ich Deine Rathschläge nicht. Ibrahim, mit aller seiner Macht, ist nur im Stande, uns das Leben zu nehmen: möge er diesen Versuch machen; er wird das Vergnügen der Rache theuer erkaufen. Wir alle sind fest entschlossen mit Ehre zu fallen unter den Trümmern von Trembowla, und erwarten Gnade nur von Gott. Ibrahim's Gnade gehört seinen Sklaven und — Dir! Lebe wohl! Vernimm den Rath Deines vormaligen Freundes und wende Dich wieder zur Bahn der Ehre und Pflicht.“ — Der Befehlshaber gab diesen Brief dem Boten und die Versammlung

ging auseinander, ohne etwas Entscheidendes zu beschließen.

Makowecki's Brief machte indessen einen tiefen Eindruck auf die Anführer und den Adel. Ohne Hülfe sich verlassen sehend, zitterten sie für das Schicksal ihrer Familien. Ibrahim drohte, alle ohne Ausnahme dem Tode zu weihen; bei diesem Gedanken erbebten die fühlenden Herzen der Gatten und Väter. Stündlich wuchs das Elend: die Mauern zertrümmerten durch den Donner des feindlichen Geschützes; der Hunger — dieser unüberwindliche Feind — schreckte gleich einer furchtbaren Erscheinung, die unerschütterlichsten Krieger. Die Hoffnung erlosch in den kühnen Seelen; Gram und Verzweiflung schwächten den Muth der tapfern Vertheidiger von Trembowla. Die allgemeine Meinung beschuldigte Chrzanowski des Eigensinns und der Hartherzigkeit — und endlich wankte Chrzanowski selbst.

Zum letzten Male schickte Seraskier Ibrahim Friedensvorschläge: der Abgeordnete erklärte, daß, wenn am Morgen folgenden Tages die Festung sich nicht auf die früheren Bedingungen

unterwerfe; die Türken beschlossen hätten, sie mit Sturm zu nehmen, und alle Einwohner ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, zu vertilgen. Mit der Morgenröthe sollte man die Antwort in Ibrahim's Lager senden.

Chrzanowski befahl den Hauptleuten, sich um Mitternacht in seinem Hause zu versammeln. Mit düsterem Blicke nahm jeder schweigend seinen Platz: keiner wagte zuerst seine Meinung zu sagen. Haufen von Kriegern und Bürgern umringten das Haus, und beriethen sich, gelagert um die flammenden Feuer, ihres Schicksals Entscheidung erwartend. Endlich mußte Chrzanowski, seiner Pflicht gemäß, das Schweigen brechen. Er verkündigte Ibrahim's Forderungen: niemand antwortete. „Freunde" — sprach er traurig — „wir haben weder Brod noch Pulver!" — er hielt inne, und wagte es nicht fortzufahren. — Plötzlich öffnet sich die Thür des Seitenzimmers; eine Menge Frauen und Kinder dringt in den Saal. Die reizende Eleonore, Chrzanowski's Gattinn, tritt aus dem Kreise und zeigt der Versammlung zwei Dolche mit den Worten: Euch fehlt Brod

und Pulver, aber Ihr habt Hände und Eisen. Kleinmüthige! Ihr wollt leichtsinnig uns der Beschimpfung unterwerfen; und Eure Ehre ewiger Schande Preis geben. Euer düstres Schweigen verräth das Geheimniß Eurer Gedanken. — Nein, keine Bedingungen mit Barbaren!... Sie bedrohen uns mit einem Sturm; — wohlan! laßt uns auf den Trümmern unserer Mauern Tod, oder Freiheit suchen. Zum Sturm bedarf man keines Pulvers: tretet Ihr dem Feinde mit Schwertern und Dolchen entgegen, uns schwachen Weibern überlaßt das Geschütz. Wir wollen gemeinschaftlich kämpfen, sterben oder den Feind zurücktreiben: mit den Waffen in der Hand wollen wir uns durch die dichten Reihen der Ungläubigen schlagen, und unsere Brüder aufsuchen. Haben sie unsere Unerschrockenheit erprobt, so werden sie gewiß es nicht wagen, uns zu verfolgen. Seyd Ihr aber gesonnen, ohne Kampf Euch den stolzen Muselmännern zu unterwerfen, wollt Ihr auf Kosten der Ehre Euer Leben erkaufen; so trennen wir, Eure Frauen, uns von Euch. Wir sind entschlossen, als freie Bürgerinnen zu sterben,

und haben geschworen, uns selbst, Euch und unsre Kinder zu tödten. — Zu Dir wende ich mich, mein Gatte, und erkläre, daß ein Dolch mein Herz trifft, und der andere das Deinige, wenn in demselben die Liebe zur Freiheit, zur Ehre und zum Vaterlande erlischt." —

„Freunde" — rief Chrzanowski von seinem Sitze aufspringend: — „sollten wir uns von unsern Frauen an Edelsinn und Muth übertreffen lassen!" — „Nein! nein!" — riefen die Hauptleute — „wir schlagen die Feinde zurück, oder fallen alle vereint!" — Da sprach der Aelteste der Versammlung zu Eleonoren: „Dir, edle Frau, vertrauen wir die Fahne mit dem Bilde des Welt-Erlösers und die Schlüssel der Festung. Du bist würdig die Zeichen unserer Unabhängigkeit zu bewahren: verfüge über sie, wir gehorchen Dir!"

Freudenrufe ertönten im Saale und verbreiteten sich auch bald auf dem Marktplatze. Die Krieger waren schon von dem Vorgefallenen unterrichtet. Eleonorens Heldenmuth erschütterte mit elektrischer Kraft alle Herzen, und erweckte in ihnen aufs Neue den schlummernden

Muth. Die Krieger wünschten Chrzanowski's Gattinn zu sehen: bei Fackelschein trat sie auf den Altan, mit der Oriflamme in der Hand, und der Freudenruf der entzückten Krieger bewies, daß sie wahre Größe zu fühlen wußten.

Die Nacht nahte ihrem Ende und die Krieger besetzten ihre Posten auf den Mauern, zur Abwehr des Feindes sich bereitend.

Mit der Morgenröthe ertönte die Stimme des Gebetes auf dem Marktplatze. Priester in Festgewändern mit Kreuzen und Kirchenfahnen gingen um die Mauern, die Krieger segnend, und stellten sich dann vor der Bresche an dem gefahrvollsten Orte auf, um zuerst dem Tode für Glauben und Vaterland zu begegnen. Unterdessen zeigte sich im feindlichen Lager eine sichtbare Unruhe. Eilig brachen die Türken ihre Zelte ab, Geschütz und Pulverwagen zogen sich längs dem großen Wege; das Heer ordnete sich, die Reiter schwangen sich auf ihre Rosse. Bei dem Anblick dieser Vorkehrungen erwarteten die Belagerten mit Ungeduld den Sturm.

Im Lager ertönte die Signalkanone, und das Heer rückte aus. — Aber wie groß war

das Erstaunen der Belagerten, als die Türken, statt gegen die Mauern zu eilen, ihren schnellen Rückzug auf der Straße nach Kamenez Podolsk antraten. — Die Polen trauten ihren Augen nicht, und blieben in Ungewißheit, da sie die Ursache dieses schnellen Abzuges nicht begriffen. Es verging eine halbe Stunde, und von den Mauern erblickte man eine Staubwolke auf der Seite von Lemberg. Die Hoffnung erwachte in den trauernden Herzen; Bürger und Krieger sandten Dankgebete zum Throne des Allerhöchsten. Bald nahte sich eine Reiterschaar den Stadtthoren und sie erkannten ihre Landsleute. Freudiges Entzücken belebte die Unglücklichen; mit Thränen umarmten sie die theuern Gäste, begrüßten sie mit dem Namen Brüder und Erretter. Der Hauptmann des Corps benachrichtete die Vertheidiger von Trembowla, daß Johann Sobieski, unterstützt durch die allgemeine Bewaffnung des Adels, Nureddin's Raubschaaren vor Lemberg zerstreut habe, daß der Woiwode Stanislaus Jablonowski sie bei Slotschewo (Zloczewo) besiegt, und die Hälfte des Türkischen Heeres bei Podhayzy (Podhaycy) aufs Haupt

geschlagen worden sey. Diese Niederlagen hatten Ibrahim gezwungen, dem Zusammentreffen mit Sobieski auszuweichen und eilig über den Dniester zu setzen. Gegen Mittag lagerte sich Sobieski's Heer vor Trembowla's Mauern. Die Aeltesten in der Stadt begrüßten den König im Lager, erzählten ihm ihre Unglücksfälle und die großherzige That der Gemahlinn des Commandanten. Der Held Sobieski wünschte sie zu sehen; er erklärte den Aeltesten, daß er aus Eleonoren's Händen die Schlüssel der Stadt empfangen wolle, und begab sich mit zahlreichem Gefolge nach Trembowla.

Die Krieger ordneten sich auf beiden Seiten der Straße vom Stadthor bis zur Kathedrale; Geistlichkeit und Bürgerschaft empfingen den König auf der Zugbrücke. Eleonore überreichte ihm die Schlüssel auf einer goldenen Schüssel. Sobieski stieg vom Pferde, grüßte die Versammlung, und küßte die Hand der reizenden Heldinn mit den Worten: Ich — verdanke Ihnen die Erhaltung der Stadt, Polen — die Rettung seiner Ehre, die Menschheit — ein seltenes Beispiel des Edelmuthes. Bis das dankbare Vaterland ei-

nen würdigen Lohn erdenkt für Ihren Muth und Ihre Tugenden, so empfangen Sie diese Kette als Zeichen meiner Dankbarkeit und Hochachtung." Der König nahm eine diamantene Kette mit dem weißen Adler — Polens Wappen — von seiner Brust, und hing sie um Eleonorens Hals. Der Krieger Freudenruf, Trompetengeschmetter und Paukenwirbel erfüllten die Luft. Der König führte Eleonoren an der Hand in die Kirche, um dem Herrn der Heerschaaren für die Rettung der Stadt zu danken. Nach dem Hochamte lud Sobieski Eleonoren, ihren Gemahl und alle Beamte in sein Zelt. Ein prachtvolles Gastmahl beschloß diesen glücklichen Tag und den ersten Pokal leerte der König auf das Wohl der großherzigen Frau, mit dem Ausrufe: „Es lebe die heldenmüthige Retterinn von Trembowla!"

Schon sind anderthalb Jahrhunderte verflossen seit dieser Zeit: Trembowla's Mauern sind der Erde gleich geworden; man sieht nicht mehr die tiefen Gräben und die festen Stadthürme; zertrümmert ist das Haus, in welchem Eleonore wohnte: — aber das Andenken ihrer That lebt

in der Ueberlieferung, begeistert edle Herzen, und wird vom Munde zu Munde übergehen bis auf die späteste Nachwelt.

2.

Die Theilung der Erbschaft.

Morgenländische Erzählung.

Der hochbejahrte, tugendhafte Ibrahim, Bürger von Smirna, fühlte die Herannäherung seiner letzten Stunde, und sprach zu seinen vier Söhnen: „bald werde ich die Welt verlassen; furchtlos erwarte ich das Ende meines Lebens; die Hoffnung auf die Güte des Ewigen giebt mir Ruhe. In meinem ganzen Leben habe ich vorsätzlich nichts Böses gethan, keinem weder Ehre noch Vermögen geraubt, die Vorschriften des Glaubens meiner Väter gewissenhaft erfüllt, und so viel wie möglich die Leiden meiner Mitmenschen zu mildern gesucht. Wenn ich mich, in Folge menschlicher Schwachheit, in vielem irrte, wenn ich irgend einen unvorsätzlich beleidigte, so verbessert Ihr, lieben Kinder, meine

Fehler, wenn ich nicht mehr seyn werde, und ehret mein Andenken durch ein tugendhaftes Leben. Die Erdengüter, über welche zu verfügen mir vergönnt ist, habe ich in vier Theile gesondert: der erste ist ein Proceß, dem zufolge mir drei Millionen Piaster zukommen von einem tückischen Franken, welcher mit meinem verstorbenen Bruder in Handelsverbindungen stand; zu diesem Antheil kommen noch zehntausend Piaster für nothwendige Ausgaben. — Der zweite Theil besteht in einem Schiffe mit Waaren und einem Handelskomptoir in Rosette. — Der dritte Theil ist — dieser Ring; vor dreißig Jahren rettete ich in einer Schlacht unserem Sultan das Leben, als er noch der zweite Sohn des regierenden Herrschers war [1]); mit Thränen bat er mich, einen Lohn zu fordern; ich weigerte mich dessen, da ich nichts bedurfte: da zog er diesen Ring vom Finger, und schwur beim Propheten, daß derjenige, welcher ihm denselben in meinem Namen überbrächte, von ihm empfangen werden würde wie ein leiblicher Bruder, und auf jegliche Gunst Anspruch machen dürfte. Nachdem er den Thron bestiegen,

berief er mich mehrere Male an den Hof, aber ich weigerte mich stets, weil ich Ruhe und Unabhängigkeit den Gefahren des Serails vorzog. — Der vierte Theil ist mein Landhaus in Buchar Baschi *), mit den dazu gehörigen Feldern, Gärten und der ganzen ökonomischen Einrichtung. Die Einkünfte davon sind nicht groß, allein sie können einer bescheidenen Familie Unterhalt gewähren, und Dürftige ernähren. — Wählet, lieben Kinder! Könnet Ihr bei der Wahl nicht einig werden, dann möge das Loos entscheiden." — Der älteste Sohn, Mustapha, wählte den Ring; der zweite, Ali, das Schiff; der dritte, Hussein, übernahm die Beendigung des Processes, und dem jüngsten, Ismael, blieb das väterliche Haus. — „Jetzt schwöret, meine Kinder, daß Ihr mit der Theilung zufrieden seyd, und daß Jeder von Euch, im Falle der Noth, dem andern beizustehen bereit seyn will." — Sie schwuren. Der Greis Ibrahim sprach hierauf ein Gebet, segnete seine Kinder, und schlummerte sanft hinüber; das Leben erlosch in ihm ohne Schmerz und Kummer, so wie in

Westen der letzte Strahl des wohlthätigen Tagesgestirns erlischt.

Nachdem die Brüder die irdischen Ueberreste des Vaters der Erde übergeben, umarmten sie sich, erneuerten den Schwur, einander beizustehen, und jeder beschäftigte sich hierauf mit seinem neuen Vermögen. Mustapha reiste nach Stambul, und erwartete den Zug des Sultans in die Moschee, um ihm den Ring zu überreichen. Kaum hatte der Beherrscher der Moslemin die Thore des Serails verlassen, so hielt Mustapha die schon bereit gehaltene Bittschrift über seinem Kopfe und rief: „Höchstmächtiger Padischah! Ibrahim hat Dir Deinen Ring gesendet.“ — „Wer bist Du?“ — fragte der Sultan, sein Pferd anhaltend und den Ring nehmend. — „Ich bin Mustapha, Ibrahims ältester Sohn: bei seinem Tode übergab mein Vater mir dieses kostbare Kleinod, und befahl mir, dasselbe Dir, dem Beherrscher zweier Welten, einzuhändigen.“ — „Ist der tugendhafte Ibrahim todt?“ sprach der Sultan, seine Thränen trocknend: „Ehre und Preis dem Allerhöchsten, daß ich wenigstens dem Sohne

den Dienst vergelten kann, welchen mir der Vater erzeigte! Erscheine bei mir nach dem Gebet und lasse Dich in meinem Namen in das Innere des Serails führen." [3]) — Mustapha zögerte nicht, diesem Befehle Folge zu leisten, und kaum hatte er am Thore seinen Namen genannt, so ließ ihn die Wache ehrerbietig in den ersten Hof treten, wo ihn der Silihdar Aga empfing und in die Zimmer führte. Der Kislar-Aga brachte ihm einen reichen Chilat [4]), gebot ihm, denselben anzulegen und führte ihn zum Padischah. Beim Eintritt in das Zimmer, warf sich Mustapha zur Erde nieder, und erwartete schweigend sein Schicksal; aber der Sultan befahl ihm aufzustehen, und zu seinen Füßen auf einem Igram [5]) Platz zu nehmen. Lange unterhielt er sich mit Ibrahims Sohne über den Zustand des Reichs, über die verschiedenen Zweige der Verwaltung, und da er sich überzeugte, daß Mustapha ein gebildeter Mann war, sprach er zu ihm: „Mustapha! ich bin mit Dir zufrieden; ich ernenne Dich zu meinem Kiaja Bei [6]) und bestimme Dich zum Gemahl meiner Schwester Fatime.

Mein Sklave, der Defterdar [7]) wird Dir unverzüglich gesäumt 500 Kißé [8]) zur ersten Einrichtung auszahlen, und Dir ein Haus zur Wohnung bestimmen." Vor Freude und Erstaunen vermochte Mustapha kein einziges Wort hervorzubringen; er wußte nicht einmal, wie er aus den Zimmern des Sultans gekommen war, und faßte sich erst dann wieder, als die Schaar der Höflinge mit Glückwünschen und tiefen Bücklingen ihn auf der Treppe empfing. Ein reich geschirrtes Pferd ward ihm vorgeführt, und der Kislar Aga geleitete ihn selbst zu seiner neuen Wohnung, früher das Eigenthum des Janitscharen Aga, der wenige Tage vorher erwürgt worden war, weil er im Hofe des Serails die Katze der Lieblings-Kadyn [9]) des Sultans geschlagen hatte. Eine Menge Sklaven warf sich zu den Füßen ihres neuen Herrn, der, in Erwartung der Befehle des Sultans, von seinem prachtvollen Hause Besitz nahm.

Bald darauf erfolgte seine Vermählung mit der Schwester des Sultans, der alle nur ersinnliche Wohlthaten über ihn ausströmte, ihn mit Ehren und Reichthum überhäufte und

mit seinem Vertrauen beehrte. Die ersten Beamten des Reichs zitterten vor einem Blicke Mustapha's; selbst der Groß-Mufti suchte seine Gunst, und es gab keinen am Hofe und in der Stadt, der ihn nicht für glücklich gehalten, und sein Schicksal beneidet hätte.

Ali, der zweite Sohn Ibrahims, ließ sich als Kaufmann in Rosette nieder. Wohlberechnete Handelsgeschäfte, Unternehmungsgeist, und Genauigkeit in der Erfüllung eingegangener Verträge, wandten ihm die reichen Geschenke der Fortuna zu. Das Meer wurde mit seinen Schiffen bedeckt, die Städte des Orients füllten sich mit seinen Waaren. Er lebte fürstlich; seine Häuser waren ausgezeichnet durch Pracht, seine Gärten durch Größe und Schönheit; sein Harem enthielt eine Menge von Schönen, um die ihn sogar der Beherrscher der Gläubigen beneidet haben würde. Der Bei selbst hielt es für eine Ehre, an Ali's üppiger Tafel zu schwelgen; die Würde seines Bruders erhöhte die Achtung für Ali, der unter den Kaufleuten für den reichsten und glücklichsten Mann galt.

Hussein, der dritte Sohn Ibrahims, be-

trieb mit großem Eifer seinen Proceß zu Aleppo. Er besaß ausgezeichnete Gesetzeskunde, und beschäftigte sich selbst mit allen Einzelnheiten seiner Sache: an jedem Morgen besuchte er die Richter, am Abend berathschlagte er mit gelehrten Ulema's; er gab kostbare Gastmähler und versandte reiche Geschenke. Nachdem er sein Geld erschöpft, nahm er auf Rechnung der zukünftigen Schätze seine Zuflucht zu Anleihen, und menschenfreundliche Wucherer, welche berechneten, daß Hussein, durch den Einfluß seines Bruders, den Proceß gewinnen müsse, schossen ihm Geld vor zu fünfzig Procent. Trotz aller von seinem Gegner angewandten Ränke, nahte der Tag heran, wo das Endurtheil gesprochen werden sollte. Die Gerechtigkeit der Sache, und die Sorgfalt, mit welcher Hussein den Proceß betrieb, verbürgten dessen glückliche Beendigung. Die Erbschaft von drei Millionen verschaffte ihm großen Einfluß in der Stadt: überall ward er bewirthet, mit offenen Armen empfangen, und viele beneideten sein glückliches Schicksal.

Während diese drei Brüder auf so glän-

zenden Wegen in den Tempel des Glückes schritten, beschäftigte sich der vierte, Ismael, mit der Bearbeitung der väterlichen Felder und Gärten, mit der Vermehrung der Heerden und der Verbesserung des Bodens. Die schändliche Wollust verachtend, und überzeugt, daß die wahren Vergnügungen des Lebens nicht von sinnlichen Genüssen, sondern von Gefühlen abhängen, verwarf Ismael die orientalische Sitte, einen Harem, diesen Sitz der Ränke und des Neides zu halten, und wählte sich eine Gefährtinn unter den Töchtern seines thätigen Nachbars Hassan. Die reizende Zulema brachte ihm als Aussteuer ein unschuldiges Herz, einen sanften Charakter- und zärtliche Anhänglichkeit, erhöht durch die Dankbarkeit für seine Wahl und für den Vorzug, welchen er ihr vor vielen andern Schönen gewährte. Während Ismael auf dem Felde über die gemietheten Arbeiter die Aufsicht führte, beschäftigte sich Zulema mit der Hauswirthschaft, und unterrichtete zwei niedliche Kinder, das Unterpfand ihrer glücklichen Ehe, im Gebet und im Lesen. Am Abend las Ismael einige Suraten [10]) des Ko-

rans vor, oder die Werke Arabischer Dichter und Historiker. Einige auserwählte Freunde theil- ten mit ihm seine Mußestunden und sein be- scheidenes Mahl. Das Leben dieses glücklichen Paares floß so sanft dahin, wie ein reiner Bach über Wiesen seinen Lauf nimmt. Sie quälten sich weder mit großen Hoffnungen, noch mit übertriebenen Wünschen, fürchteten aber daher auch keinen großen Verlust. Die Annehmlich- keiten des Lebens genießend, deren es für un- schuldige Herzen so viele giebt, blickten die glücklichen Gatten ohne Furcht auf den Tod, wie auf eine kurze Trennung. Der Höchste segnete das tugendhafte Paar: Wohlhabenheit, ohne Ueppigkeit, umgab sie; gesund und wohl- gesittet wuchsen ihre Kinder auf, die Diener liebten, die Nachbarn ehrten sie. Aber die Stadtbewohner in Smirna sprachen: „wie Schade ist es um den armen Ismael! er ver- lebt seine Zeit ganz unbekannt, und arbeitet wie ein Sklave, um nur seine Familie zu er- nähren, während seine Brüder bedeckt mit Ruhm und Ehren, in Ueppigkeit und Vergnü- gungen schwelgen. Der weise Ibrahim hat

seinen schwachen Verstand wohl erkannt, weil er ihm ein so geringes Loos anwies; sogar die Brüder haben ihn vergessen, er verdient seine Unbedeutenheit.“ — Diese Gerüchte kamen zuweilen bis zu Ismaeln; von ganzem Herzen lachte er über die Irrthümer der Menge, welche immer nur nach dem Aeußern urtheilt.

An einem schönen Sommerabend, als Ismael im Schatten der Akazien ausruhte, und seine Frau die Blumen begoß, meldete ihm ein Diener, drei Fremdlinge bäten um die Erlaubniß, ins Haus zu treten, um mit dem Eigenthümer zu sprechen. Ismael ließ sie hereinführen: es erschienen drei Männer in zerrissenen Lumpen, bläß, mit gebeugtem Haupte und gesenkten Blicken. Mit scharfen Zügen malte sich der Kummer auf ihren Gesichtern — besorgt betrachtet sie Ismael, und erkennt — seine drei Brüder. Mit offenen Armen eilt er auf sie zu, und ihre Thränen vermischen sich. Er forschte nicht nach den Ursachen ihres unglücklichen Schicksals, denn das konnte er aus ihrer Kleidung schließen, sondern eilte ihnen seine Dienste anzubieten. Die gefühlvolle Zulema theilte den ge-

meinschaftlichen Schmerz, und die Kinder, welche zum ersten Male eine traurige Erscheinung im Hause sahen, schluchzten, ohne selbst zu wissen warum. Mustapha unterbrach zuerst das Schweigen. „Lieber Bruder!“ sagte er, „im Glücke haben wir Dich vergessen, aber im Unglück gedachten wir unseres tugendhaften, weisen Bruders, und sind gekommen, um Dich um Nahrung und Obdach zu bitten. Wir haben nichts als das Leben, voll Reue und bitterer Erinnerungen an unsere Thorheit. Wir wollen uns in den Schatten dieses Baumes setzen, und einer nach dem andern unsere Schicksale erzählen.“

Hussein nahm zuerst das Wort: „mein Proceß gewann gleich anfangs die günstigste Wendung. Die Richter erkannten die Gerechtigkeit meiner Forderungen, und versprachen eine vortheilhafte Entscheidung; aber die Ränke der Gegenparthei verzögerten die Beendigung des Processes, den sie unter verschiedenen Vorwänden in die Länge zogen. Durch den Einfluß meines Bruders Mustapha wurde endlich die Sache zu meinem Besten entschieden, und ich

erhielt ein Vermögen, welches auf drei Millionen Piaster geschätzt ward. Dabei hätte ich stehn bleiben, und meinen Reichthum genießen sollen. Aber Unthätigkeit war mir unerträglich: ich hatte Processe liebgewonnen, und fand Vergnügen an dieser Beschäftigung. Da ich selbst keine Geschäfte hatte, begann ich alle Streitsachen und Processe zwischen Privatpersonen abzukaufen, und suchte und erdachte Mittel und Vorwände zur Zwietracht zwischen den Bürgern. In kurzer Zeit führte die eine Hälfte der Bewohner Aleppo's Processe gegen die andere, und an allen war ich Theilnehmer, oder doch wenigstens Rathgeber. Meine Zeit verlebte ich in den Gerichtsbehörden, in meinem Kabinet mit Papieren, oder an üppiger Tafel. Mein Haus war der Sammelplatz der Ulema's, Kadi's und aller Gerichtspersonen. Fortdauernd gewann ich Processe, da ich aber zur Betreibung der Geschäfte großer Summen bedurfte, so gerieth ich in Schulden, welche täglich zunahmen. Aus meinen Papieren, Pfandbriefen und Kontrakten hielt man mich für den Besitzer vieler Millionen, aber in der That erwies sich

das Gegentheil. Nach dem Unglück, welches unserm Bruder Mustapha widerfuhr, entschied sich auch mein Schicksal, so wie es sich erwarten ließ. Von allen Seiten liefen bei dem Sultan Klagen ein, über die Verwirrung, welche ich unter den Bürgern angerichtet, indem ich sie zu Processen verleitete, und über die ungerechten Mittel, welche ich anwandte, um selbige zu gewinnen. Der Sultan verbot mir Processe zu führen, und mein Kredit war im Augenblick dahin. Meine Gläubiger und die Theilnehmer meiner Geschäfte nahmen mein ganzes Vermögen, und ich mußte mit dem Bettelsacke eine Stadt verlassen, wo man mich als einen Ränkeschmidt und unruhigen Menschen haßte. Da ich keinen Winkel habe, wo ich mein Haupt niederlegen könnte, beschloß ich, meinen weisen Bruder Ismael um Unterhalt und Obdach zu bitten.“ —

„Das Verlangen nach Reichthum,“ sprach Ali, „bewog mich, den Handelsstand zu wählen. Ich wußte vorwärts zu gehen, aber nicht — stehen zu bleiben. Je grösser meine Schätze wurden, desto höher stieg das Verlangen sie zu

vermehren. Ich unternahm jedes Handelsgeschäft, welches große Vortheile versprach; da ich aber nicht im Stande war mit meinen eigenen Kapitalien den ausgedehnten Handel aufrecht zu erhalten, so mußte ich eine Compagnie errichten, einen Kredit eröffnen, und den größten Theil meiner Geschäfte Fremden anvertrauen. Bald gebrach es mir an Zeit, mich mit allen Einzelnheiten zu beschäftigen. Der Durst nach Vergnügungen erfüllte zugleich mit der Habsucht meine Seele. Zudem mußte ich mit vielen Beamten Bekanntschaft machen und deren Freundschaft unterhalten, sie bewirthen, und ihnen jegliches Vergnügen verschaffen, um ihr Daseyn mit meinem Nutzen zu verknüpfen. Kaum blieben mir einige Stunden täglich übrig, um mich mit Arbeiten zu beschäftigen, die eigentlich eine rastlose Thätigkeit erfordert hätten. Meine Theilnehmer und Handlungsdiener benutzten meine Sorglosigkeit, und da das von mir aufgeführte Gebäude keinen festen Grund hatte, drohte es zusammenzustürzen. Von allen Seiten erhielt ich Nachrichten, daß meine Schiffe gescheitert, meine Magazine verbrannt, meine

Schuldner fallirt wären. Unterdessen bereicherten sich die Theilnehmer meiner Geschäfte und trennten sich von mir. Ich erkannte, wiewohl zu spät, daß ein ausgebreiteter Handel, welcher nicht auf Kapitalien, sondern nur auf Spekulationen gegründet ist, welche bloß auf Kredit beruhen, dem Wiederschein der Sonnenstrahlen im Wasser gleicht, welche glänzen, aber nicht wärmen. Ich war bisher gerecht gewesen, treu meinem Wort und meinen Verträgen, nun aber nahm ich, aus Furcht vor dem Verluste meines Vermögens, die Zuflucht zum Betruge, und der Höchste strafte mich, wie ich es verdiente. Damals wurde die Flotte des Großsultans ausgerüstet, und ein Heer sammelte sich an der Gränze des Reichs. Ich übernahm es, das Heer mit Proviant zu versorgen, und gab mein ganzes Eigenthum als Unterpfand. In der Hoffnung, mein zerrüttetes Vermögen wieder herzustellen, es wohl gar zu vermehren, kaufte ich in allen Häfen des Adriatischen und des Mittelmeeres verdorbenes Mehl, welches ich an die Armee und Flotte ablieferte. Der Kapudan Pascha und der Sachairdji Baschi [11])

waren mit mir einverstanden, aber der Vezier blieb seiner Pflicht getreu, und stellte dem Sultan die Sache in ihrem wahren Lichte dar. Der Kapudan-Pascha ward ins Meer gestürzt, der Sachairdji-Baschi in den Zimmern des Serails erdrosselt, und mein ganzes Vermögen eingezogen; man gab mir 500 Hiebe auf die Fußsohlen und jagte mich schimpflich zur Stadt hinaus. Der Sultan ließ mir erklären, daß er nur aus Liebe zu meinem Vater mir das Leben schenke, doch solle ich mich nie mehr mit dem Handel beschäftigen. In meinem Unglück verließen mich meine Freunde und meine Favoritinnen, zugleich erfuhr ich den Sturz unseres Bruders Mustapha, und nahm nun meinen Weg zu Dir, lieber Ismael; unterweges traf ich mit meinen Brüdern zusammen." —

Nun begann Mustapha die Erzählung seiner Schicksale: „Du weißt, daß der von unserm verstorbenen Vater mir verliehene Ring, mir alle Ehren verschaffte, nach denen meine ehrgeizige Seele strebte. Als Gemahl der Schwester des Sultans, als einer der ersten

Reichsbeamten und Besitzer unermeßlicher Schätze, hätte ich nur die Fortdauer meines Glücks wünschen sollen, und bei jeder vorkommenden Gelegenheit, so viel Gutes thun, wie ich vermochte; aber mit der steigenden Gunst des Sultans, stiegen in mir Stolz und Ehrgeiz. Ich war Kiaja Bei, und wollte Vezier werden. Meine hofärtige Frau bestärkte mich in diesem Vorhaben, rieth mir, den Vezier zu verläumden, und dann dessen Posten einzunehmen. Ich war schwach genug, ihr zu folgen, und schuf meinen eigenen Untergang. Die Pforte rüstete sich damals zum Kriege gegen den Persischen Schach; ich schrieb an den Vezier im Namen unserer Feinde falsche Briefe, um sie dem Sultan zu zeigen. Unterdessen hatte sich meine Frau in den Janitscharen Aga verliebt, und bereitete meinen Sturz. Sie bewahrte die Copien der Briefe, und schickte sie heimlich dem Sultan. Als ich vor dem Antlitz des Padischah erschien, um ihm den vermeinten Verrath des Veziers zu entdecken, erbebte ich bei dem drohenden, zornigen Gesicht des Beherrschers des Orients. „Elender Sklave!" rief er: „Wurm,

den ich aus dem Staube erhob, und der sich in eine giftige Schlange verwandelt hat! Du wagst es, mein Vertrauen zu mißbrauchen, um meinen getreuesten Sklaven den Untergang zu bereiten! — Ist dies Deine Handschrift?" sprach er, mir die Briefe zeigend. Vor Furcht kaum noch athmend, sank ich zu seinen Füßen nieder. — „Ich bekenne meine Schuld, Beherrscher der Welten — aber Deine Schwester — — — — —". Er ließ mich nicht fortfahren. — „Scheusal! Du willst auch meine Schwester verläumden. Aus Achtung für das Andenken Deines Vaters schenke ich Dir das Leben — Du bist meiner Rache unwürdig. — Sklaven! jaget dieses Ungeheuer aus der Stadt!" — In einem Augenblick ergriffen mich die Kapidji-Baschi's [12]), rissen mir die kostbare Kleidung ab, und stießen mich aus der Stadt, bei zahlreichem Zusammenfluß des Volkes, welches am Tage vorher noch vor mir niedergefallen war, und nun mit Schmähungen und Spöttereien überhäufte. Halbtodt gelangte ich vor die Stadt; einige Zeit irrte ich in Wäldern umher, und nährte mich von wilden Früchten;

endlich beschloß ich zu Dir zu gehen. In der Nähe von Smirna, kehrte ich zur Nacht bei einem armen Holzhacker ein, und fand dort unsere Brüder."

„Lieben Brüder!" sprach Ismael: „ich bin nicht willens, Euch Vorwürfe zu machen, denn dadurch kann das Vergangene nicht zurückgebracht werden; ich will nichts rathen, denn Ihr bedürft der Hülfe, keiner Lehren. Ich biete Euch mein Haus an, und will gern mit Euch theilen, was ich habe; dagegen hoffe ich aber, daß auch Ihr meine Arbeiten theilen werdet. Die wahren Bedürfnisse des Menschen sind so beschränkt, daß es gar nicht schwer fällt, sie zu befriedigen. Nahrung, Kleidung und ein ruhiger Winkel ist alles, was ich Euch anbieten kann. Gott ist gnädig: er wird vielleicht Erbarmen haben, wenn er Eure Reue sieht." — Ismael zerfloß in Thränen bei diesen Worten, und umarmte abermals seine Brüder. Diese beschlossen endlich, Mustapha sollte die Aufsicht über die Heerde führen, Ali die Gartenfrüchte auf den Markt bringen, und Hussein sich mit den Haushaltungsrechnungen beschäftigen.

Zulema brachte ein bescheidenes Abendessen; bald herrschte ruhige Heiterkeit beim freundlichen Gespräch. Die drei Brüder gelobten durch ein tugendhaftes Leben ihre früheren Vergehungen wieder gut zu machen, und dem trügerischen Schimmer des Reichthums und der Ehrenstellen für immer zu entsagen.

Da trat hinter dem Gebüsch der bejahrte Derwisch Abdallah, ein Freund des verstorbenen Ibrahim, hervor. Die Schuldigen wagten nicht ihn anzusehen, und verhüllten ihre Gesichter in den Schößen ihrer Kleider. „Ich habe alles gehört," sprach der Greis: „ich sah Euch ins Haus gehen, und trat durch eine andere Thür in den Garten. Euer offenherziges Bekenntniß hat mein Mitleid erregt, und ich will Euch helfen in Eurem Unglück. Der tugendhafte Ibrahim sah Euer Schicksal vorher: er wußte, daß das Streben nach Reichthum, Ehrenstellen und Processen selten Schranken findet, sondern zur unheilbaren Seelenkrankheit anwachsend, die Ursache des Verderbens wird. Er gab mir hunderttausend Piaster in Verwahrung: theilet diese Summe unter Euch, und beginnet, Eure Er-

fahrung benutzend, ein neues Leben." — Mustapha, Ali und Hussein sanken zu den Füßen des würdigen Greises; Ismael umarmte ihn und sprach: „mein Vater! ich entsage meinem Antheil, da ich dessen nicht bedarf; vertheile alles unter meine unglücklichen Brüder." — Zulema wiederholte diese Bitte, aber der Derwisch und die andern Brüder willigten nicht darin. Endlich ward beschlossen, daß man für drei Theile der Summe drei gleiche Landstücke nebst wirthschaftlicher Einrichtung kaufen, den vierten Theil aber sichern Händen zur Aufbewahrung übergeben wolle, um im Nothfalle für unvorherzusehende Umstände die Procente gemeinschaftlich zu benutzen, von denen die Hälfte unter die Armen vertheilt werden sollte, damit sie für die Ruhe der Seele Ibrahims beten möchten.

Das Unglück ist die beste Schule für die Menschen. Es besserte die drei Brüder, und bald fühlten sie, ohne sich leeren Träumereien hinzugeben, im Schoße ihrer Familien (denn jeder von ihnen wählte sich eine Gattinn) ein Glück, welches sie auf dem Pfade irdischer

Größe vergebens gesucht hatten. Gesundheit, Unabhängigkeit, Wohlhabenheit, Arbeit, Erholung, Liebe, Freundschaft und Wohlthätigkeit gewährten ihnen mannigfache Freuden, die sich durch Gold nicht erkaufen lassen, und der Macht des Menschen nicht unterworfen sind. Alle vier Brüder erreichten ein hohes Alter, erzogen zahlreiche Familien, und wiederholten oft ihren Kindern: „suchet nichts bei den Menschen, erfüllet aber Eure Pflichten gegen die Menschheit. Wer viel sucht, läuft Gefahr, viel zu verlieren. Wer sein Glück in die Meinung der Menschen setzt, der wird ein Sklave fremder Meinung, und der Feind seiner eigenen Ruhe. Am edelsten ist der, welcher durch Mühe seinen Unterhalt erwirbt. Fälschlich glauben einige, daß die Vorsehung das Laster triumphiren lasse; der wahre Triumph hängt nicht ab von dem Wohlgefallen der großen Schaar von Schwächlingen, er besteht in dem Beifall tugendhafter Menschen, und diese bleiben stets der Wahrheit getreu, und verabscheuen immer das Laster, es finde sich in der Hütte oder im Pallast. Lebet in der

Welt, aber nicht für die Welt: die Einöde macht den Lasterhaften nicht tugendhaft, und die Welt den Tugendhaften nicht lasterhaft. Seyd freimüthig gegen die Menschen, aber nicht leichtsinnig. Helfet den Unglücklichen, wenn Ihr selbst Anspruch haben wollet auf Mitleiden in Euren Leiden, und erinnert Euch endlich, daß nur der Tugendhafte glücklich seyn kann, denn Seelenruhe und Achtung der Menschen lassen sich nur gewinnen durch untadelhaftes Leben."

Anmerkungen.

1. Vormals schlossen die Türkischen Sultane ihre Verwandten nicht ein, sondern übertrugen ihnen im Gegentheil wichtige militairische und bürgerliche Aemter. Jetzt werden sie getödtet, oder im alten Serail, Eski-Serai oder Kafas, d. h. Käfig, eingesperrt.

2. Buchar-Baschi, eine der Umgegenden Smirna's, wo sich die Landhäuser der reichen Städter befinden.

3. Bekanntlich sind die Benennungen Serail und Harem von einander wohl zu unterscheiden.

letzterer ist das Frauengemach des Sultans, und sogar dessen Anverwandten ist der Eintritt verboten; ersteres aber ist eine Art besonderer Stadt, aus vielen Gebäuden bestehend, von einer hohen Mauer umgeben, und ganz abgesondert von den übrigen Theilen Constantinopels. Das Serail hat 12,000 Einwohner, welche zu den Dienstleistungen für den Sultan bestimmt sind.

4. Chilat, die Oberkleidung der Türken, welche man denjenigen anlegt, die dem Sultan vorgestellt werden.

5. Igram, eine Art kleiner Teppiche, auf welchem die vornehmsten Beamten, zu den Füßen des Sopha's, auf welchem der Sultan während der Audienz sitzt, Platz nehmen.

6. Kiaja-Bei, der Stellvertreter des Groß-Veziers.

7. Defterdar, der Reichsschatzmeister.

8. Kiße, ein Beutel, 500 Piaster enthaltend.

9. Die Frauenzimmer, welche den Harem des Groß-Sultans bilden, zerfallen in folgende Klassen: die Kadyn, d. h. Frauen, oder auserwählte Favoritinnen; die Gedikli, Dienerinnen des Sultans im Harem. Von diesen heißen zwölf der schönsten Odalyk oder Stubenmägde; jede derselben

hat einen besondern Titel, welche denen der männlichen Bedienungen im Serail entspricht, wie z. B. Tafeldeckerinn, Mundschenkinn u. s. w. Wenn eine der Odalyk, an die Stelle einer Kadyn tritt, so heißt sie Ikbal, d. h. verwaltende oder Chaß-Odalyk, erste Stubenmagd des Sultans. Außerdem befinden sich im Serail noch Aufseherinnen, zur Bedienung bei den Verwandtinnen des Sultans und bei den Kadyn, und zur Aufsicht über die Dienstmädchen oder Neueingetretenen, deren man über sechshundert zählt; die Gesammtzahl der Weiber im Harem beträgt über tausend.

10. Suraten, Kapitel oder Abschnitte im Koran.

11. Sachairdji-Baschi, der Oberproviantmeister des Türkischen Heeres.

12. Kapidi-Baschi, die Vollzieher der Befehle des Sultans, vorzüglich in Kriminalfällen.

3.

Gunst und Gerechtigkeit.

(Morgenländische Erzählung.)

Sobald Gerechtigkeit seyn wird,
wird Friede seyn und Glück.

Seume.

Nicht weit vom Hauptthore Bagdads auf einem von dichten Palmen beschatteten Hügel, lag Hassan in Trübsinn versunken. Die aufgehende Sonne vergoldete mit ihren Strahlen die Spitzen der Thürme und Moscheen in der prachtvollen Stadt; Landleute eilten zum Verkauf mit den Erzeugnissen der Erde; zahlreiche Heerden weideten auf unübersehbaren Wiesen; lange Züge von Kameelen bedeckten die Landstraße. Alles rund umher athmete Leben und Zufriedenheit; aber auf Hassans Blick hatte tiefer Kummer einen schwarzen Schleier geworfen.

und sein Herz durch die traurige Erinnerung an seine Unglücksfälle erschüttert. Der Trostlose sah von allem was ihn umgab nur sich selbst, hatte nur ein Ohr für seine Verzweiflung. Das Herzutreten eines Wanderers unterbrach seinen Tiefsinn; Hassan schlug die Augen auf und sah vor sich seinen Landsmann Haleb, der über dieses unerwartete Zusammentreffen eben so erfreut war, wie jener. Beide, Söhne reicher Emire zu Bassora, hatten sich einige Jahre vorher in Reichthum und Glück gekannt, und begegneten sich jetzt, mit Lumpen bedeckt, als Bettler vor Bagdads Thoren. Haleb unterbrach zuerst das Schweigen. „Mein Freund," sagte er, „ich wundere mich, ich bedaure, — wage aber nicht zu fragen, was Dich in diesen Zustand versetzt hat?" — „Der Dämon des Neides und der Bosheit," erwiederte Hassan. „Der, von dem Volke, wegen seiner Grausamkeit und seines Wuchers, verabscheute Pascha, konnte unmöglich meinen Vater gleichgültig betrachten, da dieser für seine Wohlthaten und für seinen Schutz, den er den Schwachen angedeihen ließ, der Segnungen und der Liebe

seiner Mitbürger sich erfreute. Verschiedene Umstände benutzend, klagte der Pascha meinen Vater fälschlich der Verbindung mit den empörerischen Ommiaden, den Feinden der regierenden Familie der Abassiden, an, stellte falsche Briefe auf, und der Beherrscher der Gläubigen, von der Maske der Wahrheit getäuscht, ließ meinen Vater ins Gefängniß werfen, und gab unser ganzes Vermögen dem verächtlichen Ankläger. Ich tadle den weisen Califen Almamun nicht wegen seiner Uebereilung, denn was vermag die Weisheit eines Einzigen gegen die Ränke der Bosheit und des Neides? — Ich murre nicht über ihn, denn ich weiß, wie leicht der Tugendhafte von schlechten Menschen getäuscht werden kann; aber ich gehe, um meinem Gebieter die Wahrheit darzustellen, und dem von Muhammed allen Moslemin ertheilten Rechte zufolge — Gerechtigkeit zu fordern."

„Mein bitteres Schicksal," entgegnete Haleb, „ist nicht so sehr des Mitleids werth, denn ich trage selbst die Schuld meines Unglücks. Ruhmbegierde und Hang zum Vergnügen erzeugten in mir ein thörichtes Streben nach Un-

ternehmungen, allein ich besaß weder so viel Geist um sie zu lenken, noch so viel Festigkeit um sie glücklich zu beendigen. Ich wollte Dichter, Krieger und Kaufmann seyn. Meine Freunde unterstützten mich in ersterem, mein Starrsinn machte mich den Kriegern verhaßt und meine Habsucht zerrüttete mich im Handel. Armuth und Schande haben mich zur Verzweiflung gebracht, ich verließ Weib und Kinder, und will nun das letzte Mittel versuchen, denn: die Hauptzüge meines Charakters, Selbstsucht, Zügellosigkeit und Verachtung der gesammten Menschheit verbergend — gehe ich nach Bagdad um Gunst zu suchen."

Gegenseitige Offenheit erzeugte bei beiden eine Art von Vertraulichkeit. Als sie in die Stadt traten, ging jeder zu seinem Bekannten, um einen Zufluchtsort zu suchen; bei der Trennung drückten sie sich freundschaftlich die Hände, wünschten einander glücklichen Fortgang und gaben sich das Versprechen gegenseitiger Hülfe bei günstiger Gelegenheit.

Einige Tage nachher ging Hassan mit einem kurzen Aufsatz über die Geschichte seiner

Leiden in den Pallast des Chalifen. Der gute Almamun, welcher sich zu einem Kriege rüste- te, übertrug aus Mangel an Zeit seinem Vezier Jussuf das Geschäft, für die Handhabung der Gerechtigkeit im Reiche zu sorgen. Der Vezier war weder böse noch hartherzig, da er aber den größten Theil seiner Zeit Vergnügungen widme- te, so bekümmerte er sich wenig um die ihm anvertraute Pflicht. Von Schmeichlern und Müssiggängern umringt, versperrte er, ohne es zu wollen, der Wahrheit den Weg zu seinem Ohre. Er that gern Gutes, suchte aber keine Gelegenheit dazu, und durch den Haufen seiner Diener, Freunde und Sclaven war der Zutritt zu ihm sehr schwierig. Mit Mühe drängte sich Hassan durch die von Kriegern und Thürhütern bewachte Pforte, trat in einen großen, von Bäumen beschatteten Hof und mischte sich be- scheiden unter die Reihen der Bittenden, welche an der Treppe des Hauses den Vezier erwarte- ten. Mit Erstaunen sah Hassan seinen frühern Bekannten Haleb, der die unter den Fenstern des Veziers liegenden fetten Hunde liebkosete und streichelte. Auch Du suchst Gerechtigkeit? frag-

te Hassan. — „Ganz und gar nicht, mich hat niemand beleidigt,“ — antwortete Haleb — „ich kam hieher, um mich über die Hunde zu freuen, welche ich leidenschaftlich liebe, und ihren Herrn zu segnen, der sie so gut hält. Wer Thiere ernährt, kann der gleichgültig seyn gegen Menschen?“ — „Nicht immer,“ entgegnete Hassan. Aber Haleb wandte das Gesicht von ihm ab, beugte sich nieder zu dem schlafenden Hunde und rief laut aus: „Muhammed segne den tugendhaften Vezier, der diese treuen Freunde des Menschen ernährt. Ruhm und Heil dem weisen und guten Jussuf!“ —

Unterdessen trat aus dem Zimmer ein Diener und verkündete den Bittenden, daß sie nach drei Tagen wiederkommen sollten, weil der Vezier mit andern Dingen beschäftigt sey. Die Bittenden entfernten sich mit einer Verbeugung. Hassan warf seine Blicke auf die Fenster des Pallastes, und sah den Vezier in freundlicher Unterhaltung mit seinem Affen. Ein unwillkührlicher Seufzer drängte sich aus seiner Brust, und traurig kehrte er an seinen Zufluchtsort zurück.

Nach drei Tagen erschien Hassan wieder an der Treppe des Veziers. Eine Menge Bittender stand seitwärts, und abermals bemerkte er Haleb, der mit seinem Mantel die unter den Fenstern stehenden Bäume abwischte, und mit einem Tuche sorgfältig den Staub von den Blättern wehte. „Was bedeutet das?“ — fragte Hassan. — „Ich bin ein leidenschaftlicher Freund von Bäumen aller Art,“ antwortete Haleb, „und pflege diese schönen jungen Cedern, die der tugendhafte Vezier pflanzte, um die Bittenden vor der Sonnenhitze zu schützen. Segen dem weisen Vezier, der auch für das Vergnügen derjenigen sorgt, die um seine Gunst bitten. Ruhm und Heil dem weisen und guten Jussuf!“ Der Vezier hörte Halebs Ausrufungen und ließ ihn zu sich rufen: „was wünschest Du von mir?“ fragte er. — „Nichts!“ — erwiederte Haleb, in Unterwürfigkeit die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt. — „Deine Tugenden erregen Bewunderung in mir, und ich bitte Dich um die Erlaubniß, durch die Fenster Deines Pallastes täglich einige Stunden Deines Anblickes genießen zu dürfen. Dein un-

würdiger Sklave hält dieses für sein höchstes Glück!" — „Gut," — sprach lächelnd der Vezier, — „hindert diesen guten Menschen nicht in seinen unschuldigen Vergnügungen," fügte er, zu seinen Sklaven gewandt, hinzu. „Die Gewährung seiner Bitte hängt gänzlich von mir ab und ich will sie ihm nicht verweigern."

Unterdessen berichtete man dem Vezier, daß alles zur Falkenjagd bereit sey, und er befahl den Bittenden, nach drei Tagen wiederzukommen, um ihre Beschwerden vorzutragen.

Hassan kam nach drei Tagen wieder zum Vezier. Diesmal erschien dieser, hörte, obgleich ganz zerstreut, die Klagen der Bittenden an, nahm ihre schriftlichen Gesuche und gab sie seinem Secretär. Als er Haleb gewahr wurde, näherte er sich ihm lächelnd, schlug ihn freundschaftlich auf die Schulter, und sagte: „was willst denn Du?" — Nichts als Deine Gunst und Dein Wohlwollen, das Licht Deiner Augen ist die Freude meines Herzens, und Deine Stimme der heilende Balsam für Leidende und für unschuldig Unterdrückte. Der Segen Muhameds sey mit Dir, und verbreite sich über

diejenigen, welche Dich umgeben. Ruhm und Heil dem weisen und wohlthätigen Jussuf!" — Der Vezier kehrte, innig vergnügt über Halebs Worte, in seine innern Gemächer zurück, und den Bittenden ward befohlen, nach einer Woche wieder zu erscheinen, um ihren Bescheid zu erhalten.

Voll Unruhe und Hoffnung erschien Hassan nach Verlauf dieser Zeit im Vorzimmer des Veziers. Haleb war schon dort und unterhielt sich freundschaftlich mit den Sklaven und Dienern desselben. Er bewunderte die Schönheit eines buckligen Zwerges, Lieblings des Veziers, und versicherte, daß er unter den Zwergen eine wahre Vollkommenheit sey; den schwarzen Eunuchen sagte er, daß die Farbe ihrer Haut für die erste in der Natur gehalten werde, weil vor Erschaffung der Sonne, alle Dinge, wie zur Nachtzeit, eine schwarze Farbe hatten, und daß die Sonne noch bis jetzt, der Schönheit halber, schwarze Flecke habe. Hassan traute kaum seinen Ohren, und zuckte die Achseln vor Erstaunen; er wollte Haleb etwas sagen, aber dieser wandte sich von ihm ab, und fing an mit dem Hof-

narien zu sprechen, über dessen Scharfsinn er ganz entzückt war.

Um diese Zeit begann der Secretair die Entscheidungen des Veziers bekannt zu machen, und bald kam auch die Reihe an Hassan. Man sagte ihm: die Verurtheilung seines Vaters sey nach gesetzlicher Form vor sich gegangen, seine Bitte wäre ungegründet, und könne daher nicht erfüllt werden. Hassan erstarrte, — er vermochte nicht in diesem Augenblick auch nur ein Wort hervorzubringen. Thränen standen ihm in den Augen, sein Herz war tief erschüttert, und der Athem stockte in der von Kummer und Schmerz gefolterten Brust. Schnell eilte er in seine Wohnung zurück und warf sich auf sein Lager, wo er bald in ein heftiges Fieber verfiel.

Durch die Sorgfalt seiner guten Wirthsleute und durch die Hülfe der Mutter Nanne, wurde Hassan nach einigen Wochen wieder hergestellt. Es war sein erstes Geschäft, dem Vezier eine neue Bittschrift in den stärksten Ausdrücken zu schreiben, in welcher er denselben im Namen Muhammeds beschwor, die vorgeblichen Verbrechen seines Vaters untersuchen zu lassen.

Bleich und abgezehrt, auf einen Stab gestützt, schwankte Hassan aufs Neue in Jussufs Pallast. Der Vezier empfing an diesem Tage die Bittenden, und die Glückwünsche zu einer neuen, vom Chalifen ihm ertheilten Gunst. Ein reich gekleideter Secretair nahm die Bittschriften entgegen und beantwortete die Glückwünsche. Hassan sieht den Secretair an und traut seinen Augen nicht: es ist Haleb, eben derselbe, den er an den Thoren von Bagdad begegnete. Seiner Obliegenheit zufolge näherte er sich Hassan, nahm dessen Bittschrift und wandte sich ab. Hassan, welcher glaubte, daß er ihn nach seiner Krankheit nicht wieder erkenne, nannte ihm seinen Namen und erinnerte ihn an die frühere Bekanntschaft. „Wenn ich mich aller Bettler erinnern sollte, die mir auf meiner Reise begegneten," antwortete Haleb, „so wäre das eben so viel, als mich auch aller der Bäume und Steine erinnern, die ich unterwegs fand. Deinen Namen brauche ich nicht zu wissen. Deine Sache wird die Gerechtigkeit Deiner Forderungen ausweisen. Geh nach Hause; in einigen Tagen sollst Du Deinen Bescheid erhalten."

Hassan unterdrückte die Stimme der gekränkten Selbstliebe, und entfernte sich schweigend. Er hoffte, daß Haleb, ungeachtet seines Hochmuths, die Angelegenheit und die Unschuld seines Vaters wohl kennend, dem Vezier die ganze Sache in ihrer wahren Gestalt unterlegen würde. Nach einigen Tagen wurde Hassan vor den Kadi gefordert. Neu erwachte die Hoffnung in seinem bekümmerten Herzen, voll Ungeduld eilte er zu dem Beamten — aber dort sollte er den letzten Tropfen aus der Schale des ihm beschiedenen Kummers trinken. Der Kadi erklärte mit strengen Worten, daß die von Hassan in seiner Bittschrift gebrauchten frechen Ausdrücke den gerechten Zorn des Veziers erregt, der jedoch, aus Mitleiden mit seinem zerrütteten Geiste, ihn von jeder Strafe frei spreche, aber befohlen habe, ihn sogleich aus der Stadt zu entfernen. Man beorderte einige Soldaten, und ohne dem Unglücklichen zu erlauben, von seinen wohlthätigen Wirthsleuten Abschied zu nehmen, ward er zur Stadt hinausgestoßen.

Gleich einem, den der Blitz getroffen, stand Hassan eine Zeitlang schweigend auf der Land-

straße, und blickte auf zu dem lazurnen Himmel, wo ein heftiger Wind schwarze Wolken vor sich herjagte. In der Ferne rollte der Donner, und Hassan erwartete mit Ungeduld, daß ein wohlthätiger Blitzstrahl ihn treffen, und seinem kummervollen Leben ein Ende machen möge.

Um diese Zeit kehrte ein Trupp Reiter von einem Landhause in die Stadt zurück. Hassan sieht Haleb auf einem reichgeschirrten Pferde, in glänzender Kleidung von einem zahlreichen Gefolge umgeben, und bedeckt seine Augen, um das triumphirende Laster nicht zu sehen, aber Haleb näherte sich ihm lächelnd und sagte: „höre, Landsmann, ich bedaure Dich, aber ich will Dir nicht helfen, denn Du hast es mit einem mächtigen Gegner, dem ersten Freunde meines Herrn zu thun: nimm dieses Gold — (er warf ihm einen Beutel zu, den Hassan nicht einmal ansah) — möge diese Begebenheit Dir eine Lehre für die Zukunft seyn. Du bist unschuldig — ich schuldig; Du bist tugendhaft — ich kann damit nicht prahlen; wir kamen zu gleicher Zeit in die Stadt: ich wurde ein angesehener Mann, — Dich verjagte man mit Verachtung: die Auf-

lösung dieses Räthsels aber liegt darin, daß ich Gunst suchte, Du aber Gerechtigkeit fordertest."

Hassan würdigte den schamlosen Haleb keiner Antwort, und stand in Tiefsinn versunken auf der Landstraße; schwere Seufzer entquollen seiner beengten Brust. Ein Greis mit silbergrauem Haar, mit einem Buche in der Hand, näherte sich und weckte Hassan aus seiner Bewußtlosigkeit. „Mein Sohn!" — sprach der weise Ulema zu ihm — „ich kenne Deinen Kummer und hörte die Rede des frechen Lieblings des Glücks. Darf aber der Mensch, welcher Glauben und ein unschuldiges Herz besitzt, der Verzweiflung sich hingeben, wenn ihm Dornen auf dem Lebenspfade begegnen? Blicke hin auf die schön geschmückte Erde, auf den lazurnen Himmelsbogen, auf die Miriaden lebender Wesen, welche sich der Güte des Weltenschöpfers erfreuen; denke lebhaft an die ewige Vorsehung, die nie aufhört für die Erhaltung alles dessen was Leben hat, zu sorgen, und die oft aus dem Bösen selbst das Gute entkeimen läßt. Tröste Dich also, mein Sohn, eingedenk dessen,

daß es im Leben auch ohne Glück viel Schönes giebt.*)".

---

*) Eine Fortsetzung dieser Erzählung, unter dem Titel: Gerechtigkeit und Gunst von dem Uebersetzer entworfen, erschien in dessen St. Petersburgischer Zeitschrift Bd. VI. S. 56 und 100, und hatte das Glück, in Englische, Deutsche und Französische Zeitungen überzugehen, unter der beliebten Ueberschrift: aus dem Russischen übersetzt, obgleich sie nie Russisch erschienen ist. (A. D.)

4.

Gesetz und Gewissen.

(Morgenländische Erzählung.)

Die gerichtliche Gewalt besteht allein in der Ausübung der Gesetze.
Instruction Katharina's der Großen, Kap. IX. S. 98.

Nach beendigtem Morgengebete, eilten Granada's Bewohner aus den Moscheen nach Alhambra, wo die vom Chalifen erwählten Aeltesten dem Volke Recht sprachen.

Auf dem geräumigen, von einem prachtvollen Säulengange umgebenen Hofe, befand sich der Gerichtshof unter einem der großen Schwibbogen. Auf einer Erhöhung stand der Thron des Beherrschers der Moslemin, hinter demselben war in der Nische eine durch einen Vorhang verdeckte Oeffnung. Zuweilen war der Chalif selbst im Gerichtshofe gegenwärtig; zu

einer andern Zeit vernahm er, ungesehen, aus den innern Zimmern, die Klagen der Bittenden, die Berathungen und das Urtheil der Richter. An diesem Tage zeigte sich der Chalif dem Volke nicht, und nur die Aeltesten saßen an dem runden Tische, auf welchem der Koran und das Gesetzbuch des Spanischen, unter der Herrschaft des Chalifen stehenden Volkes, lagen. Als der Hof sich mit Menschen gefüllt, verkündigte der Herold die Eröffnung des Gerichts, und rief die Klagenden der Reihe nach auf.

Es traten zwei Spanische Familien vor, welche um ein beträchtliches Vermögen stritten. Die eine Partei zeigte die Schenkungsbriefe eines Kastilischen Edelmanns vor, die dieser auf dem Sterbebette, zu Gunsten seiner Gemahlinn, hatte aufsetzen lassen; die andere Partei verwarf sie deshalb, weil sie nicht nach der gesetzlichen Form abgefaßt waren. Alle Zuschauer nahmen den lebhaftesten Antheil an diesem Rechtshandel, der viele Zweifel in Betreff der ausübenden Gerichtsbarkeit lösen mußte. Besonders wünschten die Frauen die Bekräftigung

des Geschenks, weil jede derselben einst in ähnlichen Verhältnissen zu seyn hoffte. Mehrere derselben riefen sogar aus dem Haufen, daß man auf die Ermangelung der Form nicht zu achten brauche, und, nach dem Gewissen urtheilend, der Wille des Verstorbenen bekräftigt werden müsse. Vernünftige hingegen sagten, daß vor Gericht alle Leidenschaften durch das Gesetz gelenkt werden müssen, und daß selbst Mitleid die Richter nicht leiten dürfe, etwas zu Gunsten der einen Partei zu thun, was zur Bedrückung der andern dienen könnte.

Die Richter waren in Ungewißheit. Einige wollten die zwar nicht nach der gesetzlichen Form abgefaßte Schenkung bestätigen, indem sie sich darauf bezogen, daß man den, auf dem Sterbebette geäußerten guten Willen des Bürgers, nicht vernichten müsse; Andere behaupteten, daß es dem Gericht nicht obliege, in entfernte Rücksichten einzugehen, sondern bloß ein Urtheil zu sprechen, das mit den Gesetzen übereinstimme, welche Jedem das Recht lassen, mit seinem Vermögen zu schalten, jedoch zur Vermeidung aller Mißbräuche, bekannte Formen

vorschreiben. Dadurch entstand unter ihnen ein Wortwechsel: einige sagten, daß man nach dem Gewissen richten, Andere behaupteten, daß man nach den Gesetzen entscheiden müsse.

Plötzlich verschwindet der Vorhang, und der Chalif erscheint in der Versammlung. Das Volk und die Richter beugen die Kniee vor dem Beherrscher der Gläubigen. Er bestieg den Thron, gebot dem Volke sich zu nähern, und sprach folgende merkwürdige Worte, die in der Folge, in allen Gerichtsbehörden des Königreiches Granada, auf ehernen Tafeln eingegraben wurden.

„Der Wille und die Handlungen des Bürgers müssen dem Gesetz unterworfen seyn. „Ein so schwaches Geschöpf wie der Mensch, bedarf eines Führers, und die Gesetze sind im „bürgerlichen Leben eben das, was der Glaube „in der moralischen Existenz des Sterblichen ist. „Leidenschaften, Vorurtheile, und die verschiedenen Regungen der Seelen, können zuweilen „schädlichen Einfluß auf den Verstand des Menschen und dessen innere Ueberzeugung haben. In „einer und derselben Sache stimmt das Gewissen

„des Redlichen nicht mit der Ueberzeugung des „Lasterhaften überein. Daher wurden Gesetze „eingeführt, welche nichts anders sind, als der „gewissenhafte Ausspruch für die verschiedenen „Verhältnisse und Handlungen des Menschen, „nämlich: Verstand und Gewissen in bestimmte „Formen gebracht, die jeder Bürger mit der „größten Strenge zu beobachten verpflichtet ist. „Gewissenhafte Richter werden deshalb erwählt, „um die Gesetze nach ihrem strengsten Sinne „zu deuten, und in keinem Falle von ihrer wah„ren Bedeutung abzuweichen. — Und nun, „Richter, schreitet zur Entscheidung, und fället „einen Gewissensspruch nach den vorhan„denen Gesetzen."

Die Spanierinn, welche die Bekräftigung des vorgeblichen Geschenkes ihres verstorbenen Mannes wünschte, entfernte sich bei diesen Worten aus Alhambra. Die Verwandten des Kastilischen Edelmannes fielen auf die Kniee, und sandten einige Gebete empor zu dem Allerhöchsten. Kaum hatten sie ihr Gebet beendigt, als der Herold ihnen die Entscheidung ihres Processes zu ihren Gunsten kund that. Das ganze

Volk nahm Antheil an der gerechten Sache, und freudiger Jubel erfüllte die Luft: Heil dem weisen Chalifen, riefen sie aus, der uns nach Gewissen und Gesetz regiert.

5.

Der arme Makár,

oder

wer für die Wahrheit steht, wie ein Fels, der ist ein wahrer Held.

Wir leben im Zeitalter der Biographien und Memoiren, sagte ein Journalist: folglich sagen auch Journalisten zuweilen die Wahrheit. In der That geben jetzt nicht nur angesehene Personen, sondern sogar Bedienten und Küchenjungen ihre Memoiren heraus und die Zahl der biographischen Lexikons nimmt kein Ende. Daher geschieht es zuweilen, daß die Lebensbeschreibung eines Gelehrten, auf einer Seite mit der Biographie eines Englischen Rennpferdes, oder das Leben irgend eines Marquis neben dem eines Jagdhundes sich befindet. Aber das Publikum liebt diese Art historischer Pasteten, und

man muß demselben schon zu Gefallen leben. Schade, daß diese Sitte nicht schon damals herrschte, als ich arm war: dann hätte ich aus meiner Lebensbeschreibung wenigstens einige Bände bilden können. Jetzt aber bin ich reich, dick, bejahrt, und schildere daher mein Leben auf einigen Seiten, zu meinem eigenen Vergnügen.

Wäre ich ein Deutscher Baron, so begänne ich meine Biographie mit dem Einfall der Römer in Deutschland, mit der Niederlage des Varus durch Arminius oder Herrmann, mit Attila, oder wenigstens mit den ersten Kreuzzügen. — Sechs oder sieben Bände, angefüllt mit den Begebenheiten meiner Urältervàter und Urältermütter im Kriege, auf der Jagd, bei Schmausereien und im häuslichen Leben, würden mich im siebenten und neunten Bande zu einer wichtigen Person machen, wenn gleich mein ganzes Leben mit den Worten dargestellt werden könnte:

Er lebte, und — die Zeitung sagt's,
Er reiste nach Rostow.

Bei uns in Rußland betrachtet man die Dinge aus einem andern Gesichtspunkte, und bei uns werden (Gott Lob) persönliche Verdienste von den Menschen (d. h. von den klugen) weit mehr geschätzt, als vier Schwadronen Ahnen in eiserner Rüstung, mit ihren Rossen, Hunden, Hirschgeweihen, Bärenfellen, ungeheuren Humpen und Pokalen. Da aber bei uns Jeder nach dem Taufnamen und Vatersnamen genannt wird, so müßte, denke ich, jede Lebensbeschreibung mit dem Vater anfangen, was ich auch zu thun gesonnen bin. Dies ist meine Vorrede; sie ist etwas lang, aber heut zu Tage besteht das ganze Verdienst der meisten Bücher und Journale in Vorreden und Ankündigungen, und ich habe mich unwillkührlich durch dieses Beispiel mit fortreißen lassen.

Mein Vater war Hauptmann bei einem Grenadierregiment, während des Türkischen Feldzuges, welchen Rumjanzow-Sadunaißkoi siegreich beendigte. In der Schlacht am Kagul verlor mein Vater die rechte Hand, erhielt zwei Kugeln in die Brust und einige Säbelhiebe in den Kopf. Nach solcher Bewirthung hatte er

gar keine Ursache jenseits der Donau zu bleiben: er ließ sich kuriren, nahm seinen Abschied; er-hielt denselben mit Uniform, Rangerhöhung, dem Georgenkreuz im Knopfloche und mit Invalidengehalt. — Sein erstes Geschäft war nun mit Postpferden nach Petersburg zu eilen, wo meine Mutter mit mir zurückgeblieben war; aber hier erwartete meinen Vater ein weit schmerzlicherer Schlag, als die Kanonenkugel, welche ihm die rechte Hand abriß. — Als er sich der Pforte des Hauses näherte, wo wir wohnten, ward er bestürzt, denn er sah auf der Straße gehackte Tannenzweige und spürte einen Weihrauchgeruch. Er tritt in das Zimmer, und der erste Gegenstand, welcher sich seinen Augen darstellt, ist der Sarg, in welchem meine Mutter liegt. Mein Vater verschloß seinen bittern Kummer in der Tiefe seiner festen Seele; in Gegenwart der Menschen vergoß er keine Thräne, man hörte von ihm keinen Seufzer, denn er hielt es eines tapfern Kriegers unwürdig, der Gegenstand des Mitleidens einer gefühllosen Menge zu seyn. Blaß und schweigend nahm er Abschied von dem Körper, faßte mich bei der

Hand und folgte dem Sarge mit festem Schritte. Als die Trauerceremonie vorüber war, die Neugierigen sich entfernt hatten, und ich mit meinem Vater allein zurückblieb, da sank dieser auf die Kniee nieder, betete inbrünstig, und bittere Thränen fielen auf seine benarbte Brust. Ich zehnjähriger Knabe schluchzte und war fast bewußtlos. „Makär!" sagte mein Vater: „armer Makär! ich sehe, Du fühlst Deinen Verlust, aber ich weiß, daß Du nicht im Stande bist, den meinigen zu fassen. Tröste mich, und schwöre bei dem Grabe Deiner Mutter, der ich hoffentlich bald folgen werde, daß Du meinen Willen erfüllen wirst." — „Befehlen Sie, lieber Vater!" antwortete ich, schluchzend. „Sprich die Wahrheit, immer und überall!" — „Ich schwöre!" — „So ruhe denn auf Dir der Segen Gottes und Deines Vaters, so lange Du Dein Gelübde erfüllen wirst." Der Vater befahl mir hierauf das Grab, und dann sein Georgenkreuz zu küssen, trocknete seine Thränen, und kehrte dann schweigend, mit langsamen Schritten in seine Wohnung zurück.

Jetzt erst bemerkte ich auf dem Hofe einen

Reisewagen, der bis zu unserer Rückkehr angespannt geblieben war. Bei demselben stand ein riesiger Grenadier mit einem hölzernen Bein, auf seine Krücke gelehnt; er trug eine hellgrüne Jacke mit rothem Kragen und eben solchen Aufschlägen, und rothe breite Beinkleider. Die Haare waren ihm kurz beschoren, und den Kopf bedeckte ein schwarzes ledernes Mützchen in Form eines Helms mit einem wollenen Kamm; der graue Stutzbart strahlte wie eine silberne Stickerei an den Rabatten der Uniform, welche mit der Medaille am Georgenbande geschmückt war. In der rothen saffianenen Patrontasche steckten zwei reiche Türkische Pistolen und ein mit Gold eingelegter Dolch. Die Köchinn meiner verstorbenen Mutter stand auch neben dem Reisewagen, und trocknete sich die Thränen mit ihrer Schürze: wahrscheinlich erzählte sie dem alten Krieger die kurze Krankheit und den schnellen Tod ihrer guten Herrschaft, denn die Augen des Soldaten waren roth und glühten wie Funken auf dem blassen Gesichte. Ein schwarzer Hund blickte traurig aus dem Wagen nach allen Seiten, und schien

zu fühlen, daß der Empfang der Erwartung nicht entsprochen habe. „Marja!“ sagte mein Vater: „gieb Filipows Bettsack und Matkins Kleidung; mir bringe das Bildniß meiner verstorbenen Frau: das Uebrige behalte für Dich, zum Lohn für Deine treuen Dienste.“ — Die Magd wollte ihm zu Füßen fallen, aber mein Vater hielt sie zurück. — „Sind das Quartier und Dein Lohn bezahlt?“ — „Alles ist bezahlt,“ antwortete Marja weinend. „So lebe denn wohl; ich kann Dich zur Bedienung nicht behalten.“ — In wenigen Augenblicken lagen meine Habseligkeiten im Wagen; mein Vater küßte das Miniaturbild meiner Mutter und hing es sich um; wir setzten uns auf die Felleisen im Wagen, und mein Vater sagte dem Fuhrmann: „fahre nach der Petersburger Seite!“

In einer Sackgasse sahen wir ein Billet an der Pforte eines kleinen Häuschens. Filipow ging hinein, um zu recognosciren, und kehrte mit dem Bescheide zurück: „alles ist gut und Platz genug, Euer Hochwohlgeboren: weder in Lagern noch Transcheen haben wir so ge-

lebt." Filipows Rapport entschied die Sache, wir mietheten hier sogleich ein Zimmer, und bezogen, wie Filipow sagte, die Winterquartiere.

Nur wenige von denen, die durch sich selbst zu Ansehn und Reichthum gelangten, erinnern sich gern an die frühere Dürftigkeit, weil sehr Wenige dieses künstliche Glück auf geradem Pfade und durch Verdienste erlangten. Da aber meine Tasche kein einziger fremder Kopeken belastet, und die Thräne keines Unglücklichen auf meinem Herzen brennt, so schildere ich frohen Herzens meine vormalige Armuth, an welche sich die angenehmsten Erinnerungen meines Lebens ketten, und bitte den Leser wegen der zu großen Ausführlichkeit um Entschuldigung: gewiß haben nur Wenige derselben diese Gemälde in ihrer wirklichen Natur gesehen.

Die Wohnung meines Vaters auf der Petersburger Seite, bestand aus einem Zimmer mit einer Scheuerwand, und einem Vorzimmer, welches zugleich die Küche war. Hinter der Scheuerwand befand sich unser Schlafzimmer: mein Vater ruhte auf Heu, bedeckt mit

der Burka,*) auf welcher ein ledernes, mit Wolle gestopftes Kopfkissen lag. Er bedeckte sich mit seinem Mantel. Reines Bettzeug war die beste Zierde dieses kriegerischen Lagers. Ich schlief auf meiner Matratze. Bei dem Bette meines Vaters stand ein hölzernes Tischchen; auf demselben lagen einige Bücher, welche ihm ein alter Freund, Offizier im Cadettenkorps, zum Lesen lieh; ferner Schreibzeug, Rasierzeug, nebst einer kleinen Schatulle mit Patenten, Zeugnissen und den Briefen der verstorbenen Mutter. Zwei hölzerne Stühle und ein Felleisen mit allerlei Sachen vollendeten das Ganze. Die andere Hälfte des Zimmers ersetzte uns alle Abtheilungen der großen Palläste: Gastzimmer, Speisezimmer, Saal, wo es der Trägheit, der Ränkesucht und dem Laster so oft eng und beklommen wird. Hier hing, zwischen zwei Heiligenbildern, ein kleiner Spiegel in einem stählernen Rahmen von geschnitzter Ar-

*) Die Burka, ein kurzer Filzmantel, der in Süd-Rußland allgemein getragen, auch von den Cavalleristen, vorzüglich im Felde, gebraucht wird. (A. D.)

heit, unter demselben stand ein eichener Tisch, an welchem wir unsere bescheidene Mahlzeit einnahmen. Sechs Stühle von Lindenholz und ein eben solches Sopha, oder eigentlich eine Bank, ohne Kissen, mit gestreiftem Raventuch überzogen, standen, ohne jemals von ihren Plätzen gerückt zu werden, an den Wänden, und erwarteten vergebens, daß jemand auf ihnen sich niederlasse, obgleich ihre Dauerhaftigkeit wohl einer sechspfündigen Kanone Troß geboten haben würde. In der vorderen Ecke hing das Bild des Wunderthäters St. Nikolaus, vor welchem, am Vorabend jedes Festes, ein Lämpchen glimmte. Unter diesem Bilde wurden kostbare Dinge aufbewahrt: das Georgenkreuz, der Ringkragen, der Degen mit der goldenen Troddel, und das Portrait meiner Mutter, mit schwarzem Flor umhüllt. — Ueber der Bank, — über dem Sopha, wollte ich sagen, — war ein ziemlich schlechter Kupferstich an die Wand geklebt, welcher die Schlacht am Kagul darstellte, darunter hing, in einem schwarzen hölzernen Rahmen, ohne Glas, das Portrait des Feldmarschalls Rumjanzow. Hier hingen auch einige Tro-

phäen, die erwähnten Türkischen Pistolen und der Dolch, welche mein Vater selbst einem Janitscharen bei Bender abgenommen hatte. In einer Ecke stand ein Reisekästchen, das unser ganzes Hausgeräth enthielt, und auf demselben lag ein zusammengeklapptes ledernes Damenbret, welches im Lager von der Sonne ganz verbrannt war; statt der Damensteine dienten hohle Knöpfe von verschiedener Größe.

Der verabschiedete Soldat Filipow versah im Hause alle Geschäfte und Handwerke. Er reinigte und flickte Kleider und Stiefel, bereitete das Essen, ging auf den Markt, fegte die Zimmer, hackte Holz, trug Wasser, wusch zuweilen sogar die Wäsche, und besserte das alte Dach des Hauses aus. Sein Hauptquartier war hinter dem Russischen Ofen, im Vorzimmer, wo auch der schwarze Hund schlief. Dieser hatte früher dem ganzen Regiment gehört und alle Feldzüge, ja sogar die Schlachten mitgemacht. Ueberall wurde das Thier gefüttert, und hatte beim Regiment keinen eigentlichen Herrn; als aber Filipow seinen Abschied erhielt, da erwies es sich, daß er, als Feldkoch des Hauptmanns,

der Hauptgegenstand der Zärtlichkeit des Hundes gewesen war. Zum Leidwesen Aller, verließ der Hund zugleich mit Filipow, das Regiment. Filipow taugte zu jeder Arbeit, verrichtete sie mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, und fand, trotz seiner vielen Geschäfte, doch noch so viel Zeit, um der Hauswirthinn, die eine zahlreiche Familie hatte, hülfreiche Hand zu leisten. Er bürgte nicht für seine Geschicklichkeit in irgend einem Handwerk, ausgenommen in der Kochkunst, aber darin würde er auch um nichts in der Welt dem ersten Französischen maitre d'hôtel den Vorrang eingeräumt haben. Und wahrlich, kein einziger Französischer Koch hätte eine so schmackhafte Russische Kohlsuppe und Grütze kochen können, wie Filipow, der, nach den Worten meines Vaters, bei der ganzen Brigade berühmt war, durch sein Klopffleisch auf dem Rade und durch seine Hammel-Coteletten, auf den Kohlen des Bivouakfeuers gebraten. Gewiß kam auch kein Französischer Koch unserem Filipow an Appetit und Heiterkeit gleich. Er hatte nur einen Kummer auf dem Herzen, nämlich den,

daß mein Vater seit dem Tode meiner Mutter seine natürliche Heiterkeit verloren hatte, finster und schweigend geworden war, und nicht mehr so gern, wie sonst, Filipows Liedern zuhörte, von denen der alte Dienstmann, als ehemaliger Vorsänger der Compagnie, ein großer Freund war. Ich sehe ihn noch jetzt vor mir, den guten Filipow, wie er an heitern Sonntagen, seine Haare mit Kwaß anfeuchtete, den Schnurrbart glatt strich, seine abgeriebene Uniform mit der glänzenden Medaille anzog, sich dann auf die Bank an der Pforte setzte, und die Nachbarn durch seine Lieder ergötzte. Sein Lieblingslied war:

„Die Unsern zagen nicht im Felde."

Täglich sang er es halblaut bei jeder Arbeit, aber er erhob die Stimme vor der Hausthür und auf dem Marsch in die Bude, oder aus der Bude nach Hause mit eingekauften Sachen. Wenn mein Vater ausging (was sehr selten geschah), so erwartete Filipow am Fenster oder vor der Pforte die Rückkehr seines Herrn, stellte sich, bei dessen Rückkehr, als

habe er ihn nicht bemerkt, und begrüßte ihn mit dem Liede:

„Wir lieben Dich so herzlich
Sey unser Befehlshaber ewiglich!“

Mein Vater fühlte in vollem Maaße die zarte Aufmerksamkeit des alten Kriegers, klopfte ihm freundlich auf die Schultern, nannte ihn Filipitsch, und fragte ihn, wie er sich befinde. Da kehrte Filipow sogleich zur frühern Disciplin zurück, richtete sich in die Höhe wie eine aufgespannte Saite und antwortete mit lauter Stimme: „wir wünschen gutes Wohlseyn, Euer Hochwohlgeboren, und sind froh für unsern Commandeur zu sterben.“

Mein Vater ging an Werkeltagen nur aus, um Bücher zu wechseln, und seinen Gehalt zu empfangen. An jedem Feiertage zog er seine hellgrüne Uniform mit rothem Kragen, Aufschlägen und Rabatten an, eine rothe Weste mit breiter goldener Tresse, und rothe Beinkleider, er nahm den betreßten Hut, seinen Degen mit der goldenen Trobdel, hing das Georgenkreuz an, und ging mit mir zur Messe in

die Peter-Pauls Kathedrale; Nachmittags führte er mich in den Sommergarten oder auf die Uferstraße vor dem Kaiserlichen Pallast. Uns besuchte nur ein alter Regimentskamerad meines Vaters, der auch eine Hand, und zwar die linke, in eben demselben Feldzuge verloren hatte. Die Greise konnten nicht müde werden von ihren Abenteuern in den Winterquartieren, von Feldzügen und Schlachten zu sprechen. Sie sahen einander fast täglich, und obgleich der Gegenstand ihrer Gespräche immer derselbe blieb, so ward er doch nie erschöpft. Der hölzerne Tisch hatte durch die Zeichnungen der Quarreen Rumjanzows so viel Kreide eingesogen, daß man zuletzt mit Kohlen zeichnen mußte. Filipow stand ehrerbietig an der Thür, und hörte die Erzählung der Begebenheiten, deren Zeuge er meistentheils gewesen war. Als Beifallszeichen lächelte er und strich den Schnurrbart; wurde aber einem der Erzähler das Gedächtniß ungetreu, dann senkte Filipow den Kopf und kratzte sich langsam an den Schläfen. Nun rief man ihn als Zeugen herbei, und er entschied ehrerbietig den Streit, indem er fast bei jedem

Worte hinzufügte: „bitten um Verzeihung, bitten, nicht übel zu nehmen, Euer Hochwohlgeboren!“ — Unaufgefordert mischte sich Filipow nie ins Gespräch. Waren die Zungen der thätigen Greise müde geworden, so setzten sie die ihnen noch übrig gebliebenen Hände am Damenbret in Bewegung. Filipow, ein leidenschaftlicher Freund dieses Spiels näherte sich dann dem Tische, und sah, auf seine Krücke gestützt, über die Schulter seines Herrn mit der größten Aufmerksamkeit dem Spiele zu. Jeder Stein, den mein Vater verlor, bewirkte eine entsetzliche Grimasse auf Filipows Gesicht, jeder Gewinnst brachte ihn zum Lächeln.

Mein Leben war einförmig. An jedem Morgen gab mein Vater mir Unterricht, Nachmittags las ich Tredjakowsski's Telemachide, *)

---

*) Wassilij Tred'jakowskij (1703 — 1769) Professor der Beredsamkeit hat mehrere Werke in Prosa und Versen hinterlassen. Manche seiner prosaischen Schriften haben noch jetzt Werth; seine dichterischen Werke aber, zu denen die obenerwähnte Telemachide (eine Uebersetzung von Felenons Telemach in Versen) gehört, beweisen, daß ihm dichterischer Geist

lernte meine Lektionen, oder spielte mit Filipow, der mich leidenschaftlich liebte, und meine Wünsche nicht nur erfüllte, sondern denselben sogar zuvorkam: mit mir vergaß er sein Alter, und wurde ganz zum Kinde. Jedesmal wenn er aus der Bude zurückkam, brachte er mir etwas mit, entweder ein pfefferkuchenes Pferd mit goldener Mähne, Cedernüsse, oder ein rundes Weißbrödchen. Ich war der Gegenstand seiner ganzen Zärtlichkeit und Sorgfalt, und liebte ihn wie einen Vater. Aber nicht lange genoß ich dieses Glück. Nach einem halben Jahre erfolgte der Ukas mich in das Cadettencorps aufzunehmen, und wenige Monate nachher verwaiste ich in dieser Welt für immer. Ich übergehe mit Stillschweigen die ausführliche Schilderung.... Der Kummer führte meinen Vater ins Grab; Filipow drückte ihm die Augen zu, und brachte mir seinen letzten Segen. Der gute Filipow war untröstlich, und folgte seinem Commandeur bald nach; der treue Hund wich

---

und Geschmack gänzlich mangelten. S. Gretsch, Gesch. der Ruſſ. Litt. (A. d. U.)

nicht vom Gottesacker: er winselte und heulte unaufhörlich, wühlte in der Erde, und starb endlich auf dem Grabe seines Herrn.

So lange ich bei meinem Vater gewesen war, hatte ich die Wichtigkeit meines geleisteten Schwures, stets die Wahrheit zu sagen, noch nicht erkannt. Unter fremden Menschen überzeugte ich mich, daß mein Vater wichtige Gründe gehabt hatte, mich dasjenige eidlich bekräftigen zu lassen, was mir sehr einfach und gewöhnlich schien. Die Wahrheit beißt, sagt das Sprüchwort, und der Mensch, welcher immer die Wahrheit sagt, steht zu den Menschen in eben dem Verhältniß, als wenn er wirklich jedem ihm Begegnenden die Augen auskratze. Ich will nicht alle Umstände meines Lebens anführen, sondern nur einige Vorfälle erzählen, welche, in Folge meines Schwures, Einfluß auf mein Schicksal hatten.

Durch Erfahrung gelangt der Mensch zur Weisheit. Je öfter wir einen Weg befahren, desto besser lernen wir denselben kennen, und in dunkler Nacht will ich in einer bekannten Gegend, lieber dem Fuhrmann, als einem Geo-

graphen folgen. Aber die Jugend denkt anders. Das heiße Blut reißt die Jünglinge rasch fort auf der Bahn des Lebens, die Leidenschaften reizen, die Neugier treibt, und sie umschiffen die guten Rathschläge, als wären selbige Klippen oder Sandhügel, um nur schneller das Ziel zu erreichen, wo das zerstörte Wirthshaus — die Entzauberung sie erwartet. Einst wollten meine Kameraden, die Kadetten, trotz des Verbotes, den erhaltenen Unterricht über die Feuerwerke praktisch wiederholen. Das Pulver flammte auf, der Glanz verschwand, und mit ihm unser Vergnügen; es blieben Rauch und Qualm, das Sinnbild der Reue nach jedem unerlaubten Genuß. Die Jünglinge fühlten, wie dies gewöhnlich der Fall ist, ihren Fehler, nach der Ausübung, und verfielen, wie dies ebenfalls gewöhnlich ist, aus einem Fehler in den andern. Sie kamen überein, die Urheber nicht zu entdecken, sondern Alle der Strafe zu unterwerfen. Ein strenger Offizier tritt ins Zimmer und fordert die Angabe der Schuldigen. — „Wir sind Alle schuldig.“ — hieß es von allen Seiten. — Ich stand in einem Winkel

mit niedergeschlagenen Augen und wurde, ich weiß es selbst nicht, ob roth oder blaß; der Offizier bemerkte meine Verwirrung und rief mich zu sich. „Ich kannte Deinen rechtlichen Vater, Makär! sprich die Wahrheit!“ Die Erinnerung an meinen Vater und an die Wahrheit setzten mein Blut in Wallung; ich gedachte lebhaft, wie ich am Grabe meiner Mutter geschworen hatte, stets die Wahrheit zu sagen; ich faßte Muth, und erzählte alles. Seit der Zeit war mein Schicksal entschieden. In allen Fällen, wo man die Wahrheit herausbringen wollte, wandten sich die Offiziere an mich, meine Kameraden flohen mich, wie einen Aussätzigen. Lobsprüche von der einen Seite, und Faustschläge von der andern, behagelten mich gleichsam. Mit aufgelaufenen Augen und zerrissenen Rabatten an der Uniform, irrte ich einsam umher, mitten unter meinen fröhlichen Gefährten, ohne Antheil an ihren Vergnügungen zu nehmen, und fühlte nur an den Schlägen, daß ich in dem ungeheuern Gebäude nicht allein erzogen ward. Im ganzen Korps nannte man mich nicht anders, als den armen Makär.

Aber eben dieses Alleinleben richtete meinen Blick auf die Wissenschaften, und bei der Entlassung erhielt ich den ersten Preis, Lieutenantsrang und die ausgezeichnetste Empfehlung an das Regiment. Meine Gefährten ließen mir in den Wissenschaften und in meinem Betragen Gerechtigkeit wiederfahren. — „Der arme Makâr!" sagten sie, „es ist wahrlich schade, daß seine Zunge nicht fest ist, sonst wäre er ein guter Junge!"

Ich kam zum Regiment; der Obrist empfing mich mit Auszeichnung, ich mußte stets in seiner Nähe seyn, aber die übrigen Offiziere, welche schon von meiner, wie sie sagten, schlechten Gewohnheit, stets die Wahrheit zu sagen, unterrichtet waren, behandelten mich zwar freundlich, aber doch mit einiger Scheu und Vorsicht. Folgender Umstand zerstörte meine Ruhe bei dem Regiment. In die von unserm Regiment besetzten Gegenden, kam aus der Hauptstadt ein junger reicher Gutsbesitzer; sein Stammbaum war so groß, daß dessen Wurzeln in beiden Hauptstädten keimten, und die durch das ganze Reich verbreiteten Zweige, Gott

weiß wie, mit den Stengeln des Stammbaums der Frau Obristinn verflochten waren. Aber dieser Jüngling war die wurmstichige Frucht einer prachtvollen Pflanze. Er kannte besser die Regeln der Tanzkunst und der Französischen Aussprache, als die Grundsätze der Moral, und die Gesetze des Vaterlandes und der Ehre. Nachdem er eine arme, aber würdige adelige Familie an ihrer Ehre gekränkt hatte, schob der lüderliche Jüngling die Schuld auf zwei Junker unseres Regiments, und stellte falsche Zeugnisse auf. — Es wurde eine Commission ernannt, in welcher, außer den bürgerlichen Beamten noch zwei Offiziere sich befinden sollten; und der Oberst ernannte mich nebst seinem Sohne. — Die Untersuchung begann, und während derselben gab es in unserem Städtchen eine ununterbrochene Reihe von Schmausereien. Die musikalischen Instrumente brachen durch übertriebene Anstrengung; Chöre von Zigeunern und Sängern sangen sich um die Wette heiser, die festesten Fußböden erbebten von den Tänzen; alle brennbare Materialien wurden zu Feuerwerken und Erleuchtungen verbraucht; im Wein

watete man bis an die Kniee, die Köche brannten das Geschirr durch, und unterdessen kamen die Bittschriften und Empfehlungsbriefe pudweise aus der Hauptstadt. Alle sagten vorher, die Sache würde zu Gunsten des reichen Jünglings entschieden werden, und der dienstfertige Secretair hatte, um den Richtern die Mühe zu ersparen, schon den Plan zur Resolution entworfen. Der Tag des Endurtheils brach an: ich gab meine Meinung, mit welcher auch der Sohn des Obristen einverstanden war: die Oberbehörde gründete ihre Entscheidung auf meine Meinung, der Jüngling wurde schuldig befunden und einer strengen, aber gerechten Strafe unterworfen.

Die Obristinn war in Verzweiflung, mit ihr zugleich einige Dutzend Tanten und Cousinen des Verurtheilten. Gleich einer Schaar von Raubvögeln flogen sie auf mich ein, zerrissen meinen guten Namen mit den Klauen der Verleumdung, und versperrten mir durch Netze von Ränken den Weg zur Rechtfertigung. Ich mußte das Regiment verlassen. „Armer Makär!“ sagten die Offiziere, indem sie das Attestat über

meinen untadelhaften Dienst gern unterschrieben: — „es wird Dir schwer werden mit Deiner Wahrheit in der Welt zu leben!“

Ich lächelte durch Thränen, nahm von meinen Kameraden Abschied, insbesondere von dem Sohne des Obristen, der troß des mütterlichen Zorns mein aufrichtiger Freund geworden war, und reiste zur activen Armee ab.

Fürst Potemkin der Taurische befehligte die Russischen Truppen, welche den Feldzug mit dem Sturm gegen Otschakow begannen. Das Grenadierbataillon, bei welchem ich mich befand, that in Gegenwart des Oberbefehlshabers Wunder der Tapferkeit, schritt durch den Graben über Haufen feindlicher Leichen, erstieg troß des höllischen Auswurfs von Feuer, Rauch, Kugeln, Kartätschen, Balken und Steinen den Wall, und pflanzte Rußlands Fahne in die mit dem Blute verzweifelter Feinde getränkte Erde. Ich hatte nicht das Glück, der Erste auf der Mauer zu seyn, war aber einer der ersten. Der Oberbefehlshaber wollte durchaus wissen, wer der erste gewesen war. Ein Unterlieutenant und ein Freiwilliger aus vor-

nehmer Familie mit Obristlieutenants Rang, machten einander diesen Ruhm streitig. Man verlangte mein Zeugniß, und bei der ersten Aufforderung: „Makár, sprich die Wahrheit!“ sagte ich den ganzen Zusammenhang der Sache. Der Unterlieutenant erhielt das Georgenkreuz, der Freiwillige ein Regiment, und ich wurde zum Kapitain in eben diesem Regiment befördert.

Ich habe nicht die Absicht die Einzelnheiten dieses Feldzuges zu schildern: ich erhielt drei Wunden, erwarb mir die Liebe der Soldaten, die Achtung meiner Kameraden, und die eigene Ueberzeugung, daß ich meine Pflicht erfüllt hatte, wie dies einem Russischen Krieger geziemt. Aber die Belohnungen flogen eben so an mir vorüber, wie alle Kugeln, welche mich nicht trafen. Ich nahm meinen Abschied und reiste nach Petersburg.

Mein erster Gang war zu den Gräbern meiner Aeltern und des guten Filipow; ich benetzte sie mit bittern Thränen, betete herzlich und fühlte Erleichterung in meinen Leiden; denn ich war meinem Schwur nie treulos ge-

worden. Von der Grabstätte wanderte ich unwillkührlich zum Cadettencorps, und betrachtete das Gebäude mit eben dem Gefühl, wie der erwachsene Mann auf seine Wiege sieht. Um diese Zeit fing man an in Rußland periodische Schriften herauszugeben; an einigen derselben nahm die Kaiserinn Katharina selbst Antheil, und überhaupt begann unsere Literatur sich zu heben. Mein ehemaliger Lehrer gab eine dieser Zeitschriften heraus, und machte mir den Vorschlag sein Mitarbeiter zu werden. Freudig willigte ich ein, denn mein kleines Sümmchen war beinahe aufgezehrt, und dann blieb mir nichts weiter übrig als zu hungern. Mein alter Lehrer übertrug mir die Journalkritik mit den Worten: „Makàr! sprich die Wahrheit!" — Ich ging an die Arbeit, und hatte bald Gelegenheit zur Reue. Die unerhörte Erscheinung: Wahrheit in einem Journal, erweckte die allgemeine Aufmerksamkeit. Nach dem Muster der Kaiserinn beschäftigten sich damals viele angesehene Personen mit der Russischen Literatur. Bei jeder Gelegenheit erschienen eine Menge Oden, Madrigale u. dgl. Unser Publi-

kum war in seinen Urtheilen noch unerfahren: Ssumarokow schätzte man gleich Lomonoßow, Cheraskows Gedichte erhob man über die Iliade, der Marquis Glagol *) galt für das Muster leichter Prosa, und Golikow's **) Stil wurde dem des Tacitus vorgezogen. Jeder der ein Quatrain hatte drucken lassen, galt in der Welt für einen Schriftsteller, und war er dabei noch ein reicher Mann, so genoß er eben solchen Ruhm in Gesellschaften, wie heut zu Tage die ersten Schriftsteller in Frankreich und England. Man denke sich aber das Erstaunen der Erlauchten und Excellenzen auf der Autorbahn, als ich kaltblütig zu beweisen anfing, daß

*) So nannte man das bekannte Buch: Begebenheiten des Marquis G., oder das Leben eines von der Welt zurückgezogenen Edelmannes. Der wirkliche Geheimerath Jelagin (1728—1796) übersetzte es in das Russische. S. Gretsch, Gesch. der Russ. Lit. (A. D.)

**) Iwan Golikow (1735—1801) schrieb ein Werk in 12 Bänden unter dem Titel: Thaten Peters des Großen; ferner: Zusätze zu diesem Werke in 18 Bänden; Anekdoten Peters des Großen; die Biographien Lefort's und Gordow's. S. Gretsch, Russ. Lit. Gesch. (A. D.)

ihre Werke nur Wischiwaschi enthielten, daß der Jüngling Derschawin ungewöhnliches Talent zeige, und mit der Zeit den Ruhm der Russischen Literatur bilden werde, und daß der erste Schriftsteller unserer Zeit (d. h. der damaligen) der Verfasser des Muttersöhnchens und des Brigadiers *) sey. Man verschrie mich als einen literärischen Ketzer, als einen unruhigen, bösen Menschen, man fing an zu beweisen, daß ich kein Recht hätte über die Literatur zu urtheilen, weil meine Großmutter drei Werste von der Preußischen Gränze geboren, und mein Vater in seiner Jugend mit einem Franzosen befreundet war. Die Sache endigte sich damit, daß mein ehemaliger Lehrer mir sagte: „Armer Makär! höre auf zu schreiben: man kann nicht gegen den Strom schwimmen." — Aber mein Lehrer wollte mich nicht brodlos lassen; er zwang sich die Werke eines sogenannten Literators zu loben, und bewies nach den Regeln der

*) Zwei noch immer gern gesehene Lustspiele von Wisin's (1745 — 1792) eines ausgezeichneten Lustspieldichters und Satirikers. S. Gretsch, a. a. O. (A. d. Ü.)

Rhetorik, daß nichts vortrefflicher seyn könne, als die Verse:

„Einmal
Fiel der Regen zweimal.“ —

Durch diesen Autor verschaffte er mir die Stelle als Beisitzer eines Criminal-Gerichts in einer entfernten Provinz.

Alle meine Amtsbrüder und überhaupt alle Beamte in unserer Provinzialstadt lebten herrlich, aßen und tranken viel und gut, wohnten in schönmöblirten Häusern, fuhren in neumodischen Equipagen, und ihre Frauen und Töchter waren geputzt wie die Puppen. Ich war fest der Meinung, daß sie oder wenigstens ihre Frauen, reiche Familiengüter oder Kapitalien besäßen, die sie entweder als Aussteuer oder durch Erbschaft erhalten hätten, und glaubte lange, daß sie mit mir spaßten, wenn sie behaupteten, eben so wie ich, von meinem Gehalt zu leben, der mir nur ein sehr mäßiges Auskommen gab. Ein Vorfall entdeckte mir das Geheimniß. Ein reicher Bittsteller, dessen Schicksal in meinen Händen war, brachte mir eine silberne Schüs-

sel mit Rubeln zum Geschenk. Es verstand sich von selbst, daß ich das Geschenk nicht annahm; bald nachher aber feierte mein College seinen Namenstag und lud mich zum Mittagessen ein, wo ich dann eben diese Schüssel, mit Kuchen gefüllt, auf dem Tische sah. Ich konnte mein Lächeln nicht zurückhalten, und erzählte, als man mich um die Ursache fragte, meinem Gelübde treu, die ganze Sache. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, sagt das Sprüchwort; nicht nur der Hausherr, sondern auch alle Gäste wurden meine Feinde. Dahingegen liebten mich alle Stadtbewohner, nannten mich aber nicht anders, als den armen Makár.

Indessen blieb ich in der Behörde immer allein bei meiner besondern Meinung. Um meinen Schwur zu erfüllen, hielt ich es für das Beste, dem genauen, buchstäblichen und klaren Sinne des Gesetzes zu folgen, welches, gleich dem Faden der Ariadne, uns einzig und allein den wahren Weg aus dem Labyrinth der Rechtsverdreherei zeigen kann. — Meine Collegen sagten, sie verführen nach dem Gewis-

sen und handelten nach dem geheimen Sinn des Gesetzes. Ich weiß nicht wie es geschah, aber der geheime Sinn und das Gewissen neigten sich bei ihnen immer auf die Seite des Mächtigen und Reichen. Meine Lage war die unangenehmste von der Welt, aber ich litt, und wagte es nicht meinen Posten zu verlassen, da ich meine Gegenwart zum Schutz der Unschuldigen und Schwachen für nöthig erachtete.

Durch die Erzählung der Unglücksfälle, welche aus der Erfüllung meines Schwures folgten, habe ich meine Leser schon genug gelangweilt. Mein ganzes Leben hindurch hatte ich mit Hunger, Kälte, allerlei Entbehrungen, Verleumdung und Rache zu kämpfen. Die Erinnerung daran weckt meinen Kummer: jetzt gehe ich mit einem Sprunge zur Entwickelung und zum Schluß meiner Memoiren.

In unserem Gerichtshofe wurde die Angelegenheit eines sehr reichen Mannes untersucht, dessen Ehre und ganzes Vermögen von unserer Entscheidung abhing. Eines Abends saß ich in meinem Zimmer, in meinem Schafpelz ohne

Ueberzug statt des Schlafrocks, und las bei einem Talglichte Seneka's Trost in der Armuth, da öffnet sich plötzlich die Thür und zu mir herein treten der Bruder des Angeklagten nebst Frau und Tochter. — Letztere galt mit Recht für die erste Schönheit und für die reichste Braut in unserer Stadt. Alle ehrwürdigen Mütter, Tanten und Töchter hielten sie für wahnsinnig, weil sie die Bücher den Ränken vorzog, und zwei Generalen und drei reichen Greisen ihre Hand verweigert hatte. Wenn ohne alle Hoffnung in dem Herzen eines verständigen, erfahrenen Mannes Liebe entstehen kann, so hätte ich längst aus Liebe zu ihr den Verstand verloren. Aber ich betrachtete diesen Engel, wie ein höheres Wesen; zuweilen seufzte ich, wenn ich an sie dachte und an meine Armuth, schlug in ihrer Gegenwart die Augen nieder und wagte es nicht sie anzureden. „Mein Herr!“ sagte mir der Vater des reizenden Mädchens: „das Schicksal meines Bruders und die Ehre meiner Familie ist jetzt in Ihren Händen. Alle Ihre Collegen haben eingewilligt den Angeklagten zu rechtfertigen: treten Sie ihrer Meinung

bei, und ich biete Ihnen die Hand meiner Tochter mit zweihunderttausend Rubeln Aussteuer, und nach meinem Tode mein ganzes Vermögen.“ In diesem Augenblick kniete die ganze Familie nieder, und die Schöne streckte mir ihre Hände entgegen. Ich hob die Flehenden auf, setzte sie auf meine hölzerne Bank und sagte: „was Sie mir anbieten, bin ich bereit, mit meinem Leben, aber nicht mit meiner Ehre zu erkaufen. Ihr Bruder ist schuldig; meine Meinung habe ich unterschrieben, und bringe sie morgen ins Gericht. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich die Hand Ihrer Tochter durch Entehrung und Unwahrheit erkaufte, sie mich weder lieben noch achten könnte, und das schlechte Beispiel der Aeltern würde die Nachkommenschaft mit einer Schande bedecken, die sich durch kein Gold abwaschen ließe. Dies ist meine Denkungsweise, von der ich niemals und für nichts in der Welt abweichen werde.“ — „Wären Sie denn wirklich gleichgültig gegen die Reize meiner Tochter?“ — fuhr der Vater fort. Bei diesen Worten belebte mich ein ungewöhnlicher Muth, wie bei dem Sturm

von Otschakow und ich rief voll Entzücken: „So wissen Sie denn, mein Herr, daß ich Ihre Tochter liebe, daß ich sie mehr liebe als mein Leben, daß ich aber für sie meine Ehre und meine Pflicht nicht vertauschen will!" — „Edler Vertheidiger der Wahrheit!" sprach der Vater, und die Thränen strömten ihm aus den Augen: — „wisse denn, daß Du von meiner Tochter geliebt wirst. Sie erklärte mir, daß sie Keinem ihre Hand reichen würde, wenn sie nicht Deine Gattinn werden könne, und ich kam hieher, um Dich zu prüfen, ob Du dieses Glückes würdig wärest. Umarme mich, mein Sohn! Tochter, küsse Deinen Bräutigam! Frau, segne die Kinder!" — Meine lieben Leser mögen sich meine Lage denken: ich weinte, lachte, umarmte Alle, sprang, und hätte über die unverhoffte Freude beinahe den Verstand verloren.

Einen Monat nach dem Urtheil, welches den Oheim meiner Frau der verdienten Strafe unterwarf, ward meine Hochzeit gefeiert. Während des Balles kam ein Kourier aus Petersburg mit einem Packet an mich, vom Ge-

neral-Prokureur. — „Die weise Katharina," schrieb mir der General-Prokureur, „hat bei dem Durchlesen der Processe bemerkt, daß Ihre Meinung stets mit den Gesetzen und dem Gewissen übereinstimmt. Die große Frau befahl, Nachrichten über Ihren frühern Dienst einzuziehen, und da Sie sich überzeugt hat, daß Sie stets ihre Pflicht erfüllt haben, wie dies einem Russischen Edelmann, Krieger und Richter ziemt, so belohnt Sie Sie mit dem St. Georgenorden für den Otschakowschen Sturm, und sendet Ihnen aus dem Kapitel dasselbe Kreuz, welches einstmals die Brust Ihres würdigen Vaters schmückte. Für Ihren bürgerlichen Dienst belohnt Sie Sie mit dem St. Wladimir-Orden, Rangerhöhung und doppelter Gehaltszulage. Sie hat befohlen, Ihnen, zum Beispiel für Andere, ins Gedächtniß zu rufen, daß „das Gebet zu Gott, und der Dienst für den Monarchen nie fruchtlos ist, und daß jeder Vaterlandssohn des Russischen Sprüchworts eingedenk seyn müsse: wer für die Wahrheit steht, wie ein Fels, der ist ein wahrer Held."

Ein lautes: Hurrah! es leben die weisen Monarchen Rußlands! ertönte in allen Ecken des Saales, nachdem dieses Papier vorgelesen worden war. — Voll Entzücken heftete meine Frau die Kreuze an meine Uniform, und seit der Zeit lebe ich glücklich, was ich meinen lieben Lesern ebenfalls wünsche.

6.

Die Schatzgräber.

Ein Mährchen.

„Hieher, zu mir, Kinderchen! — Ich will Euch ein Mährchen erzählen." — „Können nicht auch die Mütter zuhören?" — „Sehr gern, meine Damen! aber ich fürchte, das Mährchen wird Ihnen nicht gefallen, es ist nichts Sentimentales darin. Ich möchte lieber, daß die Väter zuhörten: sie könnten eine nützliche Lehre daraus ziehen." — „Ist Ihr Mährchen lang?" — „Bis man die Kartentische stellt, ist meine Erzählung beendigt." — „Wenn das ist, so wollen wir zuhören: fangen Sie an."

Es lebte einst ein guter Greis, der drei Söhne hatte. Alle strebten nach Reichthum, wußten aber nicht ihn zu erwerben, denn der Vater hatte ihnen beständig von dem Nutzen

des Reichthums und von dessen Anwendung erzählt, aber über die Mittel ihn zu erwerben hatte er geschwiegen, und keine Beispiele darüber angeführt. Endlich verbreitete sich in der Umgegend das Gerücht, daß einige Werste von ihrer Wohnung ein Schatz verborgen sey, die Vorüberfahrenden hatten an einer Stelle ein Feuer gesehen, welches bei ihrer Annäherung verschwand. Den guten Mütterchen träumte, an jener Stelle wären Kessel mit Gold und Silber in der Erde verborgen. Die Hirten sahen dort fallende Sterne, und hörten, daß Jemand unter der Erde wie ein Hahn krähe. Viele andere Merkmale überzeugten, daß der Schatz wirklich in der Erde an einer Stelle vergraben war, wo man verschiedene Kennzeichen bemerkte, aber es war schwierig bis dahin zu gelangen.

Es war ein Berg auf einer Insel, umgeben von einem Sumpfe, der an vielen Stellen selbst bei der heftigsten Kälte nicht zufror. Bevor man zu dem Sumpfe gelangte, befanden sich viele Schluchten und reißende Bäche. Aber obgleich der Weg schwierig war, so konnte man

ihn doch nicht unzugänglich nennen: denn oft sah man dort wilde Ziegen, die von Jägern verfolgt wurden, denn wo nur eine Beute ist, dahin dringt auch der Mensch. Die Jäger kannten den Fußsteg der zum Berge führte, und theilten, aus Freundschaft, den drei Brüdern die Merkmale mit, nach denen man sich richten müsse, um den wahren Weg nicht zu verlieren. Die Hauptsache bestand in Klugheit und Vorsicht.

„Was meinst Du, Papa, wenn wir den Schatz aufsuchten?“ sagten einstmals die Söhne zum Vater. — „In Gottes Namen, Kinderchen! aber ich bin nicht erfahren in solchen Dingen, ich kann Euch keinen guten Rath geben, wie man den Schatz heben soll, auch kenne ich nicht den Weg zu dem Sumpfe.“ — „Wir wollen schon den Weg finden,“ antworteten die Kinder: „und sind wir erst auf dem Berge, dann heben wir auch den Schatz.“ — „Man sagt aber, daß man nicht anders als einzeln zu dem Schatze gehen dürfe.“ — „Gut, Väterchen, wir wollen Einer nach dem Andern

dahin gehen, und der Jüngste von uns wird den Anfang machen."

Der jüngste Sohn wählte eine sehr dunkle Nacht, er nahm eine Blendlaterne, einen Sack, und eine Schaufel mit und machte sich auf den Weg. Da er nur die Gegenstände dicht vor seiner Nase beleuchten konnte, so bemerkte er die Kennzeichen auf dem Wege nicht, er verfehlte den wahren Pfad und — blieb im Moraste stecken. Die Laterne verlosch und er kam um, als Opfer seiner Unvorsichtigkeit und seines Leichtsinns, indem er glaubte mit der Laterne einen großen Raum zu übersehen.

Der zweite Sohn trat bei der Dämmerung seine Wanderschaft an: nachdem er die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sah er am Saume des Waldes ein Feuer, und da er glaubte, daß es über dem Schatze brenne, näherte er sich demselben, und fiel Räubern in die Hände, welche vorsätzlich das Feuer angezündet hatten, um Wanderer anzulocken. Die Bösewichter beraubten und tödteten den Unglücklichen.

Der älteste Sohn machte sich am hellen

Tage auf den Weg; außer einem Sacke und einer Schaufel versah er sich mit einem Stricke, einem langen Stocke und Waffen, um sich bei gefährlichen Uebergängen zu helfen und sich vor jedem Angriff zu schützen. Nach den Merkmalen fand er den Fußsteg. Des Sprüchwortes eingedenk: bevor Du nicht die Furth erprobt, so wage Dich nicht ins Wasser, — maß er mit dem Stocke die Tiefe der Quellen, und kam ungefährdet hindurch; an dem Stricke ließ er sich in die Schluchten hinab, und kletterte wieder aus denselben herauf, endlich gelangte er über Hügeln zum Berge, und fand in einer alten Höhle den Kessel mit Gold. Nachdem er damit seinen Sack gefüllt, kehrte er mit derselben Vorsicht zurück; zwar sah er am Walde Menschen mit verdächtigen Gesichtern, aber sie wagten es nicht den Bewaffneten am hellen Tage anzugreifen. Am Abend kehrte er glücklich heim, kaufte viel Gutes ein, und lebte singend."

— „Meine Herren! setzen Sie sich gefälligst zum Whist!" — rief der Hausherr aus

dem andern Zimmer: „es ist Schade die kostbare Zeit umsonst zu verlieren.“

„Ist die Erzählung zu Ende?“ fragten die Zuhörer.

— Ich habe Ihnen die Flasche gegeben: belieben Sie nun selbst zu entscheiden, welche Art von Spiritus darin verkorkt ist.

„Das heißt, Sie wollen, daß wir den wahren Sinn oder die Allegorie Ihres Mährchens errathen. Entscheiden Sie das selbst, und schnell, denn sonst verlieren Sie Ihre Zuhörer.“

— „Dem sey so: der Schatz bedeutet das Gemeinwohl. Die drei Wanderer — sind drei verschiedene Völker, welche zu einem Ziele streben. Das nächtliche Dunkel bedeutet die Finsterniß der Unwissenheit; die Laterne — ist das schwache, geborgte Licht der Aufklärung, nutzlos auf dem schwierigen Wege zum hohen Ziele. Die Dämmerung bedeutet die Halbbildung; das Feuer der Räuber — die falsche Aufklärung, oder die oberflächlichen Kenntnisse, wodurch böse Menschen die Schwachen verleiten. Der Tag bezeichnet die Aufklärung, bei deren Glanze alle Beschwerden und Gefahren überwunden

werden, alle Gegenstände in ihrer wahren Gestalt, in ihrem wahren Lichte sich zeigen; die Aufklärung, welche allein uns den Weg zum Gemeinwohle zeigen kann — ist das Ende des Mährchens."

„Aber," sagte einer von den Zuhörern; „dies ist kein Kindermährchen."

Sie kennen das Sprüchwort: die Katze schlägt man, aber der Schwiegertochter giebt man Winke. Eben so trägt man Kindern die Moral vor, damit die Alten zuhören sollen.

7.

Gerechtigkeit und Verdienst.

Morgenländische Erzählung.

„He was beloved for his just dealing.“

Ein junger Engländer, der seinen Geist durch das Licht der Gelehrsamkeit gebildet, unternahm eine Reise, um Menschen in verschiedenen Himmelsstrichen und unter verschiedenen Verfassungen kennen zu lernen. Er wollte zwischen den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen die mittlere Proportional-Linie finden, und unter den Sophismen, diesen Kindern feuriger Leidenschaften und der Phantasie, welche die Menschen über die Gränzen der Möglichkeit hinausführen, den moralischen Magnet aufsuchen, welcher das wahre Glück zuverlässig angiebt. In tiefes Nachdenken versunken, stand er auf

den Trümmern eines alten Gebäudes in Bagdad, und beobachtete trauernd, wie die schäumenden Wellen des Tigris das Werk der Menschenhand unterspülten und zerstörten. Düstere Gedanken drängten sich in seinem Kopfe; das Gefühl des Kummers preßte sein Herz: er trocknete seine Thränen und sah gen Himmel.

Einige Schritte von ihm saß ein Greis mit schneeweißem Barte. Der Ehrenturban von grüner Farbe *) deckte sein Haupt, und die reiche Kleidung bezeichnete seine Würde. Der Engländer bemerkte ihn nicht hinter den Trümmermassen, aber der Emir Hadji Mussalem sah ihn und errieth die Ursache seines Kummers. „Du gedachtest wahrscheinlich der ehemaligen Größe Bagdads, junger Franke?" sprach der Emir. Der Engländer nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Bejahung und der Emir fuhr fort: „ich habe von Deinen Brüdern gehört, daß es in Frankestan **) ähnliche Spu-

*) Der grüne Turban bezeichnet bekanntlich die Nachkommen Muhammeds. (A. D.)

**) So nennen die Bewohner des Orients Europa. (B.)

ren von der Größe der Staaten und von menschlicher Nichtigkeit gebe. Alles von den Sterblichen Gebildete, ist der Zerstörung unterworfen; nur unsere Seele ist unsterblich, und nur die, unmittelbar von der Seele vollbrachten Handlungen, sind der Vergänglichkeit nicht unterworfen. Zerfallen ist das Reich der Chalifen, dessen Grundpfeiler in Arabien, Spanien, am Bosporus und am Nil ruhten. Das Echo der Siege ist übertäubt durch das wilde Geheul der Fremdlinge; die Denkmäler des Reichthums und der Macht liegen im Staube. Aber das Licht der Wissenschaften und der Wahrheit, welches die weisen Chalifen angezündet haben, ist bis auf den heutigen Tag nicht erloschen: Barbaren erstickten es in den Ländern des Islamismus, hier hat es sich in der Asche erhalten, und glänzt jetzt in Frankestan. Die Namen der gerechten Chalifen werden sogar von den Feinden unseres Glaubens mit Ehrfurcht genannt. So groß ist die Kraft der ersten unter allen Tugenden, der Gerechtigkeit, dieser Kette, welche, nach den Worten eines Weisen, den Himmel mit der Erde ver-

eint! Verachte uns also nicht, junger Franke, indem Du diese Trümmer, als die Spuren unserer erloschenen Größe betrachtest, aber bedaure und ehre uns, eingedenk dessen, daß wir den Chalifen Harun-al-Raaschid den unsrigen nannten. Er verdiente bei Zeitgenossen und bei der Nachwelt den Namen des Gerechten, und Du weißt ohne Zweifel, daß, wo Gerechtigkeit ist, dort findet sich auch das Verdienst; wo die Herrscher tugendhaft sind, da können die Völker nicht lasterhaft seyn." — Der Emir schwieg, der Engländer drückte ihm die Hand.

„Wir wollen uns auf diesen Stein setzen," sprach Emir: „ich will Dir etwas von dem großen, gerechten Harun erzählen."

Nachdem Beide Platz genommen, begann der Emir folgendermaßen: „einst saß der weise Chalif Harun-al-Raaschid, in seinem Pallaste, umgeben von seinen Ministern und Höflingen: ich sage nicht, von seinen Lieblingen, weil er sein Volk über alles liebte, und die Unglücklichsten seine Lieblinge nannte. „Höret," sprach er: „als ich heute im Morgengebet dem König der Könige dankte für die Stärkung meiner

Kräfte, um die Bürde der Regierung zu tragen, da gelobte ich, das ausdauernde Verdienst zu belohnen, und bestimmte dazu aus meiner Kasse jährlich hunderttausend Rupien." — „Hunderttausend!" riefen die Diener, kreuzten die Hände über der Brust, und senkten die Köpfe zur Erde. — „Saget mir aufrichtig," fuhr der Chalif fort: „wen von meinen Unterthanen sollte ich wohl in Folge dieses Gelübdes nach Verdienst belohnen?" — „Großer Herrscher!" sprach der Aga der Leibtrabanten: „denjenigen etwa, welcher Dir eine neue Provinz unterworfen." — „Nicht errathen," — antwortete der Chalif: „erstlich bedarf ich keiner neuen Provinzen, und zweitens, wenn dies gegen meinen Willen geschähe, so würde ich dieses Geld den Bewohnern der unterworfenen Provinz geben." — „Weiser Chalif," sprach der Defterdar: „ich glaube, daß derjenige dieses großen Lohnes würdig ist, der ein Mittel fände, so viel wie möglich Gold in Deine Kasse zu sammeln." — „Wieder nicht errathen!" — rief Harun-al-Raaschid: „die Herrscher sind reich durch den Reichthum ihrer Unterthanen, und ich würde

weit eher denjenigen belohnen, der mich lehrte mein Volk schneller und sicherer zu bereichern." — „Ich glaube," sagte der Vezier: „daß derjenige diesen Lohn verdiente, welcher Deine Feinde zwänge, schon bei Deinem Namen allein zu zittern." — „Nicht errathen, nicht errathen, Vezier!" versetzte rasch der weise Chalif: „ich würde denjenigen doppelt belohnen, der meine Feinde zwänge mich zu lieben, und sie überzeugte, daß ich die Menschen feurig liebe, gar keine Feinde habe, und nur Tücke und Bosheit hasse. Nein, Vezier, ich verfolge das Laster durch die Gerechtigkeit, wie sich dies gebührt, einzig um der Sicherheit der Tugend willen, mögen also die Feinde der Gerechtigkeit und Ordnung um dieser Ursache willen sich fürchten und zittern. In Sachen dieser Art bin ich unsichtbar und unergründlich: verstehst Du mich, Vezier?" — Dieser verbeugte sich und schwieg. — „Ich verstehe," sprach der Kadi: „demjenigen gebührt der Lohn, wer im Gericht die Schuldigen nicht schont und ...." — „Halt, Kadi," sprach rasch der Chalif: „bei dem ersten Worte sehe ich, Du hast mich nicht

verstanden und errathen, worin das Verdienst besteht. Des Richters erste Pflicht ist die strengste Beobachtung des wahren Sinnes der Gesetze, Scharfsinn und reines Gewissen, Erkennung der Schuld und Unterscheidung des Verbrechens von dem Fehler." — „Sonne des Glückes, Ceder der Weisheit!" — rief ein Höfling, die Hände empor hebend und die Augen gen Himmel richtend: „der muß den Lohn erhalten, der Dir vor Allen zu gefallen und Dich zu loben weiß." — Der Chalif lächelte und sprach: „man sucht den Weibern zu gefallen, man lobt den Wein von Schiras; verstanden? Ich will, daß man der Macht des Chalifen gehorche, aber nicht, daß man mir zu gefallen suche; ich will, daß man die Wohlthätigkeit meiner Maßregeln beurtheilen, aber nicht alle meine Thaten blind lobe." — Alle schwiegen, gesenkten Blickes, und beschämt, daß sie die Absicht des Chalifen nicht errathen konnten; da sprach dieser: „Giaffar, Du hast einen Garten?" — „Ja, Herr, durch Deine Freigebigkeit!" antwortete der Vezier. — „Nicht wahr, in Deinem Garten befinden sich zweierlei

Arten von Arbeitern;" — fuhr der Chalif fort: „einige pflanzen und pflegen die Fruchtbäume, Andere schützen sie vor Stürmen und vor eigenmächtigen Menschen!" — „So ist es, Herr!" sprach der Vezier. — „Ich weiß," sprach der Vezier: „daß alle diese Arbeiter Dir nützlich sind, und Deine Aufmerksamkeit verdienen; aber wenn Du nun auf den Gedanken kämest, zum Muster für Alle, den Würdigsten zu belohnen, aus welcher Abtheilung würdest Du den Menschen wählen?" — „Unter denjenigen," sprach der Vezier: „welche meine Feigenbäume pflanzen und pflegen." — „Du hast die Wahrheit gesprochen, Giaffar!" versetzte der Chalif: „um die Menschen glücklich zu machen, muß man sie zuvörderst weise und gut machen. Meine Ulema's und Poeten, führen, durch das heiße Wort der Ueberredung, mein Volk, von der rohen Sinnlichkeit zu geistigen Genüssen, gleich den Gärtnern, die den wilden Bäumen fruchtbringende Zweige einpfropfen. Sie streuen in die Herzen die Saat der Weisheit und Tugend, verscheuchen die Finsterniß, welche den Menschen die Wahrheit verbirgt, und reinigen die

Gemüther von der Lüge und von Sophismen, wie den Feigenbaum von schädlichen Insekten. Sie lehren das Volk meine wohlthätigen Absichten zu verstehen, und daher habe ich beschlossen, den Würdigsten aus der Zahl der Würdigen zu wählen, und in ihm den ganzen Stand zu ehren. Defterdar gieb das Geschenk dem weisen Hafiz." — Einige der Höflinge wollten sprechen, aber ein Blick des Chalifen verschloß ihnen den Mund. Der Chalif erhob sich von seinem Sitze, und ging allein in den Garten; alle Anwesende gingen schweigend nach Hause.

Als das Volk die Handlung des Chalifen erfuhr, freuete es sich, sandte Gebete zum Himmel, und rief mit Thränen der Rührung: „Gott! segne Dein Volk, und erhalte demselben viele Jahre den weisen Chalifen Harum-al-Raaschid! — Die Ulema's verzeichneten auf ihren Pergamentblättern diese That für die Nachwelt."

Als der Emir seine Erzählung beendigt hatte, unterbrach der Engländer sein langes Schweigen und sprach: „nun sehe ich, daß

das Haupterforderniß des Menschengeschlechts, und die reinste Quelle seines Glückes, die Gerechtigkeit der Herrscher ist, woraus alle Tugenden im Volke hervorgehen."

8.

Die Slaven
oder
die Befreiung von Arkona.

Eine Erzählung aus alter Zeit.

(Herrn Konarßki gewidmet.)

Wer ist es? — Wer ist der Mann dort, der schweigend auf dem wilden Felsen der öden Küste steht? Sein blasses Gesicht trägt die Züge des Kummers; die schwarzen Haare flattern im Winde, und in seinen Mantel gehüllt, blickt er aufmerksam auf das schäumende Meer. In der Nacht wüthete ein Sturm; mit den ersten Strahlen der Sonne zertheilten sich die schwarzen Wolken; aber mit dumpfem Getöse bildeten sie sich aufs neue am Rande des Horizonts, als droheten sie mit der Wiederkehr. Wen er-

wartet der trauernde Fremdling auf dem steilen Felsen? — Er ist allein auf der Insel. Niemand kann dort seinen Kummer erforschen, niemand ihm Trost verleihen. — Nur wilde Thiere theilen mit ihm den Aufenthalt in der Einöde; nur kalte Felsen erwiedern mit dumpfem Ton seine Seufzer und Klagen. Von dem zerstörenden Meere erwartet er Rettung.

Aber siehe, durch den grauen Nebel zeigten sich schwarze Flecke auf dem schäumenden Meere. Der Fremdling heftete seine Blicke auf jene Gegend. Die schwarzen Flecken begannen zu wachsen, in den Strahlen der Sonne zu schimmern, und plötzlich erschienen am Horizont Schiffe mit weißen Segeln, welche, gleich einem Zuge von Raubvögeln, über den Wellen flatterten. Heftig schlug das Herz des Unbekannten, sein Blick funkelte vor Ungeduld. — Freunde oder Feinde nähern sich dem Ufer? Er verbarg sich hinter den Gesträuchen.

Gleich einem stolzen Schwan, schwebte voran ein leichtes Fahrzeug, geziert durch Schnitzwerk und Vergoldung. Das breite Segel bog den Mast; auf diesem wehte eine weiße Flagge

mit rothem Kreuze und der Inschrift: wer vermag gegen Gott und Groß-Nowgorod!

Des Friedens und der Unthätigkeit müde, hatte Rostißlaw Ljubitsch, nahmhafter Bürger von Nowgorod, bereits ausgezeichnet in Schlachten und im Rathe, eine Schaar kühner Männer gesammelt, Fahrzeuge bemannt, und war aus der Mündung der Newa ins Meer gefahren auf Abenteuer, um Ruhm und Beute zu suchen. Widrige Winde hielten lange Zeit die Schiffe auf dem Meere, fern von den Küsten: die feurige Jugend quälte sich durch Ungeduld, endlich erblickte man Land, und in den Herzen erwachte die Hoffnung, erglühte die Freude. Die Krieger legten ihre netzförmigen Ringelharnische an, setzten ihre geschmiedeten Helme auf, bewaffneten sich mit Schwertern und Lanzen und versammelten sich auf den Verdecken. Heitern Blickes sah Rostißlaw bald auf das Land, bald auf seine Gefährten, welche dem Kampfe entgegensahen, als ginge es zum fröhlichen Schmause.

„Steuermann, wo sind wir?“ fragte Rostißlaw.

— „Hättest Du mich in dieser Nacht darnach gefragt, Rostißlaw Alexandrowitsch,“ — erwiederte der Steuermann: — „so hätte ich Dir gesagt: ein Haarbreit vom Tode; jetzt aber sage ich: — ich weiß nicht.“

„Es gab eine Zeit,“ — sprach Rostißlaw, — „wo Du das Warägische Meer *) eben so gut kanntest, wie die Ufer des Wolchow, **) als Du unsere Väter zu fernen kriegerischen Unternehmungen führtest. — Jetzt aber, lieber Alter, ist Dein Gedächtniß durch die Winde verweht, der Blick ist im Nebel abgestumpft, und gleich dem verspäteten Kranich, hast Du den Weg verloren; statt der Beute, lässest Du uns den Wind in den Segeln fangen.“

Der Steuermann ward mürrisch: „man sagt, die Worte seyen Wind, allein sie gehorchen der Zunge, die Meereswinde aber gehorchen nicht dem Steuerruder. — Dein Vater, Ro-

*) Der alte Name der Ostsee. (A. D.)

**) Am Wolchow liegt bekanntlich Groß-Nowgorod. (A. D.)

stißlaw Alexandrowitsch, wußte, daß man durch den Geruch nicht den Weg finden kann durch den Nebel, und daß man die Segel nicht so zu lenken vermag wie den Willen."

— „Sey nur nicht böse, guter Alter," versetzte Rostißlaw, lächelnd: — wir haben so lange gelitten, daß wir nun auch wohl uns freuen dürfen."

„Ihr werdet schon Freude haben, auch ohne mich," — antwortete der Steuermann: — „da liegt das Land schon vor Euch."

— „Dieses Land verspricht nichts Gutes," — sprach der Waffenträger, Nikita Sserebrjak. „Diese Felsen sehen aus wie der Hunger; sie erinnern an die unsichern Küsten von Jam, *) wo man zuerst mit Wölfen und Bären kämpfen muß um einen Fuß breit Landes, und dann mit Menschen um Feuer und Wasser. — Schlechte Aussichten, Ssila Ssilitsch!"

Unterdessen näherte sich das vordere Fahrzeug dem Lande. — „Zu den Rudern!" — rief der Steuermann. Alle Fahrzeuge folgten dem

*) Der alte Name Ingermannlands. (A. D.)

Beispiels des ersten Bootes, und näherten sich langsam rudernd dem felsigten Ufer. — „Ich sehe weder Rauch auf dem Lande, noch Fischer auf dem Wasser," — sprach Rostißlaw — „diese Küste scheint unbewohnt."

Plötzlich rauschten die Gebüsche auf dem Gipfel des Felsens. — „Ein Mensch, ein Mensch!" — riefen die Krieger. — „Wer Du auch seyst, fürchte uns nicht!" — rief Rostißlaw: — „weder durch Worte noch durch Thaten werden wir Dich beleidigen." — „Dobrünja" — sprach der Waffenträger zu einem Krieger: — „Du warest in Gefangenschaft bei den Livländern und verstehst die Deutsche Sprache: rufe uns in Gutem diesen Wilden herab. Rostißlaw hat vergessen, daß den Fremdlingen unsere Sprache nicht so verständlich ist, wie die Hiebe unserer Schwerter."

Bei diesen Worten erschien der Fremdling auf dem Gipfel des Felsens; anfangs hob er die Hände empor, als danke er dem Himmel, dann wandte er sich zu den Nowgorodern und sprach: „ich begrüsse Euch, Slavische Brüder! Eure Worte sind meinem Herzen verständlich!" —

Die Töne der Muttersprache am fernen Ufer erfreuten die Nowgoroder gleich dem Willkommen der Liebe und Verwandtschaft. — „Bruder, Slave!“ — sprach Rostißlaw, — „wir sind Nowgorodische Männer, Kriegsabenteurer. Der Sturm hat uns verschlagen, und wir wissen nicht, wo wir sind. Sage uns, wie heißt dieses Land, von wem wird es bewohnt, — und wer bist Du?“ — Der Unbekannte antwortete: „diese Insel heißt Ogradnüj, und gehört zu der großen Insel Wollin, welche die Deutschen Rügen nennen. Ogradnüj ist mit Blut übergossen, und mit den Gebeinen seiner frühern Bewohner, der freien Slaven, bedeckt; ich wohne hier allein, — ich .... doch wozu dient Euch mein Name; ich bin ein unglücklicher Verbannter aus dem Vaterlande!“ — Der Unbekannte verhüllte das Gesicht in seinen Mantel: Alle schwiegen. — „So hat uns denn der Zufall zum berühmten Wollin geführt, welches, gleich der schönen Sonne, durch Ruhm und Macht unter den Deutschen Reichen glänzt,“ sprach Rostißlaw: — „Freunde! wir wollen an dieser Küste ausruhen, und dann se-

hen, was zu thun ist." — „In einer Bucht, rechts vom Felsen, könnet Ihr sicher anlegen," sprach der Unbekannte: — „aber außer Wasser und Waldfrüchten findet Ihr hier nichts. Ich will Euch von Wollin solche Nachrichten erzählen, daß Eure Herzen von Blut überlaufen sollen."

Die Böte zogen sich längs der Küste hin, fuhren in die Bucht und die Krieger traten ans Ufer. Der Unbekannte empfing Rostißlaw, küßte ihn nach Slavischer Sitte, und reichte ihm einen grünen Zweig und eine Hand voll Erde, zum Zeichen des Friedens und der Gastfreundschaft. Die Befehlshaber der Fahrzeuge umringten den Unbekannten und wünschten mit Ungeduld die Erzählung von Wollin's Schicksalen, und die Ursache seiner Verbannung zu erfahren. Rostißlaw befahl der Mannschaft an der steilen Küste ein Lager aufzuschlagen, und während die Krieger die Fahrzeuge am Lande befestigten und Feuer anmachten, setzten sich die Anführer auf das Gras, rings um den Unbekannten, der seine Erzählung begann.

„Wollins Macht ist Euch bekannt, meine Brüder. Dies ist meine Heimath. Wir be-

herrschten das Meer. Alle Slaven Pommerns erkannten unsere Herrschaft, und fremde Völker fürchteten unsre Macht. Siege und Handel bereicherten uns, und erweckten den Neid unserer Nachbarn, die uns ohnehin nicht geneigt waren. Unsere unversöhnlichen Feinde aber blieben stets die Dänen. Seit undenklichen Zeiten waren wir mit ihnen in ewigem Kriege; nur die Entkräftung zwang beide Theile zum Frieden, zu kurzer Ruhe."

„Schon hatten alle Küstenbewohner den Christlichen Glauben angenommen, nur auf Wollin erhoben sich die Tempel zur Ehre der alten Slavischen Götter. Der Tempel des Swetowid, *) zu Arkona, der Hauptstadt unserer Insel, war berühmt durch Reichthum und mehr noch durch die Macht des Oberpriesters, dessen Mund den Willen der Gottheit verkündete, und so die furchtsamen, abergläubi-

*) Swetowid, oder Suantowid, die Hauptgottheit der Slaven auf der Insel Rügen hatte vier Köpfe auf eben so viel Hälsen; in der rechten Hand hielt er ein metallisches, mit Wein gefülltes Horn, in der Linken (wie die meisten Schriftsteller angeben) einen Bogen. (A. d. V.)

gen Verehrer des Götzenbildes beherrschte. Die richterliche und kriegerische Macht gehörte bei uns einem Fürsten, aber die offenbare Gewalt wich geheimen Verfügungen, und die Priester verwalteten alle äußern und innern Angelegenheiten. Auf alle nur mögliche Weise widersetzten sie sich der Einführung des neuen Glaubens und nährten den Krieg gegen die Christen. Schon vor alter Zeit hatte das Christenthum auf unserer Insel Wurzel gefaßt, aber es blühte im Verborgenen, und gehorchte der drückenden Obermacht. — Viele angesehene Bürger, und unter diesen auch meine Familie, waren Christen aus innerer Ueberzeugung, beobachteten aber die Volksgebräuche, um die Ruhe im Vaterlande zu erhalten. Wir erwarteten alles von der Zeit, und von der, durch Handelsverbindungen steigenden Aufklärung; aber einige Eiferer wollten die Umwälzung beschleunigen, und das durch Gewalt einführen, was sich nur durch Ueberzeugung begründen läßt. Wehe den Verirrten, welche wähnen, menschliche Kraft vermöge die Zukunft zu beschleunigen, und Uneinigkeit könne das Wohl des Vaterlandes bilden."

„Es ist jetzt ein Jahr verflossen, als unser Fürst Tetißlaw *) einen glorreichen Seesieg über den Dänischen König Woldemar erfocht, und ihn zum Frieden und Tribut zwang. Bis zur Erfüllung der Bedingungen gab uns der König zwölf Geißeln aus seinen vornehmsten Magnaten und Kriegern. — Unter diesen befand sich der Ritter Skielmo, ein Mann von hohem Kriegsruhm, tiefem Verstande, aber von wildem, rachgierigen Sinn, mit einem steinernen Herzen und gefühlloser Seele. — Tod und Vernichtung im Kriege, Schrecken und Bedrückung im Frieden: dies waren die Grundsätze, welche er befolgte. Die Demüthigung seines Vaterlandes und unser Triumph erzeugten in ihm einen Haß gegen alle Slaven, allein der Mittel beraubt, uns durch offenbare Gewalt zu schaden, beschloß er durch Verrath und Zwietracht unsere Macht zu zertrümmern. So stürzt ein Funke, von einem tückischen Mordbrenner geworfen, die festesten Gebäude in Trümmern,

*) In mehreren Deutschen Werken heißt dieser Fürst fälschlich Tezlaf, oder wohl gar Tezlaff. (A. d. V.)

welche für die zerstörende Kraft der Zeit und der Menschenhand unantastbar waren. Vielleicht wäre Skielmo's Absicht lange nicht zur Reife gelangt, hätte nicht die Liebe sie beschleunigt."

„Unter allen Arten von Gaben, mit denen der Himmel das glückliche Wollin beschenkt hatte, pries man auch die Schönheit der Jungfrauen, welche in der Wohlfahrt des Vaterlandes blühten, gleich den Blumen in den Thälern, welche durch Berge vor dem Nordwinde geschützt werden. Aus fernen Ländern kamen Fremdlinge zu unsern Volksfesten, um sich über die Schönheit der Wollinischen Slavinnen zu freuen, und das Glück ihrer Männer und Verlobten zu beneiden."

„Aber die Schönste unter allen war Bronißlawa, die Tochter des Feldherrn Dombor. Unsere Sänger erschöpften alle Schönheiten des Himmels und der Erde, um Vergleichungen mit ihren Reizen aufzufinden. Die Lieder auf Bronißlawa, waren in Aller Munde; man sang sie im Pallast und in der Hütte. Als erste Schönheit ward sie zum dreijährigen Dienst der Göttinn der Liebe, Dewa, erwählt; aber noch

vorher, durch die Wahl ihrer Aeltern, und durch eigenen Willen mit dem Sohne des Aeltesten im Fürstlichen Staatsrathe, dem Anführer der Ehrengarde, Metschißlaw Granza, den Ihr vor Euch seht, vermählt!"

„Edler Verbannter!" — sprach Rostißlaw, und streckte ihm freundschaftlich die Hand entgegen: „in unserem Kreise findest Du würdige Gefährten, und hat die Gewalt Dich von Deiner Geliebten getrennt, so sprich: die Gewalt soll Euch wieder vereinen. Die Nowgorodischen Schwerter werden Dir Bahn machen, wohin Du willst."

Mit inniger Rührung drückte Metschißlaw Rostißlaws Hand an seine Brust und sprach: „Bruder! ich habe noch heiligere Pflichten als die der Liebe. Ich danke Dir für Deine Theilnahme. Höre mich, und Du wirst sehen, welche Liebe meine Brust beengt: nur mein Vaterland erfüllt alle meine Gedanken, und so lange es im Unglück ist, wage ich nicht an mich zu denken." Metschißlaw fuhr in seiner Erzählung fort:

„Brauche ich zu erzählen, daß ich Bro-

nißlawa liebte, und die Beendigung ihres Dienstes mit Ungeduld erwartete, um durch die Vermählung unsere gegenseitige Liebe zu krönen. Noch war ein Jahr übrig — jetzt ist es zur Ewigkeit geworden."

„Die Slaven sind großmüthig nach dem Siege. Die Geißeln genossen aller Freiheit in Wollin, und wohnten in den Häusern der angesehenen Bürger. Skielmo ward in Dombor's Hause aufgenommen, und entbrannte vor Liebe für dessen Tochter. Er erbot sich, mit den Waffen den Streit zu entscheiden, aber der Fürst und Bronißlawa selbst widersetzten sich diesem. In einer Versammlung der Familie sagte sie in Gegenwart anderer Dänischer Ritter zu Skielmo: „vergebens würdest Du um mich mit meinem Bräutigam kämpfen. Wenn Du ihn auch besiegtest, so würdest Du doch nie mein Gatte werden: nie wird die Hand eines Fremdlings meinen jungfräulichen Gürtel berühren, so lange noch ein freier Slavischer Ritter in Wollin lebt." — „So wollen wir denn diese Zeit abwarten!" — sprach Skielmo mit tückischem Lächeln: „vielleicht erinnere ich Dich einst an diese Wor-

te." Hätte sich Skielmo nicht unter dem Schutz des Völkerrechts befunden, so würde ich dort auf der Stelle seiner frechen Rede und seinem Leben ein Ende gemacht haben. Aber wir lachten über seine schielende Drohung, welche wir für ohnmächtig hielten. — Skielmo verließ die Versammlung; als er an mir vorüberging, warf er mir einen höllischen Blick zu und sagte halblaut: „Dich, Granza, treffe ich auf dem Schlachtfelde." — „Im Dänischen Lande?" erwiederte ich. — Skielmo wollte abermals durch ein Lächeln seinen Unwillen verbergen, aber die Tücke preßte ihm die Lippen zusammen."

„Bald darauf schickte man aus Dänemark das Lösegeld für die Geißeln; Skielmo kehrte in die Heimath zurück, und wir vergaßen ihn, seine Drohungen und seine Frechheit."

„Der Winter verstrich; neues Grün bekleidete die Erde, und auf Wollin begann das große Fest zur Ehre Sswetowids. Nicht nur die meisten Bewohner Wollins waren in Arkona versammelt, auch viele Christen aus Pommern waren zu uns gekommen, theils aus Neugierde, theils durch die Ueberreste eingewurzelter Vor-

urtheile. Nach den gottesdienstlichen Gebräuchen und Opfern, die mit der Morgenröthe begannen, versammelte sich das Volk auf der Kampfbahn, wo Sswetowids auserlesene Schaar, welche aus dreihundert Mann bestand, und die Fürstliche Ehrenwache kriegerische Spiele zur Ehre der Gottheit hielten. Die ganze Stadt war mit frischem Grün geschmückt, in allen Straßen waren Tische aufgestellt; die Priester nebst den reichen Bürgern Arkona's bewirtheten und bedienten das Volk mit Speise und Trank. — Die Trinkhörner mit schäumendem Meth gingen aus Hand in Hand, und verbreiteten Freude unter den Schmausenden. Nach dem Mahle zogen Jünglinge und Jungfrauen, mit den ersten Frühlingsblumen geschmückt, in Reihentänzen singend auf den Marktplätzen, und an allen Enden der Stadt hörte man die Töne musikalischer Instrumente. Das Wollinsche Volk jubelte, und beschloß noch drei Tage des Festes freudig zuzubringen, als ein unerwarteter Umstand unsere Sorglosigkeit störte."

„Beim Untergang der Sonne, erschien unter dem fröhlichen Volke ein Krieger in voller

Rüstung. Mit raschen Schritten eilt er auf den Platz der Volksversammlung, betritt den hohen Vorsprung, von wo die öffentlichen Ausrufer die Beschlüsse des hohen Rathes bekannt machten, schlägt mit dem Schwerte an den ehernen Schild, zum Zeichen daß er die Aufmerksamkeit des Volkes in Anspruch nehme, und ruft: „Bürger! Ihr jubelt über einem Abgrunde, der bereit ist, Euch zu verschlingen: mit zahllosen Schiffen und mächtigem Kriegesheere rückt König Woldemar gegen Wollin. Vor drei Tagen überfiel er Ogradnüj, forderte die Uebergabe der Festung und unbedingten Gehorsam, im Falle des Widerstandes mit dem Tode drohend. Unser Woiwode Ratiboi hat alle Bewohner der Umgegend in den Mauern der Festung versammelt, und beschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Er rief mich zu sich und sprach: „Ußlad! nimm ein Boot und fahre nach Arkona, um die Einwohner von der bevorstehenden Gefahr zu benachrichtigen. Sage ihnen, daß ich nur die Trümmer der Festung übergeben werde. Ich will die Feinde von den Mauern zurückschlagen, so lange un-

sere Kraft dies vermag; erkenne ich aber die Unmöglichkeit längerer Vertheidigung, dann gebe ich die Stadt den Flammen Preis, und sterbe selbst mit allen Bürgern auf dieser Schwelle unserer Unabhängigkeit, damit die Fremdlinge sehen, daß die Slaven den Tod vorziehen der fremden Herrschaft." — Ich fand ein Boot an der öden Küste der Insel, und fuhr nach Wollin. Das Wetter war mir günstig; ich entging der Wachsamkeit der feindlichen Schiffe. Am gestrigen Tage verließ ich Ogradnüj und in dieser Nacht erblickte ich das Glühroth der Feuersbrunst: schon sind unsere Brüder untergegangen! — Dieses Feuer war der Scheiterhaufen des Todes auf den Trümmern unserer Stadt. Meinen Auftrag habe ich erfüllt, und will jetzt in der Vertheidigung Wollin's mit Euch sterben. Bürger, zu den Waffen! vielleicht sehet Ihr schon bei dem Schluß meiner Rede die Feinde vor Euren Mauern."— „Zu den Waffen!" ertönte es von allen Seiten, und gleich den durch einen Sturm erschreckten Vögelschaaren vertheilte sich schreiend das Volk nach allen Seiten. Die Kriegstrompete ertönte im Hafen: mehrere

Helden bildeten eine Wache rings um die Mauer. Am Abend glich die Stadt einem Kriegslager."

„Fürst Tetißlaw ward durch eine Krankheit auf seinem Lager zurückgehalten, und daher die Vertheidigung Arkona's dem Woiwoden Dombor übergeben. Die Nacht verstrich in kriegerischen Zurüstungen, und mit den ersten Strahlen der Sonne zeigten sich am Horizont die feindlichen Schiffe, gleich einer Gewitterwolke. Es wäre thöricht gewesen, gegen die unermeßliche Zahl eine Seeschlacht zu wagen: unsere Schiffe blieben daher im Hafen. Während wir in Unentschlossenheit nicht wußten, was wir thun sollten, näherte sich ein zahlreiches Heer, welches König Woldemar an einer öden Stelle der Küste hatte landen lassen, unsern Mauern, und um die Mittagsstunde war Arkona schon von der See- und Landseite eingeschlossen."

„Der Bischof Absalon, erster Rath des Dänischen Königs, schickte einen Geistlichen in die Stadt mit Friedensvorschlägen, falls wir dem Heidenthum entsagen, seine geistliche Herrschaft anerkennen, zwanzig Jahre lang dem

Dänischen Könige eine Kopfsteuer entrichten, ihm als dem obersten Gebieter der Insel gehorchen, und den Dänen alle unsere Schiffe ausliefern wollten. Das Volk verwarf den Vorschlag, aber Absalons geheime Anhänger, und Skielmo's Freunde beschlossen, die Zerstörung der Götzenbilder zu beschleunigen, in der Hoffnung die übrigen Bedingungen durch ein brüderliches Bündniß aufzuheben. Die Eintracht verschwand im Rathe und im Heere, Verdacht vernichtete den Gehorsam des Volkes: die Fremdlinge säeten Verrath und Mißtrauen."

„Drei Tage hindurch blieb das Dänische Heer unthätig; in der vierten Nacht erschütterte uns ein furchtbares Schauspiel. Fast zu gleicher Zeit flammte unsere Flotte im Hafen, der Tempel Sswetowids hinter der Stadt, und das heilige Stadtthor mit dem Thurme, auf welchem die Stanitza *) wehte, eine Fahne, in deren Bilde das Volk das Vaterland verehrte. Zur Zeit der allgemeinen Bestürzung fiel ein Theil

*) Die Stanitza war eine große, buntgefärbte Fahne, gleichsam das Palladium von Arkona. (A. D.)

der Stadtmauer zusammen, und mit lautem Geschrei eilte das Dänische Heer von der See- und Landseite zum Sturm."

„Ich vermag es nicht alle Schrecken dieser verderblichen Nacht mit Worten zu schildern. Als die Stanitza in die Flamme fiel, und Swetowids Bildsäule unter den Trümmern des Tempels begraben ward, da sank dem Volke der Muth; es suchte nur den Tod, nicht den Sieg. Greise und Weiber stürzten sich mit unmündigen Kindern in die Flamme, um den Fall des Vaterlandes nicht zu erleben. Hartnäckig kämpften die Bürger an den Eingängen ihrer Wohnungen; sie suchten Untergang und Rache, dachten aber nicht mehr an die Vertheidigung der Stadt, in dem Wahne, die Götter hätten sie verlassen und sie den Feinden Preis gegeben. Blut strömte in allen Enden der Stadt; die Straßen waren versperrt durch Haufen von Leichen; Waffengetöse, das Krachen der brennenden Häuser, das Kriegsgeschrei der Kämpfenden, vermischt mit dem Gestöhne der qualvollen Sterbenden, erfüllte die Luft. Die ge-

öffnete Hölle könnte nicht größere Schrecken, Unglücksfälle und Erbitterung darstellen."

„Kaum war der Feind in die Stadt gedrungen; so eilte ich mit meiner Kriegerschaar von dem heiligen Thore zum Fürstlichen Schlosse. Hier befanden sich die Schätze des Volks, die Runen, welche die schriftlichen Ueberlieferungen von den Thaten der Vorfahren und von den Begebenheiten des Vaterlandes aufbewahren; hier waren die vornehmsten Bürger mit ihren Familien versammelt, hier befand sich auch Bronißlawa. Vergebens suchten die ausgezeichnetsten Dänischen Ritter durch Waffengewalt sich einen Weg zu den Thoren des Schlosses, über eine schmale steinerne Brücke, welche ich mit meiner Schaar vertheidigte, zu bahnen. Aus den feindlichen Leichen bildeten wir einen Wall, und beschlossen auf dieser letzten Schutzwehr unserer Unabhängigkeit zu sterben. Plötzlich ertönten unter der Schaar der Feinde Freudenrufe: „Skielmo! Skielmo!" riefen die Dänen und Skielmo, gleich einem Henker, erschien vor mir: er war von Kopf bis Fuß in eine schwere geschmiedete Rüstung gehüllt, ganz mit Blut

bespräßt und mit einer schweren Streitaxt be⸗waffnet. „Granza!“ — sprach er: „ich habe Wort gehalten, und Dich auf dem Schlachtfel⸗de gefunden.“ — „Bösewicht!“ rief ich im höchsten Zorn: — „durch Verrath hast Du Dir den Weg gebahnt in die Stadt, und sollst den verdienten Lohn für Deine Tücke erhalten.“ — Ich wollte über ihn herfallen, aber die Däni⸗schen Krieger umringelten ihn und drangen schaarenweise auf uns ein. Ein furchtbares Ge⸗metzel begann, ich erhielt einen Schlag auf den Kopf und sank bewußtlos zu Boden.“

„Ich erwachte im Walde, in einer Höhle an der Meeresküste, umringt von unglücklichen Landleuten, welche man aus den umliegenden Dörfern zusammengetrieben hatte, um die Stadt von Leichen und Trümmern zu reinigen. Sie bemerkten an mir Spuren des Lebens, hüllten mich in einen Mantel und trugen mich an die⸗sen Zufluchtsort. Von ihnen erfuhr ich, Wollin sey zum Eigenthum des Königs Woldemar er⸗klärt, Fürst Teßislaw nach Dänemark gebracht, die vornehmsten Bürger eingesperrt, das Volk entwaffnet und zur Sklaverei verurtheilt, und

die ganze Insel unter die Dänischen Ritter vertheilt. Skielmo habe die Verwaltung der Insel erhalten, und wüthe, unter dem Vorwande den wahren Glauben einzuführen, wie ein reißendes Thier, befriedige seinen Haß gegen den Slawischen Namen, und gebe diejenigen Bürger, welche dem Kampfe entkommen wären, dem qualvollsten Tode Preis. Von Dombor und seiner Tochter habe ich nichts erfahren können. Wahrscheinlich sind sie umgekommen. — Mein Vater hat durch den tückischen Skielmo das Leben eingebüßt, denn dieser selbst hat ihn von dem Thurme des Schlosses herabgestürzt auf die Klippen im Meere."

Bei diesen Worten vergoß Metschißlaw Thränen. „Ich schwur Rache zu nehmen oder zu sterben," — sprach Metschißlaw. „In einem Fischernachen fuhr ich aufs offene Meer, in der Hoffnung Pommerns Küste zu erreichen. Die Brandung warf mich an diese Insel und mein Boot zertrümmerte. Hier schmachte ich nun schon zwei Monate, und nähre mich von wilden Früchten, bis das Schicksal mir Gelegenheit verschafft, das Festland zu erreichen, wo

mein Name und Wollins Unglück Rächer finden werden!"

„Die hast Du gefunden!" — rief Rostißlaw, von seinem Platze sich erhebend. „Wir sind unsrer vierhundert kühne Nowgoroder, und dies ist genug gegen viertausend Teutsche. — Mit geringerer Zahl haben wir Städte erobert und feste Burgen in Feindes Gebiet, und in einem Slavischen Lande wird jeder Bürger unser Bundesgenosse seyn. Hier hast Du meine Hand, Bruder, Metschißlaw; — wir sind die Deinigen, mit der einzigen Bedingung: der wahre Glaube triumphire in Wollin, und die Erinnerung an den Götzendienst verschwinde. Christliche Ritter können nicht für Heiden kämpfen: das ist gegen Gott und Ehre." — „Ich schwöre bei dem Namen des Erlösers, den ich seit meiner Kindheit verehre," — sprach Metschißlaw: „daß Wollins Bewohner ihr erstes Dankgebet für den errungenen Sieg in einem christlichen Tempel darbringen werden. Aber fremde Herrschaft darf weder auf unsern Willen, noch auf unser Gewissen sich erstrecken. Wollin's Bewohner, überzeugt von der Allmacht des Einigen Got-

tes, unterwerfen sich freiwillig seinem heiligen Gesetz.“

„Nach Wollin, Freunde!“ rief freudig Rostißlaw: „zu morgen bereitet Euch zum Feldzuge, zu Kämpfen! Noch hat man uns in diesen Gegenden noch nicht gesehen, so möge man denn die Nowgoroder kennen lernen.“

Die Nacht war dunkel und nebligt. Verödet waren die Straßen der einst geräuschvollen Stadt Arkona: jetzt heulte nur der Wind in den verödeten und halbzerstörten Häusern; selten hörte man Hundegebell und den Ruf Dänischer Krieger, deren Hauptwache gemüthlich ausruhte um die auf dem Platze angezündeten Feuer, wo vormals Swetowids Tempel gestanden hatte. Die Slaven, welche dem Verderben entronnen waren, hielten sich in ihren Häusern verborgen, und wagten es nicht, aus Furcht vor Beleidigungen, nach Sonnenuntergang auf den Straßen zu erscheinen. Die Stadt glich einem Grabe.

Aber im Fürstlichen Schlosse, wo Stielmo

wohnte, verlebten die Dänischen Ritter ihre Zeit bei fröhlichen Gelagen. Die schweren stählernen Rüstungen, die Helme mit den Federbüschen und die langen Schwerter, lagen im vorderen Gemache; die Ritter selbst waren in reiche, mit Seide und Gold gewirkte Halbröcke gekleidet. Die eichenen Tische waren mit Speisen, mit kostbaren Schaalen und Humpen besetzt. Theure Griechische und Sicilische Weine strömten über den Rand der goldenen und silbernen Pokale. — Rauschende Freude beseelte die Versammlung und lautes Gelächter ertönte unter den hohen Schwibbogen. Slavische Jünglinge, welche Skielmo zu seinem Dienst erwählt, hielten Fackeln, trugen die Speisen fort und füllten die Becher: sie trugen kurze Kleidungen von weißer Leinwand, und ihre Locken lagen frei auf den Schultern. Die Waffenträger der Ritter, deren Stallknechte und Trabanten, in Jacken von Büffel- und Elenn-Leder ohne Rüstung, aber in Helmen und mit kurzen Schwertern am Gürtel, drängten sich um die Tafel her; einige derselben, erhielten, als besondere Auszeichnung, aus den Händen ihrer Gebieter, köstliche Ge-

tränke, welche sie dann mit ihren Kameraden theilten. Nur Skielmo war mürrisch. Er saß oben an der Tafel, in einen rothen Mantel gehüllt, und das mit rothen Federn geschmückte schwarzsammetne faltige Barret tief in die Augen gedrückt. Durch eine Bewegung seines Kopfes oder mit kurzen Worten erwiederte er die Reden der Ritter; er verwandte keine Aufmerksamkeit auf das Gespräch, streichelte oft zwei zu seinen Füßen liegende große Hunde, und kostete gleichsam wider Willen den Wein, wenn das Trinkhorn oder der Pokal an ihn kam. Der Wein lockte keine Röthe auf seine blassen Wangen, welche ein rother, zottiger Bart beschattete. Unter den herabhängenden Braunen und der gerunzelten Stirn, funkelten die Augen wie Todtenfackeln. Alle sahen, daß Skielmo in wichtiges oder furchtbares Sinnen vertieft war.

„Edler Skielmo!" — sprach Ritter Dunst: — „Dir verdanken wir den Sieg und dessen Früchte, unsern Ruhm und Wollins reiche Ländereien: aber Du allein theilest unsere Freude nicht, und erscheinest immer traurig, auch wenn Du uns bewirthest. Sprich, was drückt Dein

Herz: wir sind Deine treuen Freunde, und bereit für Dich unser Leben hinzugeben."

— „In Dir danke ich allen edlen Rittern," — sprach Skielmo — „allein mich erfüllen keine andere Gedanken, als die Sorge für Euer Wohl und Eure Sicherheit. Noch sind nicht alle unsere Feinde vertilgt; es heißt sogar, Metschißlaw Granza sey dem Untergange entronnen. Ich kenne ihn; man muß vorsichtig seyn."

„Eher wird sich der Klang dieses Metalls in den Ton einer Harfe verwandeln," — sprach Dunst, indem er einen silbernen Pokal leerte, und ihn heftig auf den Tisch setzte, — „als daß die Wollinschen Slaven zu ihrer frühern Unabhängigkeit gelangen sollten."

In dem Augenblicke ertönte eine Harfe im Nebenzimmer, und unwillkührlich erbebten alle Ritter.

„Was ist das?" rief Skielmo. — „Ich habe im ganzen Hause kein musikalisches Instrument!" — Mit ungewissen Blicken betrachteten sich die Ritter, und hielten diesen unerwarteten Ton für ein schreckliches Wahrzeichen.

Ein Waffenträger, der gegangen war, um Erkundigung einzuziehen, kehrte mit der Nachricht zurück: ein Slavischer Harfenspieler aus fernen Landen sey gekommen, und bitte um Erlaubniß, die Ritter durch Spiel und Gesang zu erheitern.

„Zur Hölle mit ihm!" rief Skielmo: „werft ihn die Treppe hinab!" — „Weshalb den armen Wanderer kränken?" rief der junge Ritter von Fliet. „Vergönne, edler Skielmo, daß er uns durch seine Lieder ergötze. Wir leben auf dieser Insel wie wilde Thiere an der Kette, ohne Liebe und ohne herzliche Freude. — Blut und Wehklagen sind mir zuwider: erlaube uns denn doch nur heute Menschen zu seyn." —

„Du bist jung, von Fliet," — sprach Skielmo: — „Dein Vater scheute kein Blut." — „Auch ich scheue es nicht im Kampfe," — erwiederte der junge Ritter, — „aber ich liebe es nicht im Frieden."

„Erlaube, erlaube daß der Harfner uns erheitere!" — riefen mehrere Ritter zugleich. Skielmo befahl den Fremdling hereinzuführen.

Ein junger stattlicher Slave trat in den

Saal und grüßte die Versammlung. Er trug ein kurzes wollenes Gewand; an einem breiten Riemen über die Schulter hing die liegende Harfe vor dem Gürtel. Schweigend betrachtete er die Ritter und schien sie mit seinen Blicken zu zählen. „Woher des Landes, Fremdling?“ — fragte Skielmo: — „Aus fremder Gegend,“ — antwortete der Harfner: „aus dem Slavischen Lande Ruß.“ *) —

„Wir sinnen schon lange darauf, vereint mit unsern Brüdern, den Teutschen Rittern, zu Euch zu kommen,“ — sprach Skielmo.

„Die Teutschen Ritter lieben unsere Bewirthung nicht,“ — sprach der Harfner. „Unser Land ist groß und hat an allem Ueberfluß, aber es ist klein und arm für ungebetene Gäste.“ —

„Seht Ihr die Slavische Frechheit?“ sagte Skielmo zu den Rittern. — „Höre, Spaßmacher, Du hast Arkona gesehen: singe davon in Poßkow und Nowgorod.

„Ich singe nur die Liebe und die Siegeslieder der Slaven,“ — antwortete der Harf-

---

*) Der alte Name für Rußland. (A. d. U.)

ner. „So siehe zu, daß Du nicht auf ewig verstummest!" sprach Skielmo mit drohender Stimme: „zürne nicht, Skielmo!" rief Dunst: „jeder treibt sein Handwerk. Gebet dem Gaste Wein. Harfner! singe, was Du verstehst, nur etwas Fröhliches, von Liebe und Kampf." Der Harfner schlug an die Saiten und sang:

In seiner Hauptstadt zu Kiew,
Beim freundlichen Fürsten Wladimir,
War Schmaus und Ehrenmahl
Für viele Fürsten und Herren,
Für kräftige Russische Ritter.
Es jubelt Fürst Wladimir,
Streicht sich die schwarzen Locken,
Und fraget heitern Sinnes:
Giebts unter den Rittern allen,
Wohl einen kühnen Helden,
In meiner Stadt zu Kiew,
Der zög' in weite Fernen,
Zum Kampfe gegen die Tschuden —
Zum Kampf und Sieg.....

„Genug!" rief Skielmo. — „Dein Lied singt nicht Friede und Heiterkeit, sondern Kla

vische Feindschaft, und Kampf gegen einen fremden Stamm. Singe etwas anderes!“

Ohne ein Wort zu erwiedern, griff der Harfner wieder in die Saiten und sang:

Der Fürst Roman sein Weib verlor,
Und quält den Leichnam und martert ihn,
Und schleudert ihn in Flusses Grund;
Da kam der Vögel große Schaar,
Des Waldes Thiere auch herbei.
Ein junger blauer Adler war's,
Der trug sie fort, die weiße Hand,
Die rechte war's mit goldnem Ring.

Plötzlich stand Skielmo von seinem Platze auf und sagte: „Jubelt, edle Ritter, ich verlasse Euch, um einige Angelegenheiten der Verwaltung zu ordnen. Gruber und Kneif, folget mir!“ — Skielmo verließ den Saal mit seinen beiden Waffenträgern, die ihm mit Fackeln folgten. Langsamen Schrittes ging er durch eine Reihe leerer Zimmer; hinter ihm ertönten die Freudenrufe der Zechenden. — Als Skielmo in ein hohes rundes Zimmer mit vier Thüren gekommen war, blieb er stehen und sprach:

Gruber! bringe mir die Schlüssel meines Thier-gartens." — Der Waffenträger gehorchte eilig, und Skielmo ging unterdessen im Zimmer langsam auf und nieder. Er trat an das Fenster. Die Wellen brachen sich am Fuße des Felsens, auf welchem das Schloß erbaut war; der Wind heulte im Walde, der das Meeresufer auf der rechten Seite des Gebäudes beschattete: am Himmel sah man keinen Stern; das Meer schien eine schwarze Decke. — Gruber brachte einen Bund Schlüssel. Skielmo öffnete eine Thür und stieg eine steile schmale Treppe hinab, auf deren Abstufungen ebenfalls eiserne Thüren geöffnet werden mußten. Nachdem er endlich die letzte Thür geöffnet, traten sie in einen langen Gang, wo zu beiden Seiten kleine runde Thüren mit Riegeln sich befanden. Die Schritte Skielmo's und seiner Waffenträger wurden laut vom Echo wiederholt und plötzlich ertönten Kettengerassel und Klagetöne in den unterirdischen Cellen. Furchtbare Verwünschungen drangen zu Skielmo's Ohren, und er verdoppelte seine Schritte, um schneller das Ende des Corridor's zu erreichen. Hier öffnete er

wieder eine Thür, und stieg die Treppe hinan, welche zu einem Eckthurm führte, der am Rande eines ins Meer sich erstreckenden Felsens gebaut war. Skielmo ließ seine Waffenträger im untern Zimmer, ergriff eine Fackel, und stieg allein noch höher hinauf. Mit ungeduldiger Hand schob er die Riegel zurück, und betrat die letzte Stätte, wo das Opfer seiner Wuth schmachtete.

„Nahet mein Ende? Wenn Du nur einen Funken Mitleid hast, Skielmo, so tödte mich!"

„Nein, Bronißlawa." — sprach Skielmo: „ich bin kein Bote des Todes, sondern Deines Glückes, wenn Du nur einwilligen willst mich glücklich zu machen. Ein Wort von Dir, und Du bist frei, Dein Vater wird die erste Stelle nach mir einnehmen, Deine Landsleute sollen meine Brüder seyn!"

„Eine Slavinn versteht nicht mit Eiden zu spielen und Gelübde zu brechen!" antwortete Bronißlawa.

„Bedenke aber, daß das Schicksal Deines Vaters von Deiner Ergebung in meinen Willen abhängt. Beurtheile meine Liebe zu Dir nach

meiner Geduld. Diese ist endlich erschöpft, und ich schwöre Dir, daß wenn Du nicht einwilligst meine Gattinn zu werden, so erfährt Dein Vater morgen das Schicksal des alten Granza, und soll von der Höhe dieses Thurmes vor Deinen Augen ins Meer geworfen werden."

„Barbar!" rief Bronißlawa: „Blutgieriger! gewinnt man Liebe durch solche Mittel? — Du hast gehört, was mein Vater Dir sagte, als Du uns beide zum letzten Male vor Dich führen ließest. Hat er mir nicht unter Androhung des väterlichen Fluches untersagt, sein Leben durch meine Schande zu retten, und mir zu sterben geboten, aber nie die Gattinn des Feindes unseres Slavischen Namens zu seyn? Dies alles hast Du gehört!"

„Die Leiden haben den Verstand des Greises verdunkelt," — sprach Skielmo: — „und Du mußt ihn und Dich gegen seinen Willen retten. Höre Bronißlawa! Die Abhängigkeit vom König Woldemar ist mir zur Last. — An seinem Hofe brütet man Böses gegen mich, und sogar Absalon hat die freundschaftliche Verbindung mit mir abgebrochen. Ich bin entschlossen, mich

frei zu machen, Wollin für unabhängig, und mich zum Fürsten zu erklären. Du wirst Fürstinn seyn, und vereint werden wir sorgen für das Glück unseres Volkes, für das Wohl Deiner Stammgenossen. Ich habe Verbündete auf dem festen Lande, ich erwarte Hülfe von der Hansa, und von dem Fürsten von Ratibor. Bedenke, Bronißlawa, Du wirst Fürstinn seyn — Dein Vater mein erster Rath!"

„Zu allen Deinen Greuelthaten also fehlte nur noch der Verrath, damit die Welt auf Deinem Gesicht das Bild eines vollkommenen Scheusals erblicke!" — sprach Bronißlawa mit Unwillen. „Ich bin ein Weib, aber getreu meiner Pflicht; wie darfst Du wohl glauben, daß Slavische Männer ihre Obliegenheiten gegen ihren gesetzlichen Herrscher vergessen werden? Fürst Tetißlaw ist gefangen, und je unglücklicher er ist, desto mehr Ansprüche hat er auf unsere Treue. Du kennst uns schon lange: Du weißt, daß Treue und Liebe zu ihren Herrschern die ausgeichneten Züge der Slavenstämme sind. Wir können besiegt — aber nicht unterjocht werden; niemals werden wir fremde Herrschaft über uns

erkennen, und niemals unseren Fürsten treulos werden. Du konntest die Leichtgläubigen unter einem scheinbar wohlgemeinten Vorwande täuschen, aber sie haben die Folgen Deiner Versprechungen gesehen, und jetzt glauben sie Dir nicht mehr. Höre auf, Dir mit falschen Hoffnungen zu schmeicheln, und wähne nicht, mich durch den Schimmer der Macht vom Wege der Pflicht abzuleiten. Ich bin eine Slavinn — ich weiß zu sterben treu meinem Fürsten, meinem Vaterlande und meiner Liebe!" –

„Deiner Liebe!" — rief Ottelmo mit tückischem Lachen. „Besucht Dich etwa Metschißlaw Granza's Schatten in Deinem Gefängniß? Die Todten werden nicht wieder lebendig, und Du weißt, daß Granza von mir auf der Brücke getödtet und in den Graben geworfen ward. Denke an Dein Gelübde! Es giebt keinen freien Ritter mehr auf Wollin!" —

„Ich habe Metschißlaws Leichnam nicht gesehen," sprach Bronislawa: — „und es ist meine Pflicht, meinem Verlobten treu zu seyn, da dessen Schicksal mir unbekannt ist. Als Ge-

fangene, weiß ich nicht, ob es noch freie Ritter giebt!"....

Um diese Zeit hörte man ein dumpfes Geräusch in dem unteren Zimmer wo die Waffenträger geblieben waren. Skielmo richtete seine Aufmerksamkeit auf die Thür: man hörte rasche Tritte auf der Treppe. „Wer da? Was giebt es, Gruber?" — rief Skielmo besorgt, und plötzlich bedeckte sich sein Gesicht mit Todtenblässe, kalter Schweiß bedeckte die Stirn, vor Schrecken sträubte sich sein Haar, denn eine Schaar bewaffneter Krieger stürzte plötzlich in das Gefängniß, und mit dem Ausruf: „Metschißlaw!" sank Browißlawa in die Arme ihres Geliebten.

„Das ist er, das ist der Tyrann meines Vaterlandes und meines Stammes!" — sprach Metschißlaw Granza, auf Skielmo zeigend. — Die Krieger stürzten auf ihn zu. Er wollte sich mit einem, unter seinem Mantel verborgenen Dolche durchbohren, aber Nikita Sserebrjak entwaffnete ihn. „Nein, Skielmo," — sprach Metschißlaw: — „Dein Kopf gehört Deinem Könige, und muß schimpflich fallen

auf dem Blocke. — Dein Verrath ist entdeckt. Buriwoi, Fürst von Ratibor, hat Deine tückischen Absichten erforscht, und sich mit uns vereinigt zur Befreiung von Wollin. Alles ist beendigt, Deine Kriegerschaar theils getödtet, theils gefangen; Deine Schiffe sind in unsern Händen, und jetzt binden meine Krieger Deine Ritter, die bei dem Schmause Kraft und Verstand verloren haben.“ Skielmo wollte etwas sagen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Metschißlaw ließ ihn unter Wache im Thurme, nahm die Schlüssel, und ging in den Korridor hinunter mit Bronißlawa, welche Freudenthränen vergoß. — „Werden wir wohl meinen Vater noch am Leben finden, Metschißlaw? Vielleicht ist er von der Hand des Bösewichts getödtet!“

In einem Augenblick waren alle Thüren der Gefängnisse geöffnet, und die angesehensten Bürger von Arkona, traten, gleich unterirdischen Schatten, mit Ketten belastet, aus ihren Höhlen hervor. Der alte Dombor war unter ihnen. Bronißlawa sank bewußtlos an die Brust ihres Vaters.

Metschißlaw übertrug dem Rostißlaw die Sorge für die befreiten Gefangenen, und eilte selbst aus dem unterirdischen Gange in den Fürstlichen Pallast. Dort hatten schon die Slaven alle Wachen besetzt, und Fürst Buriwoi empfing ihn, umgeben von den Bewohnern Arkona's die den Hof des Schlosses anfüllten und sich in den Zimmern drängten um ihre Befreier zu sehen. Die Nacht ward zum hellen Tage; überall flammten Feuer. Der Zechsaal wurde zum Haftorte für die gefangenen Ritter bestimmt. — Entwaffnet, standen sie stumm mit niedergeschlagenen Blicken, und hörten trauernd die Freudenrufe des Volkes: Es leben die Befreier von Arkona! Ruhm und Ehre den Slavischen Helden!

Unterdessen erschienen die aus der schweren Haft befreiten vornehmen Bürger von Arkona mitten unter dem Volke, welches sie für todt gehalten; nun stieg die Freude aufs äußerste. „Wo ist unser Tyrann, wo ist Skielmo?“ rief man von allen Seiten: — „gebet ihn uns um ihn in Stücken zu reißen.“ — „Geliebte Mitbürger!“ — sprach Metschißlaw — „Skiel-

mo ist in unsern Händen, aber wir müssen die gerechte Rache der Treue für unsern Fürsten Tetißlaw zum Opfer bringen. In unsern Händen ist die Blüthe der Dänischen Ritterschaft, und durch sie wollen wir unsern unglücklichen Fürsten loskaufen, ohne den wir doch beim höchsten Siegesjubel nur eine Familie ohne Vater sind. Gott ist gerecht, er wird Skielmo's Gräuelthat in seinem eigenen Vaterlande strafen; er ist Verräther gegen seinen König, und der Eidesbruch bleibt nie ohne gerechte Strafe."

Dombor wünschte in sein Haus zurückzukehren, welches Ritter Dunst, nach dem Rechte des Sieges, besessen hatte. Die Nowgoroder blieben, als werthe Gäste, im fürstlichen Schlosse. Metschißlaw begleitete Domborn und dessen Tochter, und erzählte ihnen unterweges, von seiner Flucht von Wollin, von der Ankunft der Nowgoroder auf der Insel Ogradnüj, von seinem Zusammentreffen auf der See mit dem Fürsten Buriwoi, der, nachdem er Skielmo's Vorschlag erhalten hatte, ihm im Verrathe beizustehen, den Dänischen König davon benach=

richtigte, und selbst mit seiner Heerschaar nach Wollin eilte, mit dem festen Entschluß, es von der Oberherrschaft der Fremdlinge zu befreien. Als sie in der Nacht bei Wollin anlegten, fanden sie am Meeresufer den alten Priester Oswetowid's, der ihnen einen unterirdischen Gang in das Innere des Schlosses zeigte, den sogar Fürst Tetißlaw nicht gekannt hatte. — Metschißlaw sandte den Nowgoroder Dobrünja in der Kleidung eines Harfners, um zu erforschen, was im Schlosse geschehe, und beschloß, um Mitternacht zu gleicher Zeit das Schloß, den Hafen und die Stadtwache anzugreifen. Der unerwartete und kühne Angriff setzten die sorglosen Dänischen Krieger in Schrecken und sie ergaben sich ohne großen Widerstand. Durch den unterirdischen Gang gelangte Metschißlaw bis zu dem Thurme, in welchem Bronißlawa gefangen saß. Der Eingang in den Corridor war nur leicht vermacht durch eine Reihe von Steinen, welche bei dem ersten Andrange zusammenfielen. Das Licht zeigte ihnen den Weg zu dem Orte, wo die Waffenträger Skielmo'n erwarteten. Der glückliche Erfolg krönte das

kühne Unternehmen und in einer Nacht war Arkona von dem fremden Joche befreit.

Einige Jahre verflossen. Hanseatische Kaufleute brachten nach Nowgorod neue Geschenke für Rostißlaw und dessen Kampfgefährten von Wollins dankbaren Bewohnern. Die Kaufleute erzählten, Fürst Tetißlaw sey nach Wollin zurückgekehrt, und habe seitdem wieder einen Sieg über die Dänen erfochten; der Christliche Glaube sey feierlich und freiwillig von Wollins Bewohnern angenommen, und Metschißlaw Granza, der glückliche Gatte Bronißlawa's, zum Feldherrn erwählt worden. Er habe in Arkona der heiligen Sophia einen Tempel erbaut, zur Erinnerung an Groß-Nowgorod *) und auf den Mauern desselben die Namen von Rostißlaws Heerschaar zur ewigen Ehre und zum unvergänglichen Ruhme verzeichnet. Von Skielmo erzählten sie, die Strafe für seinen Verrath

*) Die Hauptkirche in Großnowgorod, ist ebenfalls der heiligen Sophia geweiht.

und seine Gräuel habe ihn nicht getroffen, denn Gewissensbisse hätten ihn getödtet. Der Ruhm von Arkona's Befreiung verbreitete sich weit in der Welt, und stärkte die Ueberzeugung bei fremden Völkern, daß die Slaven unüberwindlich sind, und nur durch innere Zwistigkeiten unter fremde Herrschaft gerathen können.

Ende des vierten Bandes.

Schneeberg, gedruckt bei C. W. T. Schill.

